

BESONDERE LERNLEISTUNG

im Fach Geschichte:

FLUCHT UND VERTREIBUNG.
ANKUNFT UND INTEGRATION
IN LEIPZIG-RÜCKMARS DORF
VON 1945 BIS IN DIE 50ER JAHRE

Adrian Seiffert

Anton-Philipp-Reclam-Gymnasium Leipzig

Leipzig, den 04. 01. 2021

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	4
2	Theoretische Grundlagen.....	6
2.1	Flucht und Vertreibung im Umfeld des Zweiten Weltkriegs	6
2.1.1	Die Begriffe Evakuierung, Flucht, Vertreibung und Umsiedlung	6
2.1.2	Herkunft der Flüchtlinge und Vertriebenen.....	7
2.1.3	Abfolge der Ereignisse und Ursachen von Flucht und Vertreibung	9
2.1.3.1	Flucht vor dem Kriegsende.....	9
2.1.3.2	Die „wilde Vertreibung“	10
2.1.3.3	Geordnetere Umsiedlung (Potsdamer Abkommen).....	10
2.2	Ankunft und Integration der Flüchtlinge in der SBZ/ DDR.....	11
2.2.1	Die Ankunft der Flüchtlinge in der SBZ/ DDR.....	11
2.2.2	Integrationsmaßnahmen der SBZ zwischen 1945 und 1953	12
2.2.3	Assimilations- und Repressionspolitik in der SBZ/DDR.....	14
2.2.4	Integrationspolitik der Kirchen.....	17
2.2.5	Das Verhältnis von Einheimischen zu Vertriebenen	17
2.3	Ankunft und Integration der Flüchtlinge im Raum Leipzig.....	19
2.3.1	Flüchtlinge und Vertriebene in Leipzig.....	19
2.3.2	Flüchtlinge und Vertriebene in Rückmarsdorf.....	21
3.	Methodische Grundlagen.....	23
3.1	Geschichtswissenschaftliche Methoden.....	23
3.1.1	Mikro-Historie	23
3.1.2	Oral History	23
3.2	Das Leitfadeninterview	24
3.2.1	Die Methode des Leitfadeninterviews	24
3.2.2	Die Auswahl der Zeitzeugen	25
3.2.3	Die Erstellung der Fragen.....	26
3.2.4	Vorbereitung und Durchführung des Interviews.....	26
3.3	Auswertung der Interviews mithilfe der qualitativen Inhaltsanalyse	27
3.3.1	Methode der qualitativen Inhaltsanalyse.....	27
3.3.2	Schrittfolge der qualitativen Inhaltsanalyse	28

4.	Auswertung der Zeitzeugeninterviews.....	31
4. 1	Situation bei der Ankunft in Rückmarsdorf.....	31
4. 1. 1	Zeitpunkt der Ankunft und vorherige Stationen der Unterbringung.....	31
4. 1. 2	Strapazen der Flucht.....	35
4. 1. 2. 1	Der kalte Winter 1944/45.....	35
4. 1. 2. 2	Kriegshandlungen während der Flucht.....	36
4. 1. 2. 3	Kriegsrechtsverletzungen und Übergriffe auf die Zivilbevölkerung.....	36
4. 1. 3	Wohnsituation bei der Ankunft in Leipzig/Rückmarsdorf.....	38
4. 1. 4	Materieller Besitz.....	40
4. 1. 5	Akzeptanz oder Ablehnung durch Einheimische.....	42
4. 2	Integration in die Gemeinschaft der Rückmarsdorfer Bevölkerung	44
4. 2. 1	Sozialer Aufstieg der Flüchtlinge und Vertriebenen	44
4. 2. 2	Unterstützung durch den Staat.....	46
4. 2. 3	Unterstützung durch die Rückmarsdorfer Bevölkerung	48
4. 2. 4	Beziehung zu alteingesessenen Rückmarsdorfern.....	49
4. 2. 5	Engagement in Vereinen, Organisationen und die politische Teilhabe	50
4. 2. 6	Tabuisierung des Vertriebenenstatus.....	52
4. 2. 7	Kontakt zu anderen Vertriebenen.....	54
4. 2. 8	Kontaktaufnahme und Besuch der alten Heimat nach 1990.....	56
5	Resümee.....	58
	Literaturverzeichnis	61
	Abkürzungsverzeichnis	63
	Anlage 1: Anschreiben an die Zeitzeuginnen	64
	Anlage 2: Fragebogen (Statistischer Teil)	65
	Anlage 3: Fragebögen (ausgefüllt)	66
	Anlage 4: Transkription I.....	69
	Anlage 5: Transkription II	85
	Anlage 6: Transkription III.....	106
	Eidesstattliche Erklärung.....	118

1 Einleitung

„Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd.“

(Christa Wolf 2007: 11)

In ihrem Roman „Kindheitsmuster“ verarbeitet die Autorin Christa Wolf ihre Flucht aus dem ostpreußischen Landsberg an der Warthe, dem heutigen Gorzów Wielkopolski, gegen Ende des Zweiten Weltkrieges. So wie sie kamen insgesamt ca. 12 Millionen Deutsche zwischen der russischen Sommeroffensive 1945 und den 1950er Jahren aus den ehemaligen deutschen Gebieten in die Besatzungszonen der Alliierten (vgl. Noack 2006, S.65). Im vom Krieg zerstörten Deutschland waren sie keineswegs immer willkommen. So existieren zahlreiche Berichte über Diskriminierung und Ausgrenzung (vgl. Wolter 2011, S.22-24). Viele der Flüchtenden und Vertriebenen vermieden es daher, über ihre Herkunft zu sprechen. Hinzu kam eine generelle Tabuisierung des Themas innerhalb der Nachkriegsgesellschaft. Gerade in der DDR war es unerwünscht, über das Thema Flucht und Vertreibung zu reden. Deshalb bleiben bis heute viele Fragen über die Integration der Millionen von Menschen in diesem Teil Deutschlands offen. Es ist die vermutlich letzte Chance, Zeitzeugen zu befragen und sich aus erster Quelle zu informieren, bevor diese Zeugen verschwinden.

„Ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ (Noack, 2006, S.65) – so bezeichnen viele Vertriebene ihr Schicksal. Doch wie kamen die Flüchtlinge und Vertriebenen nach ihrer Ankunft in den vier Besatzungszonen zurecht? Welche Unterstützung erhielten sie? Und wie gelang ihre Integration in die Gesellschaft?

Ziel dieser wissenschaftlichen Arbeit ist es, auf der Grundlage der vorhandenen Fachliteratur und am Beispiel dreier Zeitzeugen-Interviews die Integration der nach dem Zweiten Weltkrieg Flüchtenden bzw. Vertriebenen im Raum Leipzig zu untersuchen. Dabei richtet die vorliegende Arbeit den Blick auf die zwischen 1945 und den 1950er Jahren erfolgende Ankunft und Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen in Rückmarsdorf, einer – innerhalb des Zeitrahmens der Untersuchung – kleinen Gemeinde westlich von Leipzig. Seit 2000 bildet Rückmarsdorf gemeinsam mit Burghausen den Leipziger Ortsteil Burghausen-Rückmarsdorf im Stadtbezirk Alt-West. Mit dieser Konzentration auf eine kleine, in den 1940er und 1950er Jahren eher dörflichen Gemeinde hat die vorliegende Arbeit eine eher mikrohistorische Blickrichtung und soll damit auch einen Beitrag zur Rückmarsdorfer Ortsgeschichte leisten. Die Untersuchung erfolgt mittels dreier Zeitzeugeninterviews, einer Erhebungsmethode, die sich der Oral History zuordnen lässt. Normalerweise ist es hierbei sinnvoll, möglichst eine Vielzahl an Zeitzeugen zu befragen, um einen detailreichen Einblick in das Thema zu erhalten. Aufgrund des zeitlich begrenzten Rahmens dieser Besonderen Lernleistung und des großen zeitlichen Aufwands der Transkription können jedoch lediglich drei Zeitzeugeninterviews durchgeführt werden. Ein weiterer Grund für die beschränkte Anzahl der Interviews ist die geringe Dichte von verfügbaren Zeitzeugen, welche den in der vorliegenden Arbeit definierten Parametern entsprechen. Danach kommen nur Zeitzeugen in Frage, welche die Flucht und Vertreibung aus den ehemaligen deutschen Gebieten selbst erlebten, im Raum Leipzig ankamen und schließlich im heutigen Ortsteil Rückmarsdorf eine neue Heimat fanden. Alle drei Zeitzeugen werden mit einem vorher entwickelten, einheitlichen Katalog von Leitfragen befragt, um die Antworten miteinander vergleichen zu können.

Der erste Teil der vorliegenden wissenschaftlichen Arbeit widmet sich den theoretischen Grundlagen. Zunächst sollen in Kapitel 2 auf der Basis ausgewählter Forschungsliteratur die

Ursachen für Flucht und Vertreibung als unmittelbare Folgen des Zweiten Weltkriegs erläutert, die Herkunft der Flüchtenden und Vertriebenen skizziert und die Abfolge der Ereignisse dargelegt werden. Unmittelbar daran anschließend wird anhand einiger weniger bisher für den Raum Leipzig vorliegender wissenschaftlicher Untersuchungen ein kurzer Überblick über die Ankunft und Integration der Flüchtlinge in der SBZ/DDR, insbesondere im Raum Leipzig gegeben.

Im zweiten Teil der Arbeit erfolgt die empirische Untersuchung der eingangs gestellten Frage. Kapitel 3 widmet sich dabei zunächst den methodischen Grundlagen, indem die Auswahl der Zeitzeugen begründet sowie die Vorbereitung und Durchführung der Interviews beschrieben werden.

In Kapitel 4 erfolgt die Darstellung und Auswertung der Zeitzeugenberichte, welche anschließend mit den Literaturbefunden verglichen werden. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse und ein Ausblick auf offene Fragen schließen die Arbeit ab.

2 Theoretische Grundlagen

2.1 Flucht und Vertreibung im Umfeld des Zweiten Weltkriegs

2.1.1 Die Begriffe Evakuierung, Flucht, Vertreibung und Umsiedlung

Mit Blick auf das Thema Flucht und Vertreibung in der letzten Phase und im ersten Jahrzehnt nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat man zwischen mehreren verschiedenen Formen von Migrationsbewegungen zu unterscheiden. Zunächst gab es jene Menschen, die in den letzten Kriegsmonaten vor der nahenden Ostfront flohen, sogenannte Flüchtlinge, welche mit dem Rückzug der deutschen Militärverbände in das Innere des Reichs evakuiert wurden (vgl. Madajczyk 2005, S. 51). Hierzu gehören zum einen die von den Behörden angeordneten *Evakuierungen*, bei denen „Menschen aus den unmittelbar an die Front grenzenden Zonen verlagert [wurden], um so Freiraum für militärische Operationen zu schaffen“ (Beer 2011, S. 13). Zum anderen zählt hierzu aber auch die aus eigenem Antrieb erfolgende, zum Teil gegen behördliche Anordnungen verstoßende *Flucht* der Menschen vor der vorrückenden Ostfront, und zwar entweder „in Form eines überstürzten Aufbruchs [...] oder als Ergebnis rechtzeitig getroffener Vorbereitungen“ (Beer 2011, S. 15). Sowohl Evakuierungen als auch Flucht wurden von den Betroffenen zumeist als vorübergehend angesehen (vgl. Beer 2011, S. 13-15), was sich – im Nachhinein betrachtet – in der Regel als Illusion erwies.

Daneben gab es jene, die unmittelbar mit oder in den Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges aus den Ostprovinzen des (ehemaligen) Deutschen Reiches vertrieben, ausgewiesen, abgeschoben oder, um den offiziellen Terminus der DDR zu nennen, „umgesiedelt“ wurden. Auch unter ihnen lässt sich eine weitere Differenzierung vornehmen, in diejenigen, die kurz vor oder in den ersten Monaten nach Kriegsende Opfer sogenannter *wilder Vertreibungen* wurden, und diejenigen, die im Zuge von „*Umsiedlungen auf vertraglicher Grundlage*“ (Beer 2011, S. 16) ihre angestammte Heimat verlassen mussten. (Vgl. Schwartz 2005, S.91)

Die Begriffe *Evakuierung*, *Flucht*, *Vertreibung* und *Umsiedlung* sind nicht immer eindeutig voneinander abzugrenzen. Viele der in den ehemaligen Ostgebieten Lebenden sind zunächst vor der herannahenden Front *geflohen*, haben anschließend versucht, in ihre Heimat zurückzukehren und sind schließlich in einer zweiten Phase der Migrationsbewegungen *vertrieben* worden (vgl. Interview I; Z. 122-137; Interview II, Z. 8-84). Zudem bemerkt Kossert (2015):

Vor 1953 findet man für die Heimatlosen Bezeichnungen aller Art. Man sprach von Aussiedlern und Vertriebenen, von Flüchtlingen, Ostvertriebenen, Heimatvertriebenen, Ausgewiesenen und Heimatverwiesenen. 1947 setzte sich dann allmählich „Vertriebene“ [...] durch, auch weil die amerikanische Besatzungsmacht das anordnete. Der Begriff sollte zum Ausdruck bringen, daß die Vertreibung endgültig war und keine Hoffnung auf Rückkehr bestand. Nach Gründung der Bundesrepublik wurde das Wort „Vertriebener“ in der Regel dem Begriff „Flüchtling“ vorgezogen. [...] Im Bundesvertriebenengesetz (BVFG) ist das Wort „Flüchtling“ für diejenigen reserviert, die aus der sowjetischen Besatzungszone geflohen sind. (Kossert 2015, S. 10)

In der SBZ/ DDR durften schließlich die Betroffenen, um jede Erinnerung an Flucht und Vertreibung zu vermeiden, gar nicht als Flüchtlinge oder Vertriebene bezeichnet werden, sondern galten bereits seit 1945 unterschiedslos als „Umsiedler“, seit 1950 als „ehemalige Umsiedler“ (vgl. Schwartz 2005, S. 91).

In der vorliegenden Arbeit sollen in erster Linie die Begriffe *Flucht* und *Vertreibung* verwendet werden. Flucht meint dabei das (angeordnete oder aus eigenem Antrieb erfolgende) Flihen vor der herannahenden Front vor Kriegsende. Unter Vertreibung soll sowohl die sogenannte „wilde Vertreibung“ als auch die auf vertraglicher Grundlage beruhende Ausweisung der deutschen

Bevölkerung aus den (ehemals) deutschen Gebieten verstanden werden. In den zitierten Quellentexten, aber auch in den Zeitzeugeninterviews kommt daneben der Begriff *Umsiedler* vor, der jeweils dem offiziellen Sprachgebrauch der SBZ/DDR folgt.

2. 1. 2 Herkunft der Flüchtlinge und Vertriebenen

Wenn man eine nicht kundige Person danach fragt, woher die Flüchtlinge und Vertriebene aus den ehemals deutschen Gebieten nach dem Zweiten Weltkrieg kamen, so wird die Antwort lauten: „aus dem Osten“. Doch was ist der Osten bzw. welche Gebiete jenseits der Oder und der Neiße waren betroffen?

Bei den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches handelt es sich um die Gebiete Ostpreußen, Pommern, Ostbrandenburg, Schlesien und die Freie Stadt Danzig. Der Anteil dieser Gebiete am Reichsterritorium betrug mehr als ein Viertel (vgl. Kossert 2015, S. 17). Insgesamt geht man von 9.955.000 Deutschen aus, welche in diesen Gebieten lebten (vgl. Kossert 2015, S. 22). Die meisten von ihnen, mehr als 4,5 Millionen Menschen, lebten in Schlesien mit der Hauptstadt Breslau, knapp 2,5 Millionen in der Provinz Ostpreußen und ihrer Hauptstadt Königsberg (vgl. Kossert 2015, S. 22).

Hinzu kamen deutschsprachige Minderheiten, welche außerhalb des Deutschen Reiches lebten, und zwar in Polen (1.200.000 Menschen), den baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen (250.000 Menschen), der Tschechoslowakei (3.544.000 Menschen), Ungarn (600.000 Menschen), Rumänien (782.000 Menschen), Jugoslawien (536.000 Menschen) und der Sowjetunion (1.400.000 Menschen) (vgl. Kossert 2015, S. 22).

Große Teile dieser deutschen bzw. deutschsprachigen Bevölkerung wurden nach 1945 aus ihrer Heimat vertrieben bzw. flohen vor der nahenden Front. Tabelle 1 gibt Aufschluss über die Zahl der aus den jeweiligen Gebieten vertriebenen bzw. geflohenen Menschen¹ (vgl. Noack 2006, S. 64).

Deutsche Ostgebiete	
Ostpreußen	1,95 Millionen
Pommern	1,95 Millionen
Ostbrandenburg	1,1 Millionen
Schlesien	3,25 Millionen
Deutsche Siedlungsgebiete in Mittel-, Ost- und Südeuropa	
Tschechoslowakei (Sudetenland)	2,9 Millionen
Rumänien (Siebenbürgen, Banat, Bessarabien u.a.)	250000
Ungarn	200000
Jugoslawien	250000

Tabelle 1: Vertriebenenzahlen deutsche Ostgebiete und deutsche Siedlungsgebiete

Die Herkunft der Flüchtlinge und Vertriebenen hatte zunächst auch Einfluss auf ihre Verteilung in den Besatzungszonen. „Denn die Trecks aus Ostpreußen und Pommern sind zunächst einmal

¹ Die Abweichungen zu den im vorigen Absatz genannten Zahlen verdeutlichen, dass ein Großteil der in diesen Gebieten lebenden Deutschen, aber eben nicht alle geflohen sind bzw. vertrieben wurden.

größtenteils auf dem möglichst direktesten Weg an die norddeutschen Küsten und nach Niedersachsen vorgestoßen, jene aus Schlesien und dem Sudetenland hauptsächlich nach Bayern“ (Noack 2006, S. 68).

Ungefähr zwei Drittel der 1950 registrierten mehr als zwölf Millionen Vertriebenen, nämlich 8,1 Millionen, siedelten sich in den drei westlichen Besatzungszonen bzw. in der späteren Bundesrepublik Deutschland an, wobei die französische Besatzungszone die geringste Zahl an Vertriebenen aufnahm². Etwas mehr als ein Drittel (37,2% – das entspricht 4,31 Millionen) kam in die sowjetische Besatzungszone bzw. in die DDR (vgl. Kossert 2015, 196). Prozentual betrachtet hatte damit die sowjetische Besatzungszone die meisten Flüchtlinge und Vertriebenen aufzunehmen. Dies zeigt sich auch mit Blick auf die einzelnen Regionen innerhalb der vier Besatzungszonen. Zwar kam mit 1.929.000 Vertriebenen die absolut höchste Zahl der Menschen in Bayern an, deren Anteil an der Bevölkerung lag aber nur bei 21,1%. In Mecklenburg-Vorpommern hingegen, das mit 922.000 Vertriebenen rund eine Million Menschen weniger aufgenommen hatte als das Land Bayern, lag der prozentuale Anteil bei 43,3%. Fast jeder zweite Bewohner Mecklenburg-Vorpommerns war damit 1949/50 ein Flüchtling oder Vertriebener. Tabelle 2 gibt einen Überblick über absolute und prozentuale Zahlen der Vertriebenen in den einzelnen deutschen Ländern bzw. Provinzen³ (vgl. Noack 2006, S. 64).

Land	Absolute Zahl (in Tsd.)	Prozentualer Anteil in %
Schleswig-Holstein	857	33
Mecklenburg-Vorpommern	922	43,3
Hamburg	116	7,2
Bremen	48	8,6
Niedersachsen	1851	27,2
Sachsen-Anhalt	1051	24,4
Brandenburg	655	24,8
West-Berlin	148	6,9
Ost-Berlin	69	5,8
Nordrhein-Westfalen	1332	10,1
Hessen	721	16,7
Thüringen	686	23
Sachsen	998	17,2
Rheinland-Pfalz	152	5,1
Baden-Württemberg	870	13,4
Bayern	1929	21,1

Tabelle 2: Vertriebene nach Bundesländern (Stand 1949/50)

² In der britischen Besatzungszone kamen 32,8% aller Heimatvertriebenen unter, in der amerikanischen Besatzungszone 28,2 % und in der französischen Besatzungszone 1,4%. (vgl. Kossert 2015, 196)

³Die Neugliederung der Länder bzw. Provinzen in der DDR erfolgte erst 1952.

Insgesamt betrug der Anteil an Vertriebenen 1949 in der DDR 24,1% (vgl. Schwartz 2005, S. 91)⁴, in der Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1950 ungefähr 16 %⁵ und im Jahr 1960 rund 21,5%. Ein Grund für diesen Anstieg waren der zunehmende Flüchtlingsstrom der Vertriebenen aus der DDR sowie die Bestimmungen des 1953 erlassenen Bundesvertriebenengesetzes (BVFG), nach dem der Vertriebenenstatus vererbbar war (vgl. Beer, 2005 S.110-111). Angesichts dieser Massen an Flüchtlingen und Vertriebenen und deren unterschiedlichster Herkunft und Kultur ist es durchaus erstaunlich, dass ihre Integration sowohl in der BRD als auch in der DDR gelungen zu sein scheint.

2. 1. 3 Abfolge der Ereignisse und Ursachen von Flucht und Vertreibung

2. 1. 3. 1 Flucht vor dem Kriegsende

Einer der wichtigsten und für uns auch einer der nachvollziehbarsten Gründe für die Flucht vor dem Kriegsende war die nahende Ostfront in den Jahren 1944 und 1945. Die erste große Fluchtwelle entstand 1944 im Baltikum und in Russland. Über 200.000 Deutsche machten sich auf den beschwerlichen Weg Richtung Westen. Während der zweiten Flüchtlingswelle flohen zwischen 4 und 5 Millionen Menschen aus den ehemaligen ostdeutschen Grenzgebieten. Schuld an dieser zweiten Massenflucht war die Winteroffensive der Roten Armee beginnend im Januar 1945, welche durch die NS-Propaganda, aber auch durch reale Übergriffe sowjetischer Soldaten, von der Bevölkerung als existentielle Bedrohung empfunden wurde. (Vgl. Schwab 1999, S.15 und Schrammek 2004, S. 25)

In den meisten Fällen war die Flucht vor der Front ungeordnet und chaotisch (vgl. Schrammek 2004, S. 27), da „die Evakuierungsanordnungen zu spät ausgegeben [wurden] und die Transportmittel [schließlich nicht ausreichten]“ (Schrammek 2004, S. 24). Während die ländliche Bevölkerung hauptsächlich in Trecks, bestehend aus Pferde- und Handwagen, die Flucht Richtung Westen antrat, so wurde die Stadtbevölkerung häufig mit der Eisenbahn nach Pommern oder Mitteldeutschland evakuiert (vgl. Schrammek 2004, S.24 und S.28). Von den Hafenstädten aus brachen „hunderttausende Flüchtlinge mit Schiffen“ (Schrammek 2004 S. 30) auf, um über die Ostsee in deutsche oder dänische Gebiete zu gelangen (vgl. Schrammek 2004, S. 29-30).

Gerade die Flüchtlinge, welche in großen Flüchtlingstrecks unterwegs waren, wurden häufig Opfer des Krieges, da sie entweder von der Front überrollt oder Ziel von feindlichen Luftangriffen durch Beschuss und Bombardierungen wurden. Ein weiteres Problem war die ungünstige Witterung, welche dafür sorgte, dass Menschen erfroren. Mitgenommene Lebensmittel wie Brot, Wurst und Butter waren durch die Kälte ungenießbar. (Vgl. Schrammek 2004, S. 29f. und Schwab 1999, S.15) Das Vorankommen war aufgrund der vereisten Straßen schwierig. Oft rutschten die schwerbeladenen Pferdewagen in die Straßengräben oder fielen um: „Solche Unfälle blockierten oft die gesamte Straße, und der Treck musste anhalten. Verletzte Tiere und defekte Wagen blieben am Straßenrand liegen, während der restliche Treck weiterzog.“ (Schrammek 2004 S. 29).

Auch die Flüchtlinge, welche mit dem Zug flohen, waren in keiner besseren Lage. Häufig kehrten Züge wieder zu ihrem Ausgangsbahnhof zurück oder fuhren gar nicht erst los, da oftmals die Eisenbahnlinien so verstopft oder kaputt waren, dass die Züge nicht mehr durchkamen. Des Öfteren wurden die Züge von Tieffliegern und Artillerie beschossen, was neben den nicht beheizbaren Güterwagons und den damit häufig an Erfrierung sterbenden Menschen ebenfalls zu

⁴Kossert (2015, 196) beziffert den Anteil auf 24,2%.

⁵Beer (2005, S.110f.) spricht von 16,5%; Schwartz (2005, S. 91) dagegen von 15,7%.

hohen Opferzahlen führte. Meist wussten die Flüchtlinge nicht einmal, wohin ihr Zug fuhr, da die regulären Fahrpläne außer Kraft gesetzt wurden. An den zerbombten Bahnhöfen gab es Hilfsmaßnahmen von NSV und DRK, welche aber schnell erschöpft waren. (Vgl. Schrammek 2004, S. 30f.) Diese Massenflucht hielt bis zum Ende des Krieges an. Nach dem Krieg setzte sie sich allerdings als sogenannte „wilde Vertreibung“ fort, welche im Vergleich zu den Massenfluchten während der Kriegszeit noch einmal unkoordinierter und brutaler ablief (vgl. Schwab 1999 S.15-16 und Schrammek 2004 S.32-33).

2. 1. 3. 2 Die „wilde Vertreibung“

Als „wilde Vertreibung“ bezeichnet man die Periode zwischen dem Kriegsende und der Potsdamer Konferenz. Das Ziel der sogenannten „Vertreiberstaaten“ war es, die deutsche Bevölkerung aus ihrem jeweiligen Staatsgebiet auszuweisen. Besonders in der Tschechoslowakei waren die Zustände der „wilden Vertreibung“ äußerst grausam. Zwar war die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der ČSR schon vor dem Kriegsende zwischen der Sowjetunion und der tschechischen Exilregierung ausgehandelt worden, jedoch wurde durch die tschechischen Aufstände, beginnend am 5. Mai 1945 in Prag, die deutsche Bevölkerung mehr und mehr das Ziel von Übergriffen. Tschechische Partisanen machten Jagd auf Deutsche. In den ersten Nachkriegswochen wurden tausende Deutsche festgenommen, ausgeplündert und teilweise auch misshandelt. Oftmals wurden Familien auseinandergerissen, da die Männer häufig im nordböhmischen Bergbau eingesetzt wurden. Die Frauen mussten meist bei tschechischen Bauern in der Landwirtschaft arbeiten. Insgesamt geht man von 700.000 bis 800.000 Menschen aus, welche bis zur Potsdamer Konferenz aus der Tschechoslowakei vertrieben wurden. (Vgl. Schrammek 2004, S. 32-33)

Auch in den polnisch besetzten Gebieten kam es zu ähnlichen Übergriffen. So sperrten polnische Milizen die Neißübergänge, was ein Zurückkommen der Vertriebenen unmöglich machte. Am 20. Juni 1945 begann die unkoordinierte Vertreibung der deutschen Bevölkerung östlich der Oder und Neiße. Erst einen Tag später, am 21. Juni 1945, wurde vom polnischen Militär ein Vertreibungsbefehl formuliert. Ein solcher Vertreibungsbefehl wurde häufig bei Tagesanbruch bekanntgegeben. So zum Beispiel auch am 14. Juli 1945 in Bad Salzbrunn. Die deutsche Bevölkerung musste „innerhalb von drei Stunden in einer bestimmten Straße in einer Marschkolonne zu vier Personen [antreten]. Sie durften nur 20 Kilogramm Gepäck mitnehmen. Die Wohnungen mussten unverschlossen bleiben und die Wohnungs- bzw. Hausschlüssel nach außen gesteckt werden. Nur Kinder- und Handwagen waren als Transportmittel erlaubt“. (Schrammek 2004, S. 34)

Schilderungen wie diese zeigen die Brutalität der „wilden Vertreibung“. Diese Gewalt gegen die deutsche Bevölkerung in der Tschechoslowakei und Polen liegt vor allem an der „Entladung elementarer Hassgefühle der von [dem Dritten Reich, Anm. A. S.] unterdrückten Nationalitäten“. Hinzukommt der Hass und der Rachegeanke vieler befreiter polnischer, russischer und ukrainischer Zwangsarbeiter, die in ihre Heimat zurückkehrten. (Schrammek 2004, S. 35).

2. 1. 3. 3 Geordnetere Umsiedlung (Potsdamer Abkommen)

Durch die am 17. Juli 1945 abgehaltene Konferenz in Potsdam und dem daraus entstehenden Potsdamer Abkommen entwickelte sich die „wilde Vertreibung“ in eine geordnetere und humanere Vertreibung unter Aufsicht der Westalliierten. Der Artikel 13 des Potsdamer Abkommens

garantiert eine „ordnungsgemäße Überführung deutscher Bevölkerung“. Am 17. Oktober 1945 wurde ein Ausweisungsplan der Siegermächte ausgearbeitet und unterzeichnet. Westalliierte Truppen aus Großbritannien und den USA versuchten die Ausweisung und die Transporte zu überwachen und unternahmen zum Teil selbst Transporte aus dem Sudetenland nach Bayern. Aufgrund der strengeren Überwachung und durch die gesetzten Regeln durch das Potsdamer Abkommen besserte sich die Behandlung der deutschen Bevölkerung während der Vertreibung drastisch. Denn gerade in der Zeit bis zu ihrer Zwangsausweisung durch das Potsdamer Abkommen litt die deutsche Bevölkerung sehr. Viele Deutsche verließen ihre Heimat in den ehemaligen deutschen Gebieten freiwillig. Grund dafür war meistens die systematische Unterdrückung der deutschen Bevölkerung. Oftmals verloren sie ihr Eigentum, Haus und Hof. Die Männer wurden häufig zu unterschiedlichsten Arbeiten kommandiert und „in manchen Gegenden mussten die Deutschen eine weiße Armbinde oder ein auf die Kleidung aufgenähtes 'N' tragen, um als rechtlose Subjekte erkenntlich zu sein.“ (Schrammek 2004, S. 37)

2. 2 Ankunft und Integration der Flüchtlinge in der SBZ/ DDR

2. 2. 1 Die Ankunft der Flüchtlinge in der SBZ/ DDR

Bereits im April 1949 wurden 4,31 Millionen Flüchtlinge bzw. Vertriebene in der SBZ registriert (vgl. Kossert 2015, S. 194). In einem Aufsatz spricht Gerald Christopeit von den „[v]erschwiegene[n] vier Millionen (Christopeit 1995, S. 222). Mit 37,2 % hatte die SBZ – verglichen mit den übrigen drei Besatzungszonen – zunächst den größten Teil der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen aufgenommen (vgl. Kossert 2015, S. 196) (vgl. hierzu auch Kapitel 2.1.2), der Anteil der Flüchtlinge und Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung betrug damit innerhalb der SBZ 24,2%. Fast jeder vierte Einwohner war demnach ein Vertriebener. (Vgl. Kossert 2015, S. 196)

Innerhalb der SBZ waren dabei aber die regionalen Unterschiede groß, sie bewegen sich – gemessen an der Gesamtbevölkerung – zwischen 43,3% in Mecklenburg-Vorpommern, 24,8% bzw. 24,4% in Brandenburg bzw. Sachsen-Anhalt, 23% in Thüringen und 17,2% in Sachsen. (Vgl. Kossert 2015: S. 196; Schwartz 2005, S. 91; Noack 2006, S. 64) (vgl. dazu auch Tabelle 1 in Kapitel 2.1.2)

Gemessen in absoluten Zahlen ergibt sich ein etwas anderes Bild: So waren im April 1949 die meisten Flüchtlinge und Vertriebenen, nämlich 1.051.024, in Sachsen-Anhalt registriert, 997 798 in Sachsen, 922 088 in Mecklenburg-Vorpommern, 685 913 in Thüringen und 655 466 in Brandenburg (vgl. Kossert 2015, S. 196; Noack 2006, S. 64).

Für diese ungleiche Verteilung gab es verschiedene Ursachen. Zum einen grenzte die SBZ insgesamt, besonders aber die Länder Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und Sachsen an die Herkunftsgebiete der Vertriebenen an. Da viele Flüchtlinge und Vertriebene zunächst in die Heimat zurückkehren wollten, hielten sie sich bevorzugt in den ostdeutschen Grenzgebieten auf (Kossert 2015, S. 194), zum anderen brachte man die Flüchtlinge und Vertriebenen, unter anderem wegen der stärkeren Zerstörung der Städte durch die Bombenangriffe der Alliierten, bevorzugt in den dünn besiedelten ländlichen Regionen unter (vgl. Schwartz 2005, S. 91). Dies erklärt den hohen Anteil an Vertriebenen in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und Sachsen-Anhalt.

Die Ankunft der Flüchtlinge und Vertriebenen erfolgte zumeist in Auffanglagern, die oft eigens errichtet wurden, um die große Zahl der Ankommenden überhaupt unterbringen zu können. Für diese Lager gab es zahlreiche unterschiedliche Bezeichnungen. Schrammek (2004, S. 117)

beschreibt neben Durchgangslagern oder Durchschleusungslagern „für Vertriebene, die in ein anderes Bundesland oder in eine andere Zone gebracht werden sollten“ (Schrammek 2004, S. 117), vor allem Auffanglager, Quarantänelager und Verteilerlager.

Auffanglager wurden oft bereits in den letzten Kriegswochen spontan errichtet und waren daher auch nur notdürftig ausgestattet. Vor allem in größeren Städten richteten NS-Organisationen wie die NSV, NS-Frauensschaften oder Jugendorganisationen in Schulen, Turnhallen und Gaststätten mit Tanzsälen solche Lager ein, in denen die Ankommenden in der Regel für wenige Nächte untergebracht wurden. In Leipzig wurde ein solches Auffanglager etwa in einer Schule in Leutzsch errichtet. Nach Kriegsende wurden auch Schlösser und Rittergüter genutzt, deren Besitzer vor der Roten Armee geflohen waren. (Vgl. Schrammek 2004, S. 118-120) Teilweise griff man auf bereits vorhandene Lager zurück, die in den Kriegsjahren für verschiedene Zwecke errichtet worden waren. So zum Beispiel Lager für den Reichsarbeitsdienst, für Kriegsgefangene und zur Kinderlandverschickung (vgl. Schrammek 2004, S.118).

Nachdem im Sommer 1945 Seuchen ausbrachen, errichtete die sowjetische Besatzungsmacht Quarantänelager, um „der schwierigen hygienischen Situation Herr zu werden“ (Schrammek 2004, S. 120). Flüchtlinge und Vertriebene mussten deshalb 14 Tage in Quarantäne gewesen sein, bevor sie in Privatquartiere kamen. Dafür wurden einige der bis dahin wild entstandenen Auffanglager zu Quarantänelagern umgewidmet. Durch die körperlichen Strapazen der Flucht, die schlechten hygienischen Bedingungen und die ungenügende Ernährung während der Transporte kam es häufig zu Durchfallerkrankungen, Hautkrankheiten und Ungezieferbefall. Die Errichtung von Quarantänelagern erschien somit durchaus sinnvoll. Zugleich wurden die Lager aber auch zur politischen Beeinflussung der ankommenden Vertriebenen genutzt. So wurde bereits durch politische Vorträge und ein geeignetes propagandistisches Lektüreangebot Einfluss genommen. (Vgl. Schrammek 2004, S. 121)

Die aus den Quarantänelagern entlassenen Flüchtlinge und Vertriebenen wurden anschließend auf die Kommunen verteilt. Vor allem in Städten, in denen mehrere hundert Vertriebene aus der Quarantäne entlassen wurden und auf einmal ankamen, konnten diese nicht sofort in privaten Wohnungen untergebracht werden. Daher blieben die Vertriebenen oft noch einige Tage – manchmal auch Wochen – in so genannten Verteilerlagern. Teilweise verlängerten die Kommunen auch die Aufenthaltsdauer in den Verteilerlagern bewusst, um die Zuteilung weiterer Flüchtlinge zu verhindern. Die Besatzungsmacht verlangte wiederum die sofortige Zuweisung von privatem Wohnraum, „oft wurde dann von Seiten der Kommunen mit einem Etikettenschwindel reagiert, indem man insbesondere die Barackenlager als Notwohnungen deklarierte“ (Schrammek 2004, S.135).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Lager letztlich nicht nur der vorübergehenden Unterbringung der Vertriebenen und der Quarantäne dienten. Vielmehr entwickelten sie sich zu Schulen, in denen aus den Vertriebenen „anständige Bürger“ der SBZ gemacht werden sollten (Schrammek 2004, S.136).

2. 2. 2 Integrationsmaßnahmen der SBZ zwischen 1945 und 1953

Anfangs zeigten die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) und deren nachgeordnete Instanzen und kommunale Verwaltungen ein hohes Interesse an einer gelingenden Integration. Der ideologische Anspruch der Behörden war es, dass diese Integration besser gelingen solle als in den Westzonen (vgl. Kossert 2015, S. 199). Tatsächlich lag die SBZ im

innerdeutschen Vergleich der vier Besatzungszonen „bei der materiellen Soforthilfe zeitweilig sogar vorn“ (Kossert 2015, S. 198). Konkret sind hier folgende staatliche Unterstützungsmaßnahmen zu nennen:

Bereits im Herbst 1946 wurde eine einmalige „Umsiedlerunterstützung“ beschlossen, die bis 1949 an arbeitsunfähige und bedürftige Vertriebene ausgezahlt wurde. Allerdings wurde diese Unterstützung überwiegend noch in der alten Währung gezahlt. Die Unterstützung betrug 300 RM für Erwachsene und 100 RM für jedes Kind. Fast die Hälfte aller Vertriebenen in der SBZ erhielt diese Unterstützung, die als Integrationshilfe gedacht war (Kossert 2015, S. 198; Krauss 2013, S. 194; Schwartz 2005, S. 92f.). Ein Problem dieser Soforthilfe lag letztlich in deren Frühzeitigkeit, denn „[v]or der Währungsunion von 1948 stand eine wertlose Währung [die Reichsmark (RM), Anm. A.S.] geringen, oft minderwertigen Warenangeboten gegenüber“ (Schwartz 2005, S. 93). Hinzu kam, dass die Umsiedlerunterstützung von den Vertriebenen letztlich nur als Wiedergutmachung einer vorangegangenen Diskriminierung betrachtet wurde: 1946 war von der SMAD eine Teilauszahlung gesperrter Sparkonten genehmigt worden, allerdings nur für Konten bei Banken, die ihren Sitz auf dem Gebiet der SBZ hatten. Die Sparguthaben der Vertriebenen waren damit von dieser Teilauszahlung überwiegend ausgenommen (Schwartz 2005, S. 93, Kossert 2015, S. 198).

Eine weitere frühe Form der Soforthilfe war die Wohnraumpolitik. Immerhin gelang es in der SBZ durch die zwangsweise Umverteilung einheimischen Wohnraums, bis 1947 80 % der Vertriebenen als Untermieter in feste Wohnungen einzuweisen. 1947 bis 1949 wurde die Wohnfläche für die Vertriebenen verdoppelt, aber dennoch blieb auch in der SBZ die Unterbringung der Vertriebenen defizitär. 1949 verfügten Umsiedler noch immer durchschnittlich über gerade einmal halb so viel Wohnfläche wie die Einheimischen, die Qualität der durch die Vertriebenen genutzten Wohnungen war zudem meist deutlich schlechter (Schwartz 2005, S. 93).

Als dritte Säule der Soforthilfe gilt die in der SBZ zwischen 1945 und 1950 durchgeführte „Bodenreform“, also die entschädigungslose Enteignung sogenannter Großgrundbesitzer. Politisch verfolgte diese Maßnahme jedoch gänzlich andere, nämlich vor allem agrarpolitische Ziele. Allerdings konnten von der damit verbundenen Umverteilung von Grundbesitz etwa 91000 Vertriebene profitieren. Als „Umsiedler-Neubauern“ erhielten sie „einen acht Hektar umfassenden 'Neubauernhof' und staatliche Subventionen“ (Schwartz 2005, S. 94). Die Vertriebenen stellten damit 43% aller Neubauern in der SBZ. (Vgl. Kossert 2015, S. 201) Allerdings machten diese 91.000 Umsiedler-Neubauern gerade einmal 2% der Vertriebenen in der SBZ aus. Selbst wenn man Angehörige mitzählt, kommt man sicher nicht auf viel mehr als 8 %, „weshalb die Bodenreform trotz zählbarer Legenden keineswegs als Kernstück der DDR-Integrationspolitik betrachtet werden kann“ (Schwartz 2005, S. 94). Hinzu kam, dass hinsichtlich der staatlichen Subventionen keinerlei Unterschiede zwischen den Umsiedler-Neubauern und den Einheimischen gemacht wurden, was faktisch zu einer Benachteiligung der Vertriebenen führte. So berücksichtigten die Baukredite nicht die wirtschaftliche Notlage der Umsiedler-Neubauern, denen Eigenkapital in der Regel fehlte. Darüber hinaus hatten die Umsiedler oft die schlechteren Böden ohne eigene Hofbauten erhalten. Bis 1947 wurden im Rahmen des „Neubauern-Bauprogramms“ zwar 53.000 Wohnbauten errichtet, von den 91.000 „Umsiedler-Neubauern“ konnte jedoch nur jeder Fünfte eigenen Wohnraum durch dieses Bauprogramm erhalten. (Vgl. Schwartz 2005, S. 95) Um Baumaterial für die Neubauern zu gewinnen, wurden zudem oft Gutshäuser, Großbauernhöfe oder Militäranlagen abgetragen. Dieser Abriss vernichtete jedoch vielfach gerade Wohnraum anderer, dort untergebrachter Vertriebener (Schwartz 2005, S. 95). Und schließlich verschwanden im Zuge der Zwangskollektivierung in den Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften auch die

210.000 Neubauernhöfe in den Jahren 1952-1960, was viele Umsiedler-Neubauern „wie eine zweite Vertreibung“ empfanden (Kossert 2015, S. 202).

Die vierte Säule staatlicher Integrationsmaßnahmen war schließlich das wenige Tage vor der Volkskammerwahl der DDR im Oktober 1950 beschlossene und bis 1953 vollzogene „Gesetz zur weiteren Verbesserung der Lage der ehemaligen Umsiedler“. Es war vergleichbar mit dem westdeutschen Soforthilfegesetz von 1949. (Kossert 2015, S. 198; Schrammek 2004, S. 216). Bereits der Gesetzesname zeigt, in welchem Zwiespalt die Behörden mit diesem Gesetz waren, denn offiziell galt die Integration der „Umsiedler“ ab 1950 als abgeschlossen, die „Umsiedlerfrage“ damit auch als gelöst. Darauf verweisen im Gesetzesnamen die Formulierungen „zur weiteren Verbesserung“ sowie „der ehemaligen Umsiedler“. (Vgl. Schrammek 2004, S. 216). Bedürftige Vertriebene konnten nach diesem Gesetz einen Wohnbedarfskredit mit einer maximalen Höhe von 1000 Mark zum Kauf von Einrichtungsgegenständen beantragen. Antragsberechtigt waren Personen, deren Bruttoeinkommen bei maximal 200 Mark monatlich lag, für jedes weitere Familienmitglied erhöhte sich die Einkommensgrenze um jeweils 50 Mark. Ein Drei-Personen-Haushalt durfte also maximal 300 Mark brutto monatlich verdienen, um den Kredit beantragen zu können; in Großstädten lag die Einkommensgrenze um 50 Mark höher. Der Kredit wurde zinslos gegeben, die Rückzahlung erfolgte in Raten. (Vgl. Schrammek 2004, 216f.)

Schlussendlich lässt sich sagen, dass die Integration der Vertriebenen in der SBZ auch nur teilweise erfolgreich war. So „endete Umverteilungspolitik stets dort, wo sie die Bevölkerungsmehrheit gegen sich aufzubringen drohte“ (Schwartz 2005, S. 96). Dies zeigt sehr gut, dass die SMAD und später die Führung der SED mehr darauf achteten, ihre Popularität nicht zu verlieren, anstatt den Vertriebenen effektiv zu helfen. Zudem wurden die staatlichen Hilfsprogramme für Vertriebene in den 1950er gänzlich eingestellt. Zur gleichen Zeit setzte im Westen erst der Lastenausgleich ein. Anhand dieser Fakten kann man sehen, dass die staatlichen Hilfsprogramme in der SBZ/DDR nicht wesentlich erfolgreicher waren als in der Bundesrepublik (vgl. Schwartz 2005, S.97 und Kossert 2015, S.205). Anstelle staatlicher Unterstützung spielte die individuelle Integration, aber auch die Assimilationspolitik der SBZ/DDR eine große Rolle. Diese Formen der Integration werden im folgenden Kapitel sowie in Kapitel 2.2.5 genauer beschrieben.

2. 2. 3 Assimilations- und Repressionspolitik in der SBZ/DDR

Das vorangegangene Kapitel hat gezeigt, dass die Umsiedlerpolitik in der SBZ letztlich nicht in erster Linie auf integrationsfördernde sozialpolitische Maßnahmen beschränkt blieb.

Neben den vier genannten staatlichen Integrationsmaßnahmen sollte insbesondere die Grenz- und Repressionspolitik der SBZ/DDR dazu beitragen, dass die Vertriebenen ihre Hoffnung nicht auf die Rückkehr richten, sondern sich statt dessen in die sozialistische Gesellschaft integrieren. Streng genommen ging es dabei nicht einmal um Integration, sondern um Assimilation, also um das vollständige Angleichen an die sozialistische Gesellschaft unter der Aufgabe der eigenen Kultur. Schon 1950 erklärte die SED-Führung im Görlitzer Vertrag die rückhaltlose Anerkennung der östlichen Landesgrenzen. Damit wurde Rückkehrillusionen der Vertriebenen frühzeitig klar entgegengetreten. Deutlich wurde dies nicht zuletzt im offiziellen Sprachgebrauch, denn offiziell galten in der SBZ/DDR ausschließlich polnischen oder tschechischen Namen der ehemals deutschen Orte als akzeptiert, also etwa Wroclaw für Breslau. „Wer weiterhin Breslau 'Breslau' nennen wollte, wurde als unbelehrbarer und gefährlicher Revanchist verdächtigt“ (Schwartz 2005, S. 98). In der Schule und in politischen Schulungen sollte den Vertriebenen zudem vermittelt

werden, die Vertreibung als Strafe für die NS-Verbrechen zu akzeptieren. (Vgl. Schwartz 2005, S. 100; Kossert 2015, S. 226).

Um Widerstand unter den Vertriebenen gar nicht erst aufkommen zu lassen, wurde ferner „ihre geschlossene Ansiedlung unterbunden“ (Kossert 2015, S. 211). Allerdings findet sich diese Tendenz auch in den westlichen Besatzungsgebieten, wo ebenfalls eine bewusste Verteilung der Vertriebenen angestrebt wurde, um ihre Assimilation zu erzwingen (vgl. Wolter 2011, S. 22). Allenfalls wenn sie in benachbarten Orten untergebracht waren, konnten Trek- und Flüchtlingsgemeinschaften mitunter fortbestehen (vgl. Kossert 2015, S. 210).

Als repressiv lässt sich auch das durch die SBZ/DDR ausgesprochene Koalitionsverbot charakterisieren. Prinzipiell hatten alle vier Besatzungsmächte den Flüchtlingen und Vertriebenen nach 1945 verboten, eigene Organisationen, Parteien oder Vereinigungen zu bilden. Stattdessen wurden sie „auf assimilationsfördernde, kontrollierte Partizipation in den Lizenzparteien ihrer Zonen verwiesen“ (Schwartz 2005, 99). In den westlichen Besatzungszonen wurde dieses Verbot jedoch zwischen 1948 und 1950 aufgehoben. In der DDR setzte daraufhin eine massive Repressionspolitik ein, die gleichwohl keineswegs rundum erfolgreich war, so „begingen Vertriebene auch in der DDR im August 1950 den ersten Tag der Heimat, und zwischen 1950 und 1953 war der Hallenser Zoo ein öffentlicher Treffpunkt größerer landsmannschaftlicher Vertriebenentreffen“ (Schwartz 2005, S. 99). Zahlreiche Vertriebene besuchten zudem die westdeutschen Vertriebenentreffen. Zeitungen und andere Druckerzeugnisse der westlichen Vertriebenenverbände fanden illegal Verbreitung auch in der DDR. Der Mauerbau 1961 unterband dann nicht nur Fluchtmöglichkeiten, sondern behinderte auch die Kommunikation zwischen westdeutschen Vertriebenenverbänden und ostdeutschen Vertriebenen, jedoch blieben westliche Rundfunk- und Fernseheinflüsse bestehen. 1965 ergab eine Meinungsumfrage, dass 22% der DDR-Bevölkerung „das 1950 verordnete 'Abschreiben' der Heimatgebiete der Vertriebenen noch immer nicht nachvollzogen hätten“ (Schwartz 2005: S. 100).

Eine besondere Form der Repressionspolitik bestand schließlich darin, von Anfang an „die kulturelle Eigenständigkeit der Ankömmlinge zu unterdrücken und ihnen ihre besondere Identität zu nehmen, um sie besser eingliedern zu können“ (Krauss 2011, 207). Die Vertriebenen in der SBZ/DDR mussten sich letztlich damit arrangieren, dass über die Erinnerung an die Heimat öffentlich nicht gesprochen werden durfte und ihre Vertreibung als solche tabuisiert wurde. Diese Tabuisierung betraf auch die häufig erlebten Gräueltaten und Schrecken während der Flucht oder der Vertreibung. „Damit unterblieb ein zentraler Schritt der Bearbeitung erlittener Traumata“ (Krauss 2011, S. 208).

Andererseits war in den sechziger Jahren auch zu beobachten, dass die in der DDR seit den 1950er Jahren praktizierte „Mischung aus Aufstiegsangeboten und Assimilationszwängen“ (Schwartz 2005, S. 100) vor allem innerhalb der jüngeren Generation der Vertriebenen erste Erfolge zeigte. Deutlich wird dies erneut im Sprachgebrauch. Aus Umsiedlern wurden „ehemalige Umsiedler“, schließlich verschwand die Bezeichnung ganz aus dem offiziellen Sprachgebrauch. In den 1960er Jahren schätzten auch westdeutsche Soziologen ein, die Tatsache, dass ostdeutsche Vertriebene keine besondere Bevölkerungsgruppe mit eigenen Rechten oder eigenen Organisationen und Vereinen hätten sein dürfen, habe dazu beigetragen, die weitgehend vollständige Integration in die Gesellschaft zu beschleunigen (vgl. Schwartz 2005, S.101). Auffällig ist zudem das Bestreben insbesondere der jüngeren Generation, sich bewusst von ihrer Identität als Vertriebene zu distanzieren. Dieser Trend war auch in den drei westlichen Besatzungszonen zu beobachten, in der DDR wurde er jedoch durch die SED-Politik massiv unterstützt. Kossert (2015, S. 226) spricht sogar von einer „Überanpassung“ an die Gesellschaft, mit der sich die jungen Menschen von der

Vertriebenenmentalität ihrer Eltern zu emanzipieren suchten. Entscheidend dürfte schließlich bis in die 1960er Jahre hinein auch die „große Aufbau- und Aufstiegsdynamik der frühen DDR-Gesellschaft“ gewesen sein, die „durch Wirtschaftswachstum, aber auch durch gewaltsame Verdrängung bisheriger sozialer Eliten erzeugt wurde“ (Schwartz 2005, S. 101). Durch die sich daraus ergebenden sozialen Aufstiegsmöglichkeiten für Vertriebene, oft gepaart mit politischer Teilhabe, wurde den Vertriebenen „zu sozialistischen Bedingungen [...] tatsächlich eine neue Heimat geboten“ (Kossert 2015, S. 226). Dadurch, dass in der SBZ/DDR große Teile des besitzenden Bürgertums sowie des Mittelstandes zwangsenteignet oder vertrieben wurde, glichen sich zudem die Besitzstände nach unten hin an, sodass letztlich auch die materiellen Gegensätze zwischen Vertriebenen und Einheimischen kleiner wurden (vgl. Kossert 2015, S. 206). Durch die Flucht großer Teile des Bürgertums in die westlichen Besatzungszonen war den Vertriebenen zudem teilweise ein Aufstieg in berufliche Positionen möglich, den sie sonst kaum hätten erreichen können. Insbesondere unter Lehrern und Hochschullehrern war der Anteil Vertriebener und ihrer Nachkommen hoch. Nicht zuletzt durch Flucht und Vertreibung hatten die Neuankömmlinge erfahren, welchen Wert Bildung hatte, hatten sie doch fast alles materielle Gut verloren. Dementsprechend war ihre Aufstiegs- und Bildungsorientierung in der Regel ausgeprägter als die der Einheimischen. (Vgl. Kossert 2015, 206-207)

Ungeachtet der auch in der SBZ/DDR betriebenen sozialpolitischen Maßnahmen zur Integration der Vertriebenen und ungeachtet der Chancen, die die Aufbaudynamik den Vertriebenen innerhalb der DDR-Gesellschaft der 50er und 60er Jahre bot, siegte jedoch langfristig die Repressionspolitik, die auf Assimilation zielte. „Auch deshalb beteiligten sich rund 900.000 Vertriebene an der als 'Republikflucht' verunglimpften Abwanderung von 2,7 Millionen Menschen aus der DDR in die Bundesrepublik, bis das SED-Regime diesem katastrophalen demografischen und volkswirtschaftlichen Verlust mit dem Mauerbau im August 1961 ein Ende setzte“ (Schwartz 2005, S. 98-99) Prozentual verließen damit deutlich mehr Vertriebene als Einheimische die DDR (vgl. Kossert 2015, S. 223).

Dass das verordnete Verschweigen der eigenen Herkunft und der Erinnerungen an die alte Heimat auch bei den Vertriebenen, die in der DDR blieben, letztlich nur zu einem Verdrängen, nicht aber zu einem Verarbeiten der Vergangenheit geführt hatte, wurde nach 1990 deutlich. Zum einen entbrannte nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten plötzlich erneut eine Lastenausgleichsdebatte, die in den alten Bundesländern Befremden und Abwehr auslöste, hielt man doch die Integration der Vertriebenen längst für erfolgreich abgeschlossen. Gedrängt auch von der Opposition brachte die Regierung schließlich 1994, kurz vor der Bundestagswahl, das „Vertriebenenzuwendungsgesetz“ auf den Weg, „das den meisten dauerhaft in der DDR gebliebenen Vertriebenen zwar keinen Lastenausgleich, aber eine einmalige Pauschalzahlung von 4.000 DM bescherte.“ (Kossert 2015, S. 227). 1,4 Millionen Anträge wurden innerhalb eines Jahres gestellt. Ausgeschlossen von dieser Zahlung blieben jedoch alle Vertriebenen, die Bodenreformland erhalten hatten.

Zum anderen zeigte sich auch in den Neugründungen des Bundes der Vertriebenen (BdV) in den neuen Bundesländern, „... daß das lange verdrängte, verschwiegene und verfemte Erbe der Vertriebenen nur ein Ventil gesucht hatte. Vierzig Jahre Zwangsassimilation hatten nicht gereicht, die Erinnerung an die alte Heimat auszulöschen.“ (Kossert 2015, S. 228). Nach 1990 besuchten viele Vertriebene wieder die alte Heimat, fuhren nach Breslau, Stettin oder Königsberg und wollten über ihr Schicksal sprechen. Wichtig für sie war offenbar, dass man anerkannte, welches Leid und welchen Verlust sie erlitten hatten. Ob dies, wie Kossert (2015, S. 228) behauptet, tatsächlich zeigt, dass Verdrängung und Verschweigen „verhindert [haben], daß die Vertriebenen in der DDR eine

neue Heimat fanden“, sei dahingestellt. Dennoch ist Kossert sicher darin zuzustimmen, dass die repressive Assimilationspolitik der DDR letztendlich nur „zum Rückzug in den privaten Raum“ geführt habe (Kossert 2015, S. 228).

2. 2. 4 Integrationspolitik der Kirchen

Auch die Kirchen hatten einen nicht unerheblichen Anteil an der Integration der Vertriebenen. Zunächst vor allem durch die materielle Nothilfe. Gerade in der SBZ, wo Auffang- und Verteilungslager einen Großteil der einströmenden Flüchtlinge und Vertriebenen aufzunehmen hatten, erfolgte die Erstversorgung auch zu großen Teilen über die kirchlichen Hilfsgüter. 1947/48 versuchte die SED, die kirchliche Spendenverteilung zu minimieren und stattdessen über die durch die SED kontrollierte „Volkssolidarität“ zu organisieren. (Vgl. von Hehl 2005, S. 134). Um Hilfsgüter an die Flüchtlinge und Vertriebenen ausgeben zu können, war die Kirche letztlich auf die Spendenbereitschaft der Einheimischen angewiesen. Auf diese Weise „wurde sie zum Brückenbauer“ zwischen Einheimischen und Vertriebenen (Schrammek 2004, S. 258). Ferner wurden kirchliche Vermittlerdienste, neben dem DRK gern genutzt, vor allem Suchdienste bei der Suche nach Angehörigen, die durch die Kriegswirren und/oder durch die Flucht getrennt worden waren. In der SBZ wurde den Kirchen jedoch bereits 1945 das Unterhalten eigener Suchdienste verboten. (Vgl. von Hehl 2005, S.136)

Nicht zu unterschätzen ist darüber hinaus die „institutionelle Ersatzfunktion der Kirchen“ (Schwartz 2005, S. 99). Die katholische Kirche ernannte bereits 1946 den aus dem Bistum Ermland vertriebenen Bischof Maximilian Kaller zum Päpstlichen Sonderbeauftragten für die heimatvertriebenen Deutschen: Die evangelische Kirche in Deutschland berief 1950 Lothar Kreyszig zum ersten Beauftragten für die Flüchtlinge und Vertriebenen. Damit war die seelsorgerische Betreuung der Vertriebenen Aufgabe der an den jeweiligen Aufenthaltsorten zuständigen Pfarrer. In Sachsen gab es jedoch frühzeitig Bestrebungen – oft unter dem Vorwand angeblicher Quarantänebestimmungen – die seelsorgerische Betreuung der Vertriebenen in den Ankunfts- und Quarantänelagern zu verhindern, um stattdessen politische Schulungen zu organisieren. (Vgl. von Hehl 2005, S. 137). In den Großstädten erschwerte zudem die Anonymität den Anschluss an die kirchliche Gemeinde. In den ländlichen Gebieten kam es immer wieder zur Ausgrenzung der neu Angekommenen durch die Einheimischen, die in den Gottesdiensten die vorderen Plätze für sich beanspruchten und kaum den Kontakt zu den Vertriebenen suchten. (Vgl. Schrammek 2004, S. 260). Trotz dieser und anderer Schwierigkeiten gab es vielfältige Bemühungen zur Aufnahme der Vertriebenen in die Gemeinde. So fanden zum Beispiel in der Thomaskirche in Leipzig seit 1945 sonntags nachmittags „Umsiedlergottesdienste“ statt, die stets von 2.000 bis 3.000 Vertriebenen besucht wurden. Diese Gottesdienste wurden von vertriebenen Pfarrern in der von den Vertriebenen in ihrer Heimat gewohnten Form des Glaubens gehalten. (Vgl. Schrammek 2004, 261) Darüber hinaus boten beispielsweise die Kirchenchöre die Möglichkeit kultureller Teilhabe und Integration.

2. 2. 5 Das Verhältnis von Einheimischen zu Vertriebenen

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den ehemals deutschen Gebieten, hatte ein noch nie dagewesenes Ausmaß angenommen. „Angesichts der traditionellen Abwehrhaltung bäuerlich geprägter Gesellschaften gegen „Ortsfremde“ ließen sich schwere Hindernisse für ihre soziale

Integration erwarten“ (Schwartz 2005, S. 91). Diese Erwartungen bestätigten sich auch teilweise. So existierte unter den Vertriebenen häufig eine „tiefe Enttäuschung, unter deutschen Landsleuten keine solidarische Aufnahme zu finden“ (Schwartz 2005, S. 91). Laut Philipp Ther „wehrten sich deshalb bald [viele Einheimische] gegen das weitere Einströmen von Vertriebenen“ (Ther 1998, S. 283). Häufige Reaktionen auf die Ankunft neuer Vertriebener durch die Einheimischen waren wüste Beschimpfungen und das Abschließen von Haustüren und Grundstücken. (Vgl. Ther 1998, S. 283). Auch kam es vor, dass Einheimische Vertriebene wegschickten oder sie zum Weiterziehen zwangen. Auch Schrammek stellt fest, dass „in zahlreichen Dokumenten der Behörden [...] die ablehnende Haltung der Bevölkerung beklagt [wurde]“ (Schrammek 2004, S. 247).

Diese ablehnende Haltung wurde letztlich durch die offizielle staatliche Argumentation gegenüber den Vertriebenen scheinbar legitimiert. Immer wieder finden sich politische Statements und Richtlinien wie die folgende:

Diese Menschen, die sich Flüchtlinge nennen, vergessen, daß durch den Faschismus 6 Millionen Polen grausam umgebracht wurden. [...]. Wer daher nüchtern, logisch und unvoreingenommen diese Zeilen überdenkt, wird die Ursachen erkennen, daß eine 'Umsiedlung' gar nicht in anderem Rahmen stattfinden konnte, der Name 'Flüchtling' daher falsch ist und die Dinge auf den Kopf stellt. Mögen sich diese Menschen endgültig darüber klarwerden, daß das polnische Volk es nie wieder dazu kommen lassen wird, daß eine 'Herrenrasse' in ihrem Land in unerhörter Willkür herrscht.

(zitiert nach Christopheit 1995, S. 223f.)

Die Vertriebenen sollten demnach anerkennen, schuldig zu sein und mit dem Verlust ihrer Heimat für ihre Schuld büßen zu müssen. Die Einheimischen schlossen sich einer solchen Auffassung oft bereitwillig an, weil sie nicht nur von eigener Schuld ablenkte, sondern zugleich einen Vorwand für Diskriminierung lieferte. Bizzarerweise wurden die Vertriebenen von ihnen als „Russenpack“, „Polacken“ beschimpft, „und damit völlig widersinnig als Angehörige der Völker identifiziert, durch die sie vertrieben worden waren.“ (Kossert 2015, S. 217)

Andererseits existierten in der DDR, anders als in der BRD, keine Gruppen und Organisationen, welche sich gegen die Aufnahme von Vertriebenen auflehnten. „Ein solcher Widerstand war unter den Bedingungen der SED-Machtpolitik nicht denkbar“ (Schrammek 2004, S. 248). Häufig war deshalb ein friedliches Zusammenleben nur durch Kompromisse möglich. So erhielten Vertriebene spärlichen Wohnraum, im Gegenzug blieben sie aber deutlich schlechter gestellt als die Einheimischen, welche die Anwesenheit der Vertriebenen duldeten und dabei ihre dominante Stellung in den Dorfgesellschaften behielten (vgl. Ther 1998, S. 286).

Neben der Konkurrenz um Ressourcen spielten auch andere Gründe wie die Kultur- und Konfessionsunterschiede eine Rolle im Verhältnis zwischen Ortsansässigen und Vertriebenen. Da die Länder der SBZ/DDR überwiegend protestantisch geprägt waren, kam es auch deshalb zu Auseinandersetzungen, weil die Mehrzahl aller Flüchtlinge und Vertriebenen katholisch war. In manchen Gegenden veränderte die Ankunft der Vertriebenen die Gesellschaft wesentlich. So stieg zum Beispiel der Anteil von Katholiken in Sachsen innerhalb 7 Jahre von 4,5% auf über 8% an (vgl. Ther 1998, S. 289). Da aber der Einfluss der Kirchen ab 1950 in der SBZ/DDR stark nachließ, bildeten die Unterschiede in der Konfession „auf Dauer keinen Nährboden für gesellschaftliche Konflikte“ (Ther 1998, S. 289).

Trotz dieses überwiegend schlechten Verhältnisses zwischen den Einwohnern und den Vertriebenen existieren auch gegenteilige Fakten. So waren zum Beispiel „[d]ie Einwohner der Städte [...] Zuwanderung und Integration fremder Menschen gewohnt“ (Schrammek 2004, S. 249). Deshalb konnten sich die Vertriebenen in den Städten deutlich besser einleben und integrieren, da

sich recht bald nach dem Krieg wieder städtische Wohn- und Arbeitsverhältnisse durchsetzten. „Während ein Vertriebener bei einem Bauern traditionell wie ein Knecht oder eine Magd behandelt wurde, bedeutete die Lohnarbeit in einem Betrieb eine größere Freiheit und Unabhängigkeit“ (Schrammek 2004, S. 249). Auch die „Enttraditionalisierung“, wie sie von der SED betrieben wurde, bewirkte einen stärkeren Zusammenhalt in Vereinen und Organisationen: Indem die alten Strukturen zerschlagen wurden, achtete die DDR darauf, dass alle Bevölkerungsteile in den neuen Vereinen und Organisationen vertreten waren. So war es der einheimischen Bevölkerung nur schwer möglich, die Flüchtlinge und Vertriebenen auszugrenzen. (Vgl. Schrammek 2004, S. 248-251) „Die Vertriebenen wurden eher in die Organisationen hineingedrängt als davon ausgeschlossen“ (Schrammek 2004, S. 249).

2. 3 Ankunft und Integration der Flüchtlinge im Raum Leipzig

2. 3. 1 Flüchtlinge und Vertriebene in Leipzig

Als am 9. Juni 1945 die sowjetische Militäradministration in Deutschland gebildet wurde, war Leipzig als mitteldeutsche Industriemetropole hoffnungslos von Flüchtlingen und Vertriebenen überfüllt. Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, wurde am 12. Juli 1945 eine Rundverfügung erlassen, welche „die landesweite Flüchtlingsbetreuung koordinier[en] sollte“ (Schwab 199, S. 31). Diese Rundverfügung sollte die Weiterleitung der Flüchtlinge aus Sachsen in andere Länder organisieren, „da Sachsen nicht als Aufnahmeland für Flüchtlinge von der SMAD vorgesehen worden war“ (Schwab 1999, S. 31). Aufgrund der mangelhaften Durchsetzung dieser Rundverfügung erteilte die Stadtverwaltung von Leipzig am 6. August 1945 ein allgemeines Zuzugsverbot für die Stadt. Da sich aber auch dieser Plan als uneffektiv erwies, forderte der Leipziger Polizeipräsident am 28. August 1945 „die „rücksichtslose Ausweisung“ aller Flüchtlinge und Vertriebenen, „um die illegale Ansiedlung in Leipzig“ zu verhindern (Schwab 1999, S. 32). Als sich zunehmend die anderen Länder in der SBZ wehrten, weitere Flüchtlinge aufzunehmen und diese wieder nach Sachsen zurückschickten, wurde die Lage in der Stadt Leipzig kritisch. So kam es dazu, dass sich „mehrere 10.000 Menschen unter unbeschreiblichen Bedingungen in und um Leipzig [stauten]“ (Schwab 1999, S. 34). Erst am 2. Oktober 1945 änderte sich diese Situation, indem ein Sofortprogramm zur „Abhilfe für die dringendsten Notstände“ geschaffen wurde (Schwab 1999, S. 34). Dieses Programm beinhaltete auch die Einführung eines Umsiedlerpasses, die wichtigste Anordnung war jedoch die Erklärung aller „Flüchtlinge und Vertriebenen [...] zu Einwohnern ihres augenblicklichen Aufenthaltsortes“ (Schwab 1999, S. 34). Dadurch erhielt Sachsen, und somit auch Leipzig, erstmals die Bezeichnung einer offiziellen Ansiedlungsstelle für Flüchtlinge und Vertriebene. Im Rahmen dieses Programmes wurden anschließend Umsiedlerämter gegründet, welche sich um die Verteilung und Fürsorge für die Vertriebenen und Flüchtlinge kümmerten. In Betrachtung dieser Aspekte lässt sich die Ankunft und Integration der Vertriebenen in Leipzig von Ende des Krieges bis Anfang 1946 als äußerst schwierig bewerten. (Vgl. Schwab 1999, S. 30-37)

Ab Herbst 1945 errichtete die Stadt Leipzig viele Auffang- und Quarantänelager, von denen im Dezember 1945 schon 14 existierten. Da die Kapazität jedoch immer noch nicht ausreichte, suchte die Stadtverwaltung nach geeigneten Objekten zur Unterbringung der Vertriebenen. Oftmals wurden dann Schulen und Arbeiterbaracken zu Flüchtlingslagern umgestaltet. (Vgl. Schwab 1999, S. 48-51)

Ab 1946 bemühte sich die SMAD, die Flüchtlinge und Vertriebenen in Privatwohnhäuser

umzusiedeln, diese Bemühungen wurden durch das im März 1946 geschaffene „Wohnraumgesetz“ erleichtert, da von nun an die Stadtverwaltung „auf den Wohnraum der ortsansässigen Bevölkerung“ zugreifen konnte (Schwab 1999, S. 75). Dank dieses Gesetzes „[konnten] sogar mittels polizeilicher Gewalt [...] Einweisungen in privaten Wohnraum durchgesetzt werden“ (Schwab 1999, S. 75). Die Durchsetzung zog sich aber bis 1947 hin. Laut diesem Gesetz sollte der Wohnraum so effektiv wie möglich genutzt werden, woraus sich letztlich eine „Durchschnittswohnfläche von 8 Quadratmetern pro Person“ ergab (Schwab 1999, S. 76). Infolge der „geordneten Aussiedlung der Vertriebenen aus [...] der Tschechoslowakei und [...] Polen“ (Schwab 1999, S. 76) wurde die Aufnahmequote für Sachsen auf 400.000 Vertriebene erhöht. Angesichts dieser Menschenmengen wurden in Leipzig Wohnlager errichtet, welche als einstweilige Wohnung für die Flüchtlinge dienten (vgl. Schwab 1999, S. 76-80). Weitere Schwierigkeiten waren, neben dem fehlenden Wohnraum, der Mangel an Einrichtungsgegenständen. Die Flüchtlinge mussten oft kahle Räume beziehen, wodurch am Anfang des Winters 1946 sich viele Vertriebene weigerten, die ihnen zugewiesenen Räume zu beziehen, welche nicht heizbar waren (vgl. Schwab 1999, S. 78-80). „Vielmehr wollten sie in den Lagern bleiben, wo trotz aller Nachteile wenigstens manchmal geheizt wurde“ (Schwab 1999, S. 79). Das Problem blieb jedoch bestehen, da es aufgrund der fehlenden Neuproduktion schwierig war, Öfen und Betten zu organisieren, auch ein Kauf von vorhandenen Einrichtungsgegenständen war für die meisten Vertriebenen aus finanzieller Sicht nicht möglich (vgl. Schwab 1999, S. 80). Um das Problem zu beheben, veröffentlichte der Leipziger Oberbürgermeister am 5. Dezember 1946 die Anordnung zur Betreuung der Neubürger, welche Sammel- und Spendenaktionen für die Vertriebenen beinhaltete (vgl. Schwab 1999, S. 80). Des Weiteren ordnete die Stadtverwaltung im Winter 1946-47 Beschlagnahmeaktionen an, bei denen ungenutzte Liegestätten, Öfen und andere Einrichtungsgegenstände konfisziert und unter den Vertriebenen verteilt wurden (vgl. Schwab 1999, S. 89-96). Trotz aller Maßnahmen existierte ein Mangel an Einrichtungsgegenständen. „Oft mussten mehrere Familienmitglieder in einem Bett schlafen oder es gab keinen Schrank, um die wenige Habe unterzubringen“ (Schwab 1999, S. 92). Durch die Einführung einer „Umsiedlerwoche“ im Jahr 1948 sollte der Umsiedlungsprozess abgeschlossen werden. Innerhalb dieser Aktionswoche sollte die „Förderung der Einbürgerung der Umsiedler auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens“ geschehen, sowie die „[e]rhöhte Beschaffung der lebensnotwendigen Güter“ und die „[g]erechte Durchführung der Verteilung an die Bedürftigen“⁶. Eine weitere Möglichkeit, das Leben der Vertriebenen zu verbessern, bestand darin, ihnen Arbeitsplätze zu verschaffen. Das Problem war jedoch, dass der größte Teil der Flüchtlinge und Vertriebenen in der Land- und Forstwirtschaft tätig war, das Land Sachsen jedoch nur gut ein Viertel von ihnen in diesen Branchen beschäftigen konnte. Insbesondere die industriell geprägte Stadt Leipzig hatte arge Schwierigkeiten, den Vertriebenen neue Arbeitsplätze anzubieten (vgl. Schwab 1999, S. 103-110). Jedoch lag in Leipzig „das Verhältnis von freien Arbeitsstellen zu Arbeitssuchenden immer wesentlich vorteilhafter“ als in anderen Gebieten der SBZ (Schwab 1999, S. 106). Dadurch war es den Vertriebenen prinzipiell möglich, wenn auch in anderen Branchen, eine Arbeit aufzunehmen. Meist machte aber die gesundheitlich schlechte körperliche Verfassung das Arbeiten für viele Vertriebene unmöglich. So geht aus einem Bericht der IHK Leipzig aus dem Jahr 1947 hervor, dass nur gut 8% der männlichen Vertriebenen voll einsatzfähig seien (vgl. Schwab 1999, S. 108). Im Vergleich zu den altansässigen Leipziger Bürgern war jedoch der Anteil der arbeitenden Frauen unter den vertriebenen Frauen wesentlich höher. Daher ist davon auszugehen,

⁶Schreiben des Landesarbeitsausschusses „Neue Heimat – Neues Leben“ an die Kreise und kreisfreien Städte, 19. August 1948; zit. nach Schwab 1999, S. 96

dass rund „zwei Drittel der ankommenden Menschen im erwerbsfähigen Alter“ auch tatsächlich arbeitsfähig waren (Schwab 1999, S. 108).

Mit der Gründung der DDR wurden den Vertriebenen zinslose Kredite bis zu 1000 Mark bereitgestellt, was allerdings ihrem immer noch bestehenden Mangel an Einrichtungsgegenständen nicht entgegenwirkte, da schlichtweg nicht genügend Waren zum Verkauf standen, um den Bedarf zu decken. Aufgrund der neu geschaffenen, besser bezahlten Arbeitsplätze in der Industrie besserte sich das Leben der Flüchtlinge und Vertriebenen allmählich (vgl. Schwab 1999, S. 132). „Innerhalb der folgenden Jahre verbesserte sich auch die Versorgung der gesamten Bevölkerung mit neuem Wohnraum und mit Bedarfsgütern, was nach und nach dazu beitrug, die materielle Situation der Flüchtlinge und Vertriebenen der der Einheimischen anzugleichen“ (Schwab 1999, S. 32). Was jedoch als Problem blieb, waren „die traumatischen Umstände von Flucht und Vertreibung [welche die Menschen weiterhin belasteten, Anm. A.S.], sie durften jedoch kaum öffentlich thematisiert werden“ (Schwab 1999, S. 133).

2. 3. 2 Flüchtlinge und Vertriebene in Rückmarsdorf

Wie im vorangegangenen Kapitel bereits dargestellt, weigerte sich die Stadt Leipzig am Ende des Krieges aufgrund der chaotischen Zustände durch die Bombardierungen und der Gefahr vor Seuchen, Flüchtlinge aufzunehmen. Da jedoch auch die anderen mitteldeutschen Großstädte betroffen waren, legte das Deutsche Rote Kreuz fest, dass Leipzig die ankommenden Flüchtlinge nicht abweisen darf. Eine aus Schlesien Geflüchtete schildert die Situation so:

In Leipzig das gleiche Bild der Zerstörung und des Grauens, erst am Tage zuvor hatte man den Hauptbahnhof bombardiert. Betonteile und Stahlträger ragten in die Luft [...]. Auch hier sagte man uns wieder, man könne uns nicht aufnehmen, es stünden keine Quartiere und auch keine Transportmittel zur Verfügung. Der Zug wurde wieder nach Halle zurückgeschickt. Aber bereits vor Halle wurde er angehalten und erneut nach Leipzig dirigiert. So fuhren wir in der Nacht mehrmals zwischen Halle und Leipzig hin und her, abgestumpft und ohne Hoffnung. (Schiwek/ Schiwek 2013, S. 32)

Zu Beginn der zunehmenden Einwanderung wurden die Flüchtlinge für wenige Tage in Turnhallen und Schulen untergebracht, wie zum Beispiel in der Hauptschule in der Demmeringstraße in Leipzig-Lindenau (vgl. Schiwek/ Schiwek 2013, S. 32). Danach wurden die Flüchtlinge oftmals „in die umliegenden Dörfer im Westen von Leipzig gebracht“, dazu zählten „Rückmarsdorf, Frankenheim, Lindennauendorf, Miltitz, Dölzig und Burghausen“ (Schiwek/ Schiwek 2013, S. 32). Durch diese Verteilung der Flüchtlinge kam es im Frühjahr 1945 zu einer Verdopplung der Bevölkerung Rückmarsdorfs (vgl. Schiwek/ Schiwek 2013, S. 33). Diesen Anstieg der Bevölkerung sieht man auch an der Anzahl der Einschulungen. Im Herbst 1945 zum Beispiel war es keine Seltenheit, 60 Kinder in einer Klasse zu haben (vgl. Schiwek/ Schiwek 2013, S.33). Anfangs wurden die Flüchtlinge in Privatwohnungen einquartiert, was – wie schon im Kapitel 2.2.5 dargelegt – häufig auf Widerstand stieß. „Dabei hatten sich die Flüchtlinge zu all ihrem Leid mitunter noch böse Worte und kränkende Beschimpfungen anzuhören“ (Schiwek/ Schiwek 2013, S. 33). Als jedoch immer mehr Flüchtlinge ihren Weg nach Rückmarsdorf fanden, wurde den Flüchtlingen zusammen mit den Bombengeschädigten aus Leipzig eine Barackensiedlung „am südlichen Dorfe von Rückmarsdorf zugewiesen“ (Schiwek/ Schiwek 2013, S. 32). Die Siedlung, das sogenannte „Behelfsheim“, auch „Deutsch-Barack“ genannt, war bereits während des Krieges für Bombengeschädigte errichtet worden. Die Baracken bestanden jeweils aus zwei Zimmern mit

„einem Küchenherd mit Kohlefeuerung“ (Schiwek/ Schiwek 2013, S. 32). Ein Wasseranschluss oder gar eine eigene Toilette fehlten jedoch. Es existierte lediglich eine Gemeinschafts-Toilette in Form eines kleinen Holzhäuschens im Außengelände der Barackensiedlung.

Auch die Ernährung nach dem Krieg gestaltete sich schwierig. Anders als die in der Stadt lebenden Vertriebenen hatten die in Rückmarsdorf untergebrachten Flüchtlinge und Vertriebenen jedoch das Privileg, in unmittelbarer Nähe zu Feldern und Bauern zu wohnen, wo nach der Ernte häufig noch viel Getreide und andere Feldfrüchte auf den Feldern liegen blieben (vgl. Schiwek/ Schiwek 2013, S. 34 f.). Zudem konnten in dem 50m² großen Garten hinter dem Behelfsheim Kartoffeln angebaut werden (vgl. Schiwek/ Schiwek 2013, 34). Dennoch waren Nahrungsmittel äußerst knapp, wie sich ein in Rückmarsdorf neu angekommener Vertriebener erinnert:

„Das von meiner Mutter aus Schlesien gerettete Silbergeld tauschte sie für einen Sack steinharter Erbsen. Nachdem wir eine Erbsenmühle geborgt hatten, gab es tagelang blankes Erbsmus. Kartoffelschalen wurden nicht weggeworfen, sondern auf der Herdplatte geröstet und gegessen.“ (Schiwek/ Schiwek 2013, 34)

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass bezüglich der Ankunft und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen nach 1945 in Rückmarsdorf nur sehr wenige Quellen existieren. Erstaunlich ist dies vor allem deshalb, weil – so Schiwek/Schiwek (2013, S. 32) – Flüchtlinge in großer Zahl von Leipzig in die umliegenden Dörfer, insbesondere eben auch nach Rückmarsdorf, gebracht wurden. Hier setzt die folgende Untersuchung an, mit dem Ziel, am Beispiel dreier konkreter Schicksale die Situation der nach 1945 in Rückmarsdorf untergebrachten Flüchtlinge und Vertriebenen näher zu beleuchten..

3. Methodische Grundlagen

3.1 Geschichtswissenschaftliche Methoden

3.1.1 Mikro-Historie

Die Mikrogeschichte ist ein – zumindest in Deutschland – noch relativ junger geschichtswissenschaftlicher Ansatz, „bei dem überschaubare Untersuchungseinheiten wie Dörfer, kleine Institutionen oder einzelne Akteure untersucht werden“ (Landwehr/ Ulbricht 2010, S. 54). Dabei geht es aber nicht darum, die Geschichte oder den Eigenwert dieser Untersuchungseinheit herauszufinden, man bleibt also nicht „im Klein-Klein des lokalen Geschehens stecken“ (Landwehr/ Ulbricht 2010, S. 54). Statt dessen prüft die Mikrogeschichte, ob Thesen, welche durch die Makrogeschichte aufgestellt wurden, sich im kleinen Bereich bewahrheiten oder ob sie korrigiert werden müssen. Die Mikrogeschichte wirkt insofern einer zu stark verallgemeinerten Darstellung der Vergangenheit entgegen. Das Problem der Makrogeschichte ist es nämlich, dass man nicht alle Quellen beachten kann. Vielmehr müssen die auf der Grundlage abstrakter Kategorien gewonnenen Erkenntnisse von den konventionell arbeitenden Historikern in einer Synthese zusammengeführt werden, was „immense Verallgemeinerungen“ (Landwehr/ Ulbricht 2010, S. 54) voraussetzt. Die Mikrogeschichte hat dagegen den Vorteil, dass sie mehr und aus Sicht der traditionellen Geschichtswissenschaft auch weniger wichtige Quellen aus erster Hand einbeziehen kann. Außerdem liegt ein weiterer Vorteil der Mikrogeschichte darin, dass sie – anders als die traditionelle Geschichtsschreibung – „in gewisser Weise näher an die Menschen heran[kommt]“ (Landwehr/ Ulbricht 2010, S. 55). Dies mache – so Landwehr/ Ulbricht – „diese Art der Forschung für Laien, wie etwa Schüler, interessant“ (Landwehr/ Ulbricht 2010, S. 55).

Als Nachteil wird oft hervorgehoben, dass sich mit mikrogeschichtlichen Methoden keine Längsschnittstudien der Vergangenheit führen lassen und dass ihre Ergebnisse nicht repräsentativ seien, weil nur Einzelfälle betrachtet werden. Darum geht es in mikrohistorischen Untersuchungen jedoch gar nicht. Vielmehr hat die Mikrogeschichte „das Konzept des 'außergewöhnlichen Normalen' entwickelt“ (Landwehr/ Ulbricht 2010, S. 55). Sie fragt also eher nach Vielfalt und Mehrschichtigkeit und kann zeigen, dass „Ereignis A nicht zwangsläufig zu Ereignis B führte“ (Landwehr/ Ulbricht 2010, S. 56). Die Mikrogeschichte lenkt den Blick demnach auf das Einzelne, Besondere. Würden solche mikrogeschichtlichen Untersuchungen stärker „in die konventionelle Geschichtsschreibung integrier[t] [...], bekämen wir ein umfassenderes Bild der Vergangenheit, bei dem der Mensch nicht außen vor bliebe und weit mehr Möglichkeiten einbezogen würden, die es in der Vergangenheit gab“ (Landwehr/ Ulbricht 2010, S. 55f.)

Bedingt durch den zeitlichen Rahmen der vorliegenden Untersuchung können jedoch nicht – wie dies eigentlich das Ziel mikrohistorischer Untersuchungen wäre – möglichst sämtliche verfügbare Quellen einbezogen und ausgewertet werden. Dies wäre in der für diese Besondere Lernleistung zur Verfügung stehenden Zeit nicht zu schaffen. Daher soll die Ankunft und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Rückmarsdorf exemplarisch anhand dreier Zeitzeugeninterviews untersucht und somit die zentrale Methode der Oral History angewendet werden.

3.1.2 Oral History

„Eine demokratische Zukunft bedarf einer Vergangenheit, in der nicht nur die Oberen hörbar sind“ (Niethammer 1985, S. 7). Auf dieser Prämisse gründet die Methode der Oral History, in deren Mittelpunkt persönliche Erfahrungen und Erlebnisse von Zeitzeugen stehen, die in der Regel

nicht zu den führenden Persönlichkeiten ihrer Zeit gehören. „Die Methode basiert auf dem freien Sprechenlassen von Zeitzeugen [...], die dabei möglichst wenig vom Forscher [...] selbst abgelenkt werden sollten“ (Baumann 2015, o. S.). Der Begriff Oral History bezieht sich demnach zugleich auf die eher alltagsgeschichtliche Methode und auf den besonderen mündlichen Quellentyp.

Ihren Ursprung hat die Oral History im angelsächsischen Raum. In Deutschland beginnt man sich seit den 1970er Jahren dafür zu interessieren. (Vgl. Schneider/Kießler 2003, S.3)

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges richtet die Geschichtswissenschaft den Blick verstärkt auf subjektiv geprägte Herangehensweisen an die Datenerhebung. Vor allem die Auseinandersetzung mit dem Holocaust „stellte die 'westliche' Forschungsgemeinschaft vor die Herausforderung, Geschichte anders zu erfassen als bis dato üblich.“ (Baumann 2015, o.S.) Das Ergebnis ist eine stärkere Individualisierung der Geschichtsschreibung.

Ziel dieser geschichtswissenschaftlichen Methode ist es, auch „Angehörigen sozialer Schichten eine Stimme zu verleihen, die in der Geschichtsschreibung bis dahin vernachlässigt wurden. Deshalb wird Oral History auch als 'Geschichte von unten' bezeichnet“ (Schneider/ Kießler 2003, 3). Zwar können als Zeitzeugen auch Politiker oder andere Personen des Zeitgeschehens auftreten, im Fokus der Oral History stehen jedoch überwiegend Personen, welche selbst keine schriftlichen Quellen hinterlassen würden (vgl. Baumann 2015, o.S.).

Die Vorgehensweise der Oral History basiert auf dem narrativen autobiografischen Zeitzeugeninterview, welches die subjektiven Erlebnisse der Befragten aufzeigt. Aufgrund dieser subjektiven Vorgehensweise wird die Oral History auch als Erfahrungsgeschichte oder Erfahrungswissenschaft bezeichnet. (vgl. Baumann 2015, o. S.). Gerade hierin liegen zugleich die Risiken der Methode: die subjektiven Erinnerungen lassen sich letztlich nur schwer verallgemeinern. „Das eigentliche Problem bei Zeitzeugenbefragungen liegt also darin, die subjektiven Wahrnehmungen der Befragten in einen Kontext zu stellen“ (Schneider/ Kießler 2003, S. 3). Hinzu kommt, dass „das Erzählte [...] nicht immer das Erlebte widerspiegeln [muss]“ (Schneider/Kießler 2003, S. 3). Dies gilt insbesondere dann, wenn zwischen dem Erlebten und der Erzählung eine große Zeitspanne liegt. Hier kann sich die Bewertung des Erlebten inzwischen verändert haben. Heutige Denk- und Deutungsmuster können die Erinnerung beeinflussen. Denkweisen, Haltungen von damals entsprechen heute oft nicht mehr der gesellschaftlichen Norm, was dazu führen kann, dass das Geschehen unter Umständen nicht so wiedergegeben wird, wie es die Betroffenen tatsächlich erlebt haben. (Vgl. Schneider/ Kießler 2003, S. 3).

Dennoch überwiegen auch hier die Vorteile der Methode. Durch Zeitzeugenbefragungen können herkömmliche Quellen ergänzt und dadurch neue Erkenntnisse gewonnen werden. Mitunter lassen sich auf diese Weise Lücken im bisherigen Geschichtsbild schließen. (Vgl. Schneider/ Kießler 2003, S. 3) Die Oral History dient also dazu, verschiedene Lebenswelten und Sichtweisen für die Nachwelt zu konservieren und damit auch die Makrogeschichte zu ergänzen und zu verbessern.

3. 2 Das Leitfadeninterview

3. 2. 1 Die Methode des Leitfadeninterviews

Das Zeitzeugeninterview ist eine Forschungsmethode, die sich der Oral History zuordnen lässt. Innerhalb der vorliegenden Arbeit ist es als Leitfadeninterview konzipiert. Bei einem solchen Leitfadeninterview werden die zentralen Aspekte des Forschungsthemas vor Beginn des Interviews in Fragevorschlägen vorformuliert. Dies soll gewährleisten, dass möglichst alle relevanten Aspekte zur Sprache kommen. Dennoch sollen die Befragten möglichst frei und ausführlich antworten. Die

Reihenfolge der Fragen und die konkrete Formulierung variiert daher in jedem Interview und richtet sich nach dem Gesprächsverlauf. Die von den Befragten angesprochenen Aspekte können durch weitere Fragen vertieft werden. (Vgl. Ludwig-Mayerhofer o.J., S. 6)

Ziel des Zeitzeugeninterviews ist es, Informationen aus einer Quelle, also von einem Zeitzeugen zu erlangen, wobei es sich dabei nicht in erster Linie um Daten und Fakten handelt, sondern darum, wie der Zeitzeuge die entsprechende Situation subjektiv erlebt hat (vgl. Körber-Stiftung 2016, S. 1). Bei der Durchführung eines Zeitzeugeninterviews sind einige grundlegende Richtlinien zu beachten. Im Fokus des Interviews steht der Zeitzeuge, deshalb sollte man fast ausschließlich offene Fragen stellen, bei denen der Befragte frei erzählen kann. Des Weiteren sollte man keine suggestiven Fragen formulieren und die Fragen so neutral wie möglich stellen, um den Befragten in seinen Erzählungen nicht zu beeinflussen. (Vgl. Körber-Stiftung 2016, S. 2)

Während man das Interview führt, wird dieses aufgezeichnet, um die Aufzeichnung später zu transkribieren. Erst nach der Transkription der Aufnahme des Zeitzeugeninterviews existiert eine zitierfähige Quelle.

Um das Vertrauen eines Zeitzeugen zu gewinnen, eignen sich Eröffnungsfragen über seine Lebensgeschichte. Dadurch ist ein sanfter Einstieg in das Thema gegeben und dem Befragten fällt es leichter, sich stückweise zu erinnern (vgl. Körber-Stiftung 2016, S.2). Deshalb bietet es sich auch an, das Zeitzeugeninterview an einem vertrauten Ort des Zeitzeugen durchzuführen, um ihm eine sichere, geborgene Atmosphäre zu geben. Oftmals können die Befragten auf einige Fragen und Erinnerungen sehr emotional reagieren, weshalb es wichtig ist, einen emotionalen Abstand zwischen dem Befragten und dem Interviewer zu garantieren.

3. 2. 2 Die Auswahl der Zeitzeugen

Die Auswahl der für die Interviews notwendigen Zeitzeugen wird vor allem durch zwei Parameter bestimmt: Die Befragten sollten die Flucht und Vertreibung selbst erlebt haben und nicht aus zweiter Hand berichten. Des Weiteren sollten sie im untersuchten Zeitraum von 1945 bis in die 1950er Jahre in Leipzig-Rückmarsdorf angekommen und integriert worden sein. Allein aufgrund dieser Festlegung kamen einige der ermittelten ehemaligen Vertriebenen für die Untersuchung von vornherein nicht in Frage, so etwa eine aus Ostpreußen vertriebene Leipzigerin, bei der sich im Vorgespräch herausstellte, dass sie nach 1945 zunächst in Schwerin lebte und erst in den 1960er Jahren nach Leipzig kam.

Die Suche gestaltete sich insofern schwieriger als gedacht, da zum einen nur noch wenige Zeitzeugen aus der zu untersuchenden Zeit existieren. Um eine einigermaßen verlässliche Erinnerung an die erlebte Flucht oder Vertreibung zu haben, sollten die Befragten zu Kriegsende mindestens fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein. Diese Zeitzeugen sind heute mindestens 80 Jahre alt. Einzelne der in Frage kommenden Vertriebenen waren aufgrund körperlicher oder geistiger Gebrechen leider nicht mehr in der Lage, ein solches Interview zu geben. Zum anderen waren nicht alle auf die Parameter passenden Zeitzeugen bereit, über das Erlebte zu berichten. Einzelnen war das Thema zu „heikel“ oder sie konnten bzw. wollten sich nicht noch einmal der belastenden Erinnerung aussetzen. Deswegen kam es auch vor, dass sich einige der Zeitzeugen nur bereit dazu erklärten, ein Interview zu führen, wenn ihr Ehepartner oder eine andere vertraute Person anwesend sind. Letztlich waren drei Zeitzeuginnen dazu bereit, ein Interview zu geben. Alle drei erfüllen die genannten Parameter. Sie flohen zu Kriegsende, im Winter 1944/45, aus ihrer Heimat bzw. wurden 1948 vertrieben, kamen nach der Ankunft in entsprechenden zentralen

Verteilungslagern (etwa in Dresden) direkt nach Leipzig und wurden von der Stadt Leipzig nach Rückmarsdorf verteilt, wo sie seitdem ohne Unterbrechung leben.

3. 2. 3 Die Erstellung der Fragen

Unter Beachtung der allgemeinen in einem Zeitzeugeninterview geltenden Richtlinien, welche in Kapitel 3.2.1 beschrieben wurden, liegt das Ziel der Befragung darin, dass die Zeitzeugen das damals subjektiv Erlebte möglichst detailliert wiedergeben. Die vorbereiteten Leitfragen wurden deshalb in drei Kategorien unterteilt. Die erste Kategorie bilden die Eröffnungsfragen. Der Fokus liegt hierbei darauf, den Zeitzeugen so viel wie möglich selbstständig erzählen zu lassen, ohne ihn mit geschlossenen Fragen in irgendeiner Weise zu beeinflussen. Die erste Eröffnungsfrage lautet daher „Erzählen Sie doch erst einmal, wie Sie die letzten Kriegsjahre in ihrer Heimat erlebt haben.“ Diese Frage dient dazu, die Erinnerung des Zeitzeugen zu wecken und ihn mental in das Thema eindringen zu lassen. Die zweite Eröffnungsfrage („Erzählen Sie bitte von ihrer Flucht aus ...“) musste oftmals gar nicht gestellt werden, da der Zeitzeuge von selbst, wie erwünscht ins Erzählen kam.

Die zweite Kategorie bildet die zentrale Themafrage. Mit ihr soll der Zeitzeuge zum eigentlichen Thema des Interviews gelenkt werden. Der Zeitzeuge wird hierzu gebeten, die Situation unmittelbar nach der Ankunft in Leipzig bzw. in der SBZ zu schildern. Auch diese Frage ist wieder möglichst offen formuliert, um den Zeitzeugen nicht zu beeinflussen. Diese Kategorie bildet den Hauptteil und thematischen Schwerpunkt des Interviews.

Anschließend folgt die dritte Kategorie, die Nachfragen. In dieser Fragenkategorie sollen dem Zeitzeugen detailliertere Fragen zu noch nicht genannten Aspekten oder zur Vertiefung bereits erinnerter Aspekte gestellt werden. So beziehen sich die Nachfragen beispielsweise auf die Unterbringung, die materiellen Verhältnisse, den Kontakt zu anderen Vertriebenen in Ost oder West oder auf die Beziehung zu den Einheimischen und die damit verbundene Integration in die Gesellschaft. Der Umfang und die Art der Fragestellungen der in dieser Kategorie gestellten Nachfragen ist von Interview zu Interview unterschiedlich. Oft gingen die Zeitzeugen schon von sich aus durch die Einstiegsfrage auf einige dieser Aspekte ein.

3. 2. 4 Vorbereitung und Durchführung des Interviews

Alle drei Zeitzeugeninterviews wurden zwischen Ende November und Anfang Dezember 2018 geführt. Zur Vorbereitung des Interviews erhielten die Zeitzeugen ein Anschreiben (vgl. Anhang, Anlage 1), in dem das Projekt vorgestellt wird, sowie einen Fragebogen (vgl. Anhang, Anlagen 2 und 3) mit den wenigen für die Vorbereitung des Interviews notwendigen persönlichen Angaben, wie etwa Name, Geburtsdatum, Geburtsort und weitere Wohnorte (Lebensstationen). Mithilfe solcher Angaben können Zeitzeugeninterviews noch genauer vorbereitet werden, indem etwa die geografische Lage und das Frontgeschehen der Heimortorte der Vertriebenen in Schlesien oder Ostpreußen schon vor dem Interview recherchiert werden können, sodass die Zusammenhänge während des Interviews leichter einzuordnen sind. Auch die Leitfragen für das Interview erhielten die Zeitzeuginnen bereits im Rahmen dieses ersten Treffens. Dies empfiehlt sich vor allem deshalb, weil die Zeitzeugen sich auf diese Weise das Erlebte vorab noch einmal in Erinnerung rufen können (vgl. Körber-Stiftung 2016, S. 2; Haus der Bayrischen Geschichte o.J., S. 1). Gerade beim hier untersuchten Thema liegen die Geschehnisse über 70 Jahre zurück. Daher ist es sinnvoll, dass

der Zeitzeuge vor dem Interview alte Fotos, Aufzeichnungen oder andere Erinnerungsstücke, die ihm helfen, sich an Details zu erinnern, herausuchen kann oder auch mit anderen noch lebenden Familienmitgliedern, zum Beispiel Geschwistern, nochmals über die Geschehnisse sprechen kann.

Zwei der Interviews finden in der Wohnung der Zeitzeuginnen statt, in einem Fall im Beisein des Ehemannes der Zeitzeugin. Der Ehemann übernimmt hier häufiger – vor allem bei belastenden Erinnerungen – die Rolle des Antwortenden. Er erklärt dies explizit mit dem Wiederaufleben traumatischer Erinnerungen bei seiner Frau:

„Sie ist jetzt, wollen wir mal sagen, weil die ganze Sache jetzt – weil wir uns nun damit beschäftigt haben, sehr beeindruckt auch. Ne, das ist eben auch alles nicht – darum hänge ich mich ein bisschen mit rein“ #5:26min# (Transkript II, Zeile 64-67)

Da der Ehemann die Zeitzeugin jedoch bereits seit ihrem ersten Schultag in Rückmarsdorf kennt und bereits wenige Jahre später mit ihr liiert ist, handelt es sich bei seinen Antworten letztlich auch um Informationen aus erster Hand, die von der Zeitzeugin zudem in der Regel ausdrücklich bestätigt, ergänzt oder ggf. korrigiert werden.

Die dritte Zeitzeugin entschied sich für die Durchführung des Interviews im Haus einer Bekannten, welche den ersten Kontakt zur Zeitzeugin herzustellen half und ebenfalls beim Interview anwesend ist, sich jedoch während der Aufnahme bewusst zurückhält und allenfalls auf Nachfrage mit „Ja“ oder „Nein“ antwortet.

Die drei Interviews dauern jeweils zwischen 40:54min (Interview III) und 63:48min (Interview I). Interview II umfasst 54:36min. Sie werden mithilfe eines Tablets mit der Mikrofon-App *Smart Recorder* aufgenommen und im WAV-Format gespeichert.

3. 3 Auswertung der Interviews mithilfe der qualitativen Inhaltsanalyse

3. 3. 1 Methode der qualitativen Inhaltsanalyse

Das zentrale Auswertungsverfahren der qualitativen empirischen Sozialforschung bildet die qualitative Inhaltsanalyse. Allgemein lässt sich diese als „ein Verfahren zur systematischen und zusammenfassenden Beschreibung von Datenmaterial durch Zuordnung von relevanten Dateneinheiten in Kategorien mit relevanten Bedeutungsaspekten definieren“ (Dresing/Pehl, 2015, S.36). Welche Aspekte und Informationen als relevant angesehen werden können, wird durch die Forschungsfrage festgelegt. Als Pionier der qualitativen Inhaltsanalyse im deutschsprachigen Raum gilt Philipp Mayring, welcher bereits in den 1980er Jahren Studien dazu anstellte (vgl. Dresing/Pehl, 2015, S.36-38).

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Tatsache, dass „die“ qualitative Inhaltsanalyse nicht existiert. So gibt es verschiedene Modelle und daraus resultierend auch verschiedene Schrittfolgen. Schreier (2014) unterscheidet zum Beispiel inhaltlich-strukturierende qualitative Inhaltsanalyse, evaluative qualitative Inhaltsanalyse, formale qualitative Inhaltsanalyse, zusammenfassende qualitative Inhaltsanalyse, typenbildende qualitative Inhaltsanalyse, explikative qualitative Inhaltsanalyse, summative qualitative Inhaltsanalyse und qualitative Inhaltsanalyse mittels Extraktion. Auf die einzelnen Verfahren kann hier jedoch nicht genauer eingegangen werden.

In dieser wissenschaftlichen Arbeit wird die qualitative Inhaltsanalyse im Wesentlichen nach Dresing und Pehl (2015) praktiziert. Es handelt sich dabei um eine Form der inhaltlich-strukturierenden Analyse. In den folgenden Kapiteln wird diese Variante der qualitativen Inhaltsanalyse und deren Schrittfolge noch genauer beschrieben.

3. 3. 2 Schrittfolge der qualitativen Inhaltsanalyse

Der erste grundlegende Schritt jeder qualitativen Inhaltsanalyse ist die Erstellung einer Transkription aus den aufgenommenen Zeitzugeinterviews. Transkriptionen dienen dazu, Interviews und Tonaufnahmen in zitierfähige Dokumente umzuwandeln, welche dann für nachfolgende Analysen zugänglich sind. Auch bei der Erstellung einer Transkription gibt es Methoden und Regeln, an welche man sich halten muss. Grundlegend gilt, dass eine Transkription nie eine vollständige Gesprächssituation festhalten und repräsentieren kann. Somit entsteht bei der Erstellung einer Transkription immer das „Dilemma zwischen realistischer Situationsnähe und praktikabler Präsentations- [...] Kompressionsform“ (Dresing/Pehl, 2015, S. 17). Diese Diskrepanz muss erkannt und folglich „gegenstandsangemessen“ (Dresing/Pehl ebd.) überwunden werden. Aspekte wie Gestik und Mimik der Interviewpartner, müssen insofern, als sie relevant sind, ebenfalls dokumentiert werden, wie auch längere Überleg- und Denkpausen. In einfachen Transkriptionsmethoden, werden solche para- und nonverbalen Sprachanteile gestrichen und durch eine geglättete Sprache ersetzt, welche zwar den gleichen Sachinhalt formuliert, ihn aber möglicherweise uneindeutig ausdrückt und insofern zu fehlerhaften Deutungen führen kann. Dennoch hat sich in vielen qualitativen Forschungen, aus Zeitgründen, diese einfache Transkriptionsmethode durchgesetzt. Im Gegensatz zu dieser einfachen Transkriptionsmethode, steht das detaillierte Feintranskript, bei dem auch Tonhöhenverläufe, Nebenakzente, Sprechgeschwindigkeit und Lautstärke sowie Dialekt erfasst und dokumentiert werden. (vgl. Dresing/ Pehl 2015, S. 17-20)

In dieser wissenschaftlichen Arbeit wird eine Kombination aus beiden Methoden für die Transkription verwendet. So werden deutliche para- und nonverbale Sprachaspekte dokumentiert, ansonsten jedoch zur besseren Verständlichkeit die Sprache geglättet. Im Einzelnen gelten für die vorliegende Arbeit die folgenden Regeln, nach Dresing und Pehl (2015: S. 22f):

1. Die Transkription ist wörtlich und nicht zusammenfassend, jedoch auch nicht lautgetreu. Vorhandener Dialekt wird wortgetreu in Hochdeutsch übersetzt.
 2. Wortverschleifungen wie „auf'm“ werden an das Schriftdeutsch („auf dem“) angenähert.
 3. Stottern und Wiederholungen werden nicht in die Transkription übernommen, sondern geglättet. Wortdopplungen werden nur protokolliert, wenn sie als Stilmittel genutzt werden. Halbsätze, denen nur die Vollendung fehlt, werden jedoch transkribiert und mit dem Abbruchzeichen (–) gekennzeichnet.
 4. Für eine bessere Lesbarkeit werden Interpunktionen in der Transkription geglättet.
 5. Gesprächs- oder Denkpausen von über einer Sekunde werden durch drei eingeklammerte Punkte (...) gekennzeichnet.
 6. Signale des aktiven Zuhörens des Interviewers (wie z.B. „hm“, „aha“, „ja“) werden nicht transkribiert. Besteht dagegen eine Antwort des Befragten nur aus zustimmender oder verneinender Antwortpartikel („Hm.“ / „Ja“ / „Nein“), wird diese notiert.
 7. Besonders betonte Wörter und Äußerungen werden in der Transkription durch eine Großschreibung aller Buchstaben gekennzeichnet.
 8. Bei jedem Sprecherwechsel entsteht ein neuer Absatz, welcher mit einer Zeitmarke versehen wird.
 9. Emotionale nonverbale Äußerungen, welche eine Aussage unterstützen (z.B. Weinen), werden in der Transkription in Klammern dokumentiert.
 10. Unverständliche Wörter und Sätze werden mit der Abkürzung (unv.) gekennzeichnet. Ist ein Wort hingegen schwer verständlich, jedoch aus dem Kontext ableitbar, wird dieses Wort mit einem Fragezeichen in Klammern gekennzeichnet.
 11. Der Interviewer wird durch die Abkürzung I: erfasst, die befragte Person durch ein B: und dem Interview beiwohnende Drittpersonen durch ein C:, wie zum Beispiel ein Ehepartner oder eine Bekannte.
- (vgl. Dresing/Pehl, 2015, S.21-23)

In die in dieser wissenschaftlichen Arbeit entstandenen Transkriptionen sind jedoch noch einzelne Ergänzungen eingeflossen. So werden Sprecherüberlappungen durch einen Schrägstrich markiert (/) Der Text, welcher dann zugleich mit dem des anderen Gesprächspartners gesprochen wird, steht zwischen den Schrägstrichen. Zudem werden bei längeren monologischen Passagen nicht nur bei Sprecherwechseln, sondern auch an weiteren markanten Stellen Zeitmarken eingefügt, um eine bessere Orientierung zu ermöglichen. Auch die durchlaufenden Zeilennummerierungen dienen der besseren Orientierung, damit innerhalb der Arbeit exakt auf eine bestimmte Zeile verwiesen werden kann.

Der zweite Schritt ist das Lesen der fertigen Transkription und das Strukturieren des gesammelten transkribierten Materials sowie die Entwicklung eines Ordnungssystems. Dies ist die eigentliche qualitative Inhaltsanalyse. Schreier nennt für die inhaltlich-strukturierende Form acht Teilschritte:

1. Sich-Vertraut-Machen mit dem Material
2. Ableitung von Oberkategorien aus der Fragestellung / dem Interviewleitfaden
3. Bestimmen von Fundstellen / Kodiereinheiten
4. Entwicklung von Unterkategorien und Kategoriendefinitionen
5. Erprobung des Kategoriensystems
6. Modifikation des Kategoriensystems
7. Kodieren des gesamten Materials mit dem überarbeiteten Kategoriensystem
8. Ergebnisdarstellung, Interpretation, Beantwortung der Forschungsfrage
(Schreier 2014, S. 5-6)

Auch Dresing/Pehl empfehlen im Wesentlichen dieses Vorgehen, fassen jedoch einzelne der bei Schreier genannten Teilschritte zusammen. Diesem etwas verkürzten Prinzip folgt auch die vorliegende Arbeit.

Es geht demnach bei der inhaltlich-strukturierten qualitativen Analyse zunächst um die Entwicklung eines Ordnungssystems, indem man Analysekatoren, sogenannte Codes, ermittelt. Dieses Codesystem unterteilt sich noch einmal in Ober- bzw. Hauptkategorien und Unter- bzw. Subkategorien (vgl. Dresing/Pehl 2015, S.39 f.).

Die Hauptkategorien werden aus der Forschungsfrage abgeleitet (vgl. Schreier 2014, Teilschritt 2). Es handelt sich hierbei also um ein deduktives Verfahren. Diese Kategorien bilden somit ein grobes Codegerüst, auf welches sich die Subkategorien berufen. Innerhalb der vorliegenden Arbeit wurden in Bezug auf die Forschungsfrage folgende Hauptkategorien entwickelt:

- A Situation bei der Ankunft in Rückmarsdorf
- B Integration in die Gemeinschaft der Rückmarsdorfer Bevölkerung

Den beiden Hauptkategorien werden anschließend die entsprechenden Textpassagen im Interview zugeordnet (vgl. Schreier 2014, Teilschritt 3).

Im nächsten Teilschritt folgt die Ausdifferenzierung der Hauptkategorien, indem aus dem Interview selbst, also auf induktivem Weg, Subkategorien (auch Subcodes genannt) gewonnen werden. Unter Umständen müssen die Interviews dafür mehrfach überprüft und die Subkategorien immer wieder ergänzt und modifiziert werden (vgl. Schreier 2014, Teilschritte 4-6). Im vorliegenden Fall können zur Strukturierung der Interviews jedoch auch die vorher ausgearbeiteten Leitfragen herangezogen werden, sodass das Gewinnen von Subcodes hier streng genommen nicht ausschließlich induktiv, sondern zumindest teilweise auch deduktiv anhand der Leitfragen aus der Fragekategorie 3 erfolgt. Für die Hauptkategorie A, die Situation bei der Ankunft in Rückmarsdorf, ergaben sich auf diese Weise innerhalb der vorliegenden Arbeit folgende Subkategorien:

- A1 Zeitpunkt der Ankunft und vorherige Stationen der Unterbringung
- A2 Strapazen der Flucht als traumatische Erfahrungen
- A3 Wohnsituation unmittelbar nach der Ankunft
- A4 Materieller Besitz, aus der Heimat mitgebrachtes persönliches Eigentum
- A5 Akzeptanz versus Ablehnung durch Einheimische

Für die Hauptkategorie B, die Integration in die Gemeinschaft der Rückmarsdorfer Bevölkerung, werden folgende Subkategorien ermittelt:

- B1 Sozialer Aufstieg (Arbeit bzw. Schulbesuch)
- B2 (materielle) Unterstützung durch den Staat
- B3 Unterstützung durch die Rückmarsdorfer Bevölkerung
- B4 Beziehung zu alteingesessenen Rückmarsdorfern
- B5 Vereine, Organisationen, politische Teilhabe
- B6 Tabuisierung des Vertriebenenstatus
- B7 Kontakte zu anderen Vertriebenen
- B8 Wunsch nach Übersiedlung in die westlichen Besatzungszonen/BRD
- B9 Kontaktaufnahme/Besuch der alten Heimat nach 1990

Nachdem nun aus dem transkribierten Material ein endgültiges Kategoriensystem aus Haupt- und Subkategorien entwickelt wurde, folgt die Zuweisung der einzelnen Textstellen aus den Interviews zu den gewonnenen Subkategorien (vgl. Schreier 2014, Teilschritt 7). Diese Zuweisung geschieht durch Hervorhebung in farbiger Schrift und Untersteichung (Hauptkategorie A). bzw. farbiges Markieren der entsprechenden Textstellen (Hauptkategorie B). Auf diese Weise entsteht eine übersichtliche und schnell erfassbare Einteilung der Interviews, wie in Abbildung 1 ersichtlich ist.

134 B: Aber es war weiter in dem Raum nichts drin. Das haben wir uns nach und nach dann
 135 erst einmal – Aber ... [lacht] ich weiß noch, ich hatte es ja auch ein bisschen
 136 aufgeschrieben mal. ... Wir waren kaum da. Aber wir hatten ja dort in Ostpreußen
 137 überhaupt keinen Unterricht. Gar nichts. Da hast du nicht einmal einen Bleistift gehabt
 138 oder dass du etwas aufschreiben konntest. Und da sind wir nun hier hergekommen und
 139 **GLEICH** den nächsten Tag kam der Schuldirektor. Der kam zu meiner Mutter. Da hat er
 140 **gesagt: Die Kinder müssen UNBEDINGT in die Schule.** So. Ich hatte ja nicht einmal
 141 – ... Ich war barfuß mit den Schuhen. Das war im Oktober. Das war – wir hatten nichts
 142 anzuziehen. So und das – und jetzt sind wir dann – Und der sagt nun gleich in die
 143 Schule. Da habe ich die beneidet, die zum Bauern arbeiten gehen durften ... Und ich bin
 144 den nächsten Tag in die Schule. Da haben sie mich angeguckt. Ich weiß noch, meine
 145 Freundin, heute noch, die mir sehr geholfen hat, die sagt noch: Ich hab gedacht, wie
 146 kann denn die so in die Schule gehen. Barfuß und... in den Schuhen. So. Ja. **Und da**
 147 **hatte der Schuldirektor, der hat – der war so hartnäckig damals, der hat gesagt: Sie**
 148 **müssen die Kinder unbedingt in die Schule schicken. Ich – mich hat er in die 8. Klasse**
 149 **gesteckt. Ich war zu Hause in der fünften.** Und wir hatten – bei uns waren alle Klassen
 150 in einem Raum. So. Das war ja ein ganz kleines Dorf, wo wir gewohnt haben. Und jetzt
 151 in die Schule. Die eine – die waren alle sehr nett, muss ich sagen, und aber die eine, die
 152 hat gesagt: Die hat ja noch Stroh in den Haaren [lacht]. Ja, weil wir so im Stroh
 153 geschlafen haben. So und jetzt die achte Klasse. Ich will mal sagen, sie haben mir alle
 154 sehr geholfen. Bis auf einen Lehrer, der gesagt hat: Wenn du so dumm bist, da gehörst
 155 du nicht hieren. #11:39#

Abbildung 1: Codierung des Materials durch Markieren und Hervorheben

Den letzten Schritt bildet die codebasierte Auswertung der Interviews. Dabei werden die Aussagen der Probanden zu den Haupt- und Subkategorien zusammenfasst, verallgemeinert und letztendlich mit den in der Fachliteratur vorgefundenen Aussagen verglichen. Dieser codebasierte Auswertung widmet sich das folgende Kapitel.

4. Auswertung der Zeitzeugeninterviews

An die Codierung der Zeitzeugeninterviews schließt sich die codebasierte Auswertung an, die sich zunächst der Flucht und Vertreibung, sowie der Situation bei der Ankunft in Rückmarsdorf widmet. Der zweite Teil der Auswertung beschäftigt sich anschließend mit der Integration in die Gemeinschaft der Rückmarsdorfer Bevölkerung. Die Darstellung der Ergebnisse der codebasierten Auswertung erfolgt aspektorientiert. Dies erlaubt die direkte vergleichende Gegenüberstellung der einzelnen Codes in den drei Interviews. Zudem kann auf diese Weise auch die Kontextualisierung, also der Vergleich mit den in der Fachliteratur vorgefundenen Aussagen, unmittelbar vorgenommen werden.

Dass bei der Auswertung der Zeitzeugeninterviews zunächst auf die Flucht, insbesondere auf deren Stationen und die Strapazen eingegangen wird, hat mehrere Gründe. Zum einen beeinflussen traumatisierende Erlebnisse die Integration in eine neue Gesellschaft und zum anderen ist es ratsam den Lebensweg und die Umstände der Vertriebenen zu kennen, um anschließend genauere Schlussfolgerungen bezüglich ihrer Integration zu treffen.

4.1 Situation bei der Ankunft in Rückmarsdorf

4.1.1 Zeitpunkt der Ankunft und vorherige Stationen der Unterbringung

Die erste Zeitzeugin, Ingeborg K., wird 1932 in Lesten, im Regierungsbezirk Breslau, in Niederschlesien geboren. Ihr Vater ist als Stellwerker⁷ einfacher Beamter. Frau K. selbst arbeitet später in Leipzig als Kindergärtnerin.

Ingeborg K. flieht mit ihrer Mutter und ihrer Schwester – der Vater ist im Krieg (vgl. Transkript 1, Z. 9f.) – am 19. Januar 1945 vor der herannahenden Roten Armee aus Guhrau, einer Kleinstadt im Regierungsbezirk Breslau, wo die Familie inzwischen lebt. Frau K. ist allein mit ihrer Schwester zu Hause, als am 19. Januar Lautsprecherwagen informieren, dass die Stadt geräumt wird (vgl. Interview 1, Z. 28-30). Es handelt sich demnach um eine angeordnete Evakuierung (vgl. Kapitel 2.1.1) Dennoch flieht die Familie von Ingeborg K. nicht mit einem Sammeltransport, sondern auf eigene Faust, zunächst mit der Kleinbahn nach Liegnitz zu einer Cousine. Die Mutter von Frau K. kehrt dann noch einmal nach Guhrau zurück, um die Federbetten zu holen. Mit dem letzten Zug kommt sie schließlich aus Guhrau wieder nach Liegnitz (vgl. Interview 1, Z. 49-52). Als sich wenig später die Rote Armee Liegnitz nähert, flieht die Familie erneut, „auf eigene Faust“ (Z. 54), also nicht mit einem Treck. Es folgt eine Flucht über viele Stationen: zunächst zu Bekannten nach Kodersdorf, dann nach Görlitz, von dort in einem völlig überfüllten Zug nach Dresden, wo sie unmittelbar nach den schweren Bombenangriffen am 13. Februar ankommen (vgl. Interview 1, Z. 70-78) und nach Crottendorf, Kreis Annaberg-Buchholz weiterfahren. In Crottendorf kommt die Familie bei einem fremden Ehepaar unter und erlebt hier das Kriegsende. Nach Kriegsende – im Mai 1945 – sucht die Familie nach Verwandten und findet schließlich Angehörige des Vaters in Wolkenstein und Marienberg im Erzgebirge. Doch auch an diesen Orten ist ihre Aufenthaltszeit begrenzt. Frau K. versucht, mit ihrer Mutter und ihrer Schwester nach Guhrau zurückzukehren, was jedoch misslingt. Schließlich findet die Familie in einem Auffanglager im Erzgebirge eine Unterkunft. Als die Mutter von Frau K. erfährt, dass ihre Schwester in Rückmarsdorf untergekommen sei, ist der Entschluss zum erneuten Aufbruch gefasst. Die Familie von Frau K.

⁷ Im Fragebogen gibt Frau K. als Beruf des Vaters „Stellmacher“ an, im Gespräch wird jedoch deutlich, dass hier „Stellwerker“ gemeint ist, da der Vater Bahnbeamter ist.

schlägt sich bis zur Mulde, in die Nähe von Wurzeln, durch und kommt schließlich – im Juli oder August – am Leipziger Hauptbahnhof an, „und von Leipzig aus sind [sie] mit [ihrem] Rollfix ... gelaufen...“ (Transkript 1, Z.178-179).

Auffällig ist – neben den zahlreichen Stationen der Flucht – dass die Familie von Frau K. überwiegend allein unterwegs ist. Frau K. betont dies ausdrücklich, indem sie wiederholt davon spricht, „auf eigene Faust“ geflohen zu sein (vgl. Z. 55, Z. 61) oder indem sie erwähnt, dass die „Mutter immer alleine losgezogen ist und [sich] auf den Treck nicht verlassen hat“ (Transkript 1, Z. 165f.), wobei sie einräumt, dass es „in der Stadt [...] keinen Treck, wie auf den ... Dörfern“ gegeben habe (Transkript 1, Z. 166f.). Immer wieder versucht die Familie auf der Flucht, bei Verwandten und Bekannten unterzukommen oder sich ihnen anzuschließen, so in Liegnitz, Kodersdorf, Wolkenstein und Marienberg. Auf diese Weise kommt sie schließlich im Sommer 1945 auf der Suche nach der Tante von Frau K. in Rückmarsdorf an.

Die zweite Zeitzeugin, Eva R., wird 1933 als drittes von sechs Kindern in Hagelsberg, Kreis Gumbinnen, Ostpreußen geboren. Ihre Eltern besitzen einen Bauernhof, sie selbst arbeitet nach ihrer Ankunft in Rückmarsdorf als Verwaltungsangestellte. Da Frau R.s Vater einen steifen Arm hat, muss er nicht in den Militärdienst. Auch die Familie von Frau R. flieht mit fünf von sechs Kindern – der älteste Bruder von Frau R. ist im Krieg – vor der herannahenden Roten Armee. Die Flucht wird jedoch hinausgezögert:

[...] da war der Russe schon ziemlich nah dran, und da hieß es schon, wir müssen weg. Und dann war Schluss auf einmal. Da sagten sie wieder, sie haben ihn zurückgedrängt. Und [...] da waren wir noch paar Tage zu Hause und dann ging es los, [...] da mussten wir innerhalb von einem Tag Wagen packen, Pferdewagen. [...] Ja, dann sind wir gefahren, aber wir sind nicht mehr richtig weggekommen. (Interview 2, Z. 4-9)

Der Grund für das Zögern war wohl die Sorge um Hof und Tiere: „da sind jetzt keiner früher weg, weil dann auch die Landwirtschaft und die Tiere – Konntest du ja nicht alles - “ (Interview 2, Z. 537f.). Ob sich die Aussage „da mussten wir innerhalb von einem Tag Wagen packen“ auf eine behördliche Anordnung bezieht, bleibt unbestimmt, ist jedoch nicht unwahrscheinlich (vgl. Kapitel 2.1.1). Schließlich flieht Frau R. mit ihrer Familie in einem der für Ostpreußen typischen Pferdewagen-Trecks in Richtung polnische Grenze. Doch der Treck wird von der Roten Armee eingeholt (vgl. Interview 2, Z. 21), wobei Frau R. Schlimmstes durchleben muss (vgl. dazu Kapitel 4.1.2). Die Familie bleibt kurze Zeit an der polnischen Grenze in Mohrungen: „Und dort war erst einmal Station. Dort durften sie – konnten sie ja nicht mehr weiter“ (Interview 2, Z. 22). Anschließend begibt sich die Familie zu Fuß wieder zurück nach Ostpreußen, kommt aber nicht wieder auf ihrem Hof in Hagelsberg, sondern äußerst notdürftig in Gumbinnen sowie in Nachbarorten unter (vgl. Interview 2, Z. 51). Die Familie lebt dort mehrere Jahre in großer Armut. Die Kinder gehen nicht zur Schule (vgl. Interview 2, Z. 541), es gibt nicht genügend Nahrung: „[...] wir haben Brennesseln gegessen. Brennesseln und alles, was wir gefunden haben, Kartoffelschalen [...]“ (Interview 2, Z. 368f.).

Erst 1948 ist Frau R. gezwungen ihre Heimat endgültig zu verlassen. Sie wird mit zahlreichen anderen Vertriebenen mit dem Güterzug nach Dresden gefahren, wobei das Ziel der Fahrt den Vertriebenen offenbar nicht bekannt war:

[...] keine Information oder kein Mensch hat gewusst, wo sie überhaupt hin – bis sie eben in Dresden gelandet sind. Die haben erst gemerkt, in Dresden erstmal gemerkt, dass sie jetzt sagen, jetzt sind sie hier in Deutschland oder in der Ostzone (Interview 2, Z. 525-528)

Die erste Station von Frau R. und ihrer Familie ist ein Auffanglager in Dresden:

Da wurden wir/ hier erstmal untersucht und dann auch ... und entlaust [lacht]. Das war immer .. alles, ja – und das war auch bloß in so einer großen Halle, Stroh hingeschüttet und dann so eine Schüssel mit Wasser und das war's dann (Interview 2 Z.94-97)

In Dresden werden die angekommenen Flüchtlinge verteilt. Deshalb fährt Frau R. nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden nach Leipzig weiter. Vom Leipziger Hauptbahnhof aus gelangt sie mit dem „Auenschreck“ (gemeint ist hiermit eine ehemalige Bahnstrecke von Leipzig nach Leuna) weiter nach Burghausen. Dort kommt die Familie von Frau R. in einem Gasthof unter, in dem der Saal zur Organisation und Verteilung der ankommenden Vertriebenen dient. Von dort aus werden sie auf einem Pferdefuhrwerk in das Behelfsheim nach Rückmarsdorf gefahren.

Die dritte und älteste Zeitzeugin, Frieda Erna K., wird 1928 als drittes von vier Kindern der Familie B. in Ober-Tschirnau geboren, ihre Eltern sind Landarbeiter. Frau K. wächst in Niederschlesien auf und absolviert in Guhrau, heute Góra, ihre Lehre, die jedoch wegen der Flucht nicht abgeschlossen werden kann. In Rückmarsdorf arbeitet sie später in verschiedenen Unternehmen als Köchin. Der Vater sowie der älteste Bruder werden 1945 zum Volkssturm eingezogen. Aufgrund des Herannahens der Roten Armee flieht die Mutter von Frau K. mit den zwei noch im Haushalt lebenden Kindern Erna und Erich am 21.1.1945 (vgl. Interview 3, Z.22-24). Auch liegt zumindest nahe, dass es sich um eine behördlich angeordnete Evakuierung gehandelt hat:

[...] am 21. 1. 45 musste ich mit meinen Kinder Erna und Erich [...] die Heimat wegen Anrücken der Front verlassen. Mit Güterwagen wurden wir bei 30 Grad Kälte und viel Schnee von Zuhause weggebracht. (Interview 3, Z. 21-25; die Zeitzeugin liest hier aus einem Tagebuch aus Sicht der Mutter vor).

Die Flucht dauert vier Wochen:

Da keiner mehr Flüchtlinge aufnehmen wollte, waren wir inzwischen vier Wochen unterwegs, von einem Bahnhof zum anderen. Wir waren in Thüringen, wir waren im Harz und keiner hat uns aufgenommen [...]. Da waren wir vier Wochen unterwegs, bei Schnee und Eis. (Interview 3, Z. 27-31)

Unterwegs versuchen die Flüchtenden auf ganz verschiedenen Wegen weiterzukommen, teilweise zu Fuß, teilweise schließen sie sich Transporten von Verwundeten an:

unterwegs in Guben – war's in Guben oder in Forst? Das kann ich Ihnen nicht mehr genau sagen, oder in Lübbenau – da sind Verwundete gekommen ... Transporte. Und da hat einer gesagt [...]: Frau mit Kind kann ich noch mitnehmen. Und da [...] haben sich dann alle mit angeschlossen und [...] sind wir mit den Verwundeten ein ganzes Stück mitgefahren. Da brauchten wir nicht zu laufen (Interview 3, Z. 44-49)

In Leipzig kommt Frau K. in der ehemaligen Hauptschule in der Demmeringstraße in Lindenau unter (vgl. Kapitel 2.3.2). In der Schule hält sich die Familie von Frau K. vierzehn Tage auf – bis Anfang März 1945, bevor sie umverteilt werden und so noch vor Kriegsende nach Rückmarsdorf kommen:

[D]a waren wir ja auch in der Schule bloß auf Stroh und alles mit Decken und so und vom roten Kreuz wurden wir gepflegt. Und ... da wurde gefragt, wer aufs Land will und dann haben wir gesagt, wir gehen aufs Land – (Interview 3, Z. 37-39).

Bis zum Mai 1954 lebt Frau K. mit ihrer Mutter in Rückmarsdorf, danach siedelt ihre Mutter in

den Westen nach Wiesenheim um, wo inzwischen ihr ältester Sohn wohnt. Der jüngere Bruder, Erich, ist bereits 1951 nach Bayern geflohen. Auch die ältere Schwester Ella lebt im Westen. Frau K. bleibt jedoch in Rückmarsdorf.

Mit Blick auf die drei Zeitzeugenberichte fallen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede auf. Alle drei Zeitzeugen fliehen zunächst mehr oder weniger überstürzt vor Kriegsende vor der herannahenden Roten Armee. Am ehesten geplant und ansatzweise vorbereitet ist die Flucht bei Zeitzeugin 1, deren Mutter regelmäßig „Feindsender“ hörte und die daher bereits begonnen hatte, Hausrat zu verpacken:

Die hat immer den Feindsender gehört. Da hatte ich auch immer Ängste. Und – das war ja verboten. Und da wusste die schon – und da hatte die aber schon Truhen und Kästen verpackt und das stand schon im Keller, also Wäsche und Geschirr, das war schon verpackt (Interview 1, Z. 35-38)

Im Falle der Zeitzeugin 2 erfolgt die Flucht zu spät, der Flüchtlingstreck wird von der Roten Armee eingeholt. Diese Zeitzeugin kommt daher zurück in das ehemalige deutsche, nun russische Ostpreußen und wird erst 1948 im Zuge der geordneten Umsiedlung vertrieben. Diese Vertreibung erfolgt prinzipiell organisiert in Güterwaggons. Die Vertriebenen scheinen jedoch der Aufforderung zur Umsiedlung auch mehr oder weniger freiwillig nachzukommen – zu groß sind Hunger und Armut im sowjetischen Ostpreußen (vgl. Interview 2, Z. 363-370, 379-388, 529-533 u.a.)

In den drei Zeitzeugeninterviews spiegeln sich somit zwei der drei in der Literatur unterschiedenen Fluchtursachen wider, nämlich die Flucht vor der herannahenden Front sowie die geordnete Vertreibung im Ergebnis des Potsdamer Abkommens. Die dritte Form, die sogenannte „wilde Vertreibung“, wird in den Interviews nicht erwähnt.

Übereinstimmend ist auch festzustellen, dass die Flucht in allen drei Fällen nicht direkt und geradlinig verläuft, sondern über mehrere Stationen und mit zahlreichen Unwegbarkeiten und Ungewissheiten. Die Zeitzeuginnen müssen mehrfach ihre Aufenthaltsstationen wieder verlassen, um weiter zu fliehen. Die Unterbringung erfolgt zudem zunächst in allen drei Fällen in Auffanglagern und Behelfsheimen, auch dies bestätigen entsprechende Literaturbefunde.

Gänzlich unterschiedlich ist hingegen der konkrete Verlauf der jeweiligen Flucht, und zwar nicht nur geografisch, sondern vor allem auch hinsichtlich des Grades ihrer Organisiertheit. Während Zeitzeugin 1 mit ihrer Mutter weitgehend allein, „auf eigene Faust“ flieht und dabei versucht, bei Verwandten unterzukommen oder sich deren Fluchtstationen anzuschließen, flieht Zeitzeugin 3 im Sammeltransport in eilig organisierten Güterwagen Richtung Westen. Nach vierwöchiger Irrfahrt gelangt ein Teil dieser Flüchtlinge im Februar 1945 nach Leipzig, wo die Behörden nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in einer behelfsmäßigen Notunterkunft eine – wenn auch zufällige, freiwillige – Verteilung auf umliegende Dörfer organisieren. Am ausgeprägtesten ist der Grad der Organisiertheit bei der geordneten Vertreibung von Zeitzeugin 2, bei der Transportmittel und Ziel der Vertreibung sowie die anschließende Verteilung der Vertriebenen auf die einzelnen Bezirke und Landkreise zumindest seitens der anordnenden Behörden vorab klar organisiert sind. Somit bilden die drei Zeitzeugeninterviews zufällig eine große Bandbreite der in der Literatur beschriebenen, wenn auch unterschiedlich akzentuierten Wege von Flucht und Vertreibung nach 1945 ab: von ganz individuellen Fluchtrouten zu Fuß oder mit der Bahn, über die in aller Eile und oft mehr schlecht als recht organisierte Massenflucht mithilfe aller zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel (vom Güter- bzw. Viehwaggon bis zum KdF-Kreuzfahrtschiff) bis hin zum geordneten, organisierten

und dennoch oft unter kaum menschenwürdigen Bedingungen erfolgenden Abtransport der deutschen Bevölkerung aus den ehemaligen deutschen Gebieten. Welche traumatischen Erlebnisse diese verschiedenen Fluchtwege in den Flüchtenden ausgelöst haben, soll im folgenden Kapitel untersucht werden.

4. 1. 2 Strapazen der Flucht

Als die Rote Armee im Januar 1945 mit einer Großoffensive immer weiter westlich der Weichsel vordringt, setzt in den ehemaligen deutschen Gebieten eine Massenflucht ein:

Vier bis fünf Millionen flüchteten aus Danzig, Masuren, Ober- und Niederschlesien, Ostpommern und Ostbrandenburg. Hundertausende starben an Entkräftung oder Kälte, ertranken in den Fluten der Ostsee, verbluteten nach sowjetischen oder amerikanischen Bombenangriffen oder wurden von der Front überrollt und von Rotarmisten vergewaltigt.“ (Kossert 2015, S. 28)

Die Flüchtlinge und Vertriebenen erleben auf ihrer Flucht die Willkür, die Hilfslosigkeit und die Todesangst der letzten Kriegsmonate, und dies hinterlässt oft traumatisierende Erinnerungen (vgl. Wolter 2011, S.7). In den hier untersuchten Interviews lassen sich diese traumatischen Erlebnisse in drei Hauptkategorien unterteilen, die im Folgenden dargestellt werden.

4. 1. 2. 1 Der kalte Winter 1944/45

In zwei von den drei Zeitzeugeninterviews tauchen Aussagen über den kalten Winter 1945 auf. So berichtet Zeitzeugin 1: „dann an dem 19. - war's bitterkalt, es waren 20 Grad, Kälte“ (Interview 1, Z.43). Diese „Eiseskälte“, wie Frau K. häufig betont (Interview 1, Z.82), machte die Flucht noch mühseliger, dies bestätigen auch die beiden anderen Zeitzeugen. So erwähnt Zeitzeugin 3, dass sie „[m]it Güterwagen [...] bei 30 Grad Kälte und viel Schnee von Zuhause weggebracht [wurden]“ (Interview 3, Z.24f.) und anschließend „vier Wochen unterwegs [waren], bei Schnee und Eis“ (Interview 3, Z.28-31). Aufgrund dieser Kälte trägt Zeitzeugin 3 auch mehrere Schichten Kleidung übereinander. So erzählt sie: „Die haben gedacht, ich bin in anderen Umständen. Ich habe alles doppelt angehabt.“ (Interview 3, Z.181f.)

Zeitzeugin 2 erwähnt, dass die Pferdefuhrwerke des Trecks auf der Flucht nur „stückchenweise“ vorankamen (vgl. Interview 2, Z.16). Damit bestätigen letztlich alle drei Zeitzeuginnen das in der Literatur beschriebene extrem kalte Wetter, welches die Flucht deutlich erschwerte, da Pferdewagen aufgrund der glatten und vereisten Wege oft in den Straßengraben rutschten oder im Schnee stecken blieben (vgl. Schrammek 2004 S. 29 f.). Von in der Literatur häufig beschriebenen Erfrierungen (vgl. u.a. Kossert 2015, S. 49-51) berichten die hier befragten Zeitzeugen nicht. Dennoch hinterließen Schnee, Eis und extreme Kälte auf der Flucht auch bei ihnen bleibende Spuren:

Wir waren praktisch im Güterwagen und weil es so geschneit hat – haben wir drei uns bloß unter einer Decke gehangen, damit wir nicht ganz und gar nass waren. Also ich darf nicht drandenken, da geht's mir durch und durch. (Interview 3, Z. 25-27)

4. 1. 2. 2 Kriegshandlungen während der Flucht

Weitere Strapazen auf der Flucht, waren die Kriegshandlungen, welche die Flucht zu einer lebensbedrohlichen Unternehmung machten, denn die Flüchtlingstrecks waren – zufällig, mitunter jedoch auch gezielt – immer wieder Tiefflieger-Angriffen der Alliierten ausgesetzt oder gerieten direkt in das Frontgeschehen (Schrammek 2004, S.29).

So entging Zeitzeugin 1 nur knapp dem verheerenden Angriff auf Dresden.

[...] dann sind wir eben mit in den Angriff da rein geraten, also – wir hatten eben das Glück – Züge, die vor uns waren, die sind in Dresden in die Luft geflogen (Interview 1, Z.73f.)

Trotzdem erlebt auch sie die Handlungen des Krieges am eigenen Leib. Als Beispiel nennt sie Tiefflieger-Beschüsse, bei denen sie mit ihrer Familie den Zug schnellstmöglich verlassen und sich verstecken muss (vgl. Interview 1, Z.75-78).

Auch auf den Stationen der Flucht, etwa im erzgebirgischen Crottendorf, berichtet sie von Fliegeralarm und ihrer Angst vor Bombardierung:

Luftangriffe haben wir dort auch noch erlebt, aber auch nur überflogen. Aber meine Mutter war nicht mehr bereit, in den Keller zu gehen! Sie war breit, erledigt. [...] Sie war ... hatte genug. Die wollte nicht mehr. Naja, aber ich habe keine Ruhe gelassen. Und wir mussten dann in den Keller, ne, das ist – ich hatte Angst, einfach nur Angst! (Interview 1, Z. 99-104)

Zeitzeugin 2 verweist im Hinblick auf Kriegshandlungen darauf, dass sie bei ihrer Flucht oft die Straße verlassen müssen, weil Panzer vorbei rollen (vgl. Interview 2, Z. 24f.). Zudem wird ihr Flüchtlingszug von der Front eingeholt, Dörfer brennen vor ihren Augen ab (vgl. Interview 2, Z. 21-29).

Zeitzeugin 3 berichtet nicht von Kriegshandlungen während der Flucht, erwähnt aber den „kaputten Hauptbahnhof in Leipzig“ bei ihrer Ankunft (Interview 3, Z. 32). Meta Schiwiek, die gemeinsam mit Zeitzeugin 3 in Leipzig ankommt, berichtet, dass der Bahnhof erst am Tag unmittelbar vor ihrer Ankunft bombardiert worden war: „Betonteile und Stahlträger ragten in die Luft, an den Brandherden bemühten sich Löschmannschaften, zerstörtes Wagen- und Gleismaterial wurde beiseite geräumt“ (Schiwek/Schiwek 2013, S. 32).

Vor allem die Zeitzeuginnen 1 und 2 bestätigen somit den Literaturbefund, wonach die vorrückende Front oder die zahlreichen Luftangriffe der Alliierten für die Flüchtlingszüge eine zusätzliche Gefahr darstellten. Für die damals noch jungen Zeitzeuginnen waren dies traumatische Erlebnisse. Zeitzeugin 1 fasst dies besonders eindrucksvoll zusammen:

Ich habe unter großen Angstzuständen noch gelitten, durch die ganze Flucht. Das kann man ja gar nicht alles so beschreiben. Die Angst, die man auch unterwegs erfahren hat, die ganzen Etappen, die meine Mutter da angestrengt hatte, ne. Da wurde nicht darüber nachgedacht, verkraften das die Kinder, das ging gar nicht. (Interview 1, Z. 547-551)

4. 1. 2. 3 Kriegsrechtsverletzungen und Übergriffe auf die Zivilbevölkerung

Wie schon bereits im vorherigen Kapitel erläutert, wurden die Flüchtlinge oft von der Front eingeholt, was zwangsläufig zu Kontakten mit der Roten Armee führte. Es ist in der Literatur hinreichend beschrieben worden, dass es bei diesen Kontakten immer wieder auch zu Kriegsverbrechen gekommen ist (vgl. u.a. Schrammek 2004, S. 25; Kossert 2015, S. 28). Die

Gräueltaten, die der russischen Zivilbevölkerung durch die deutsche Wehrmacht und die Verbände der Waffen-SS im Verlauf des Krieges angetan wurden, dürften die Rache der Soldaten der Roten Armee letztlich befördert haben⁸.

Von entsprechenden Kriegsverbrechen berichten auch zwei der hier befragten Zeitzeuginnen in eindrücklicher Weise. „Und dort haben wir natürlich auch schlimme Sachen erlebt, weil ... dann eben die russischen Soldaten, die Armee einzog. Und da gab es schlimme Sachen“ (Interview 1, Z.112-114), so berichtet Zeitzeugin 1 und nennt Beispiele wie die Vergewaltigung junger Frauen und die wahllose Erschießungen der männlichen Bevölkerung:

[...] das war ein Bauerndorf, da gab's auch Ober- und Unterdorf. Und das Unterdorf kam dann schon, da kamen Kuriere, die dann gesagt haben: Hier seht euch vor, jetzt seid ihr dran, hier sind sie durch. Und dann kamen die auch, ne. Und dann wurden dann eben erst mal die Männer rausgeholt [...] aber dann wurde eben auch geschossen, bloß das haben wir nicht zu sehen gekriegt. Männer wurden dort erschossen – einfach so (Interview 1, Z. 114-122)

Um die jungen deutschen Frauen zu schützen, wurden diese sogar verkleidet und versteckt (vgl. Interview 1, Z.118-120). Dennoch kommt auch Zeitzeugin 1 in direkte Berührung mit dem Thema Vergewaltigung, so beschreibt sie:

aber die hatten dann meine große Cousine gesehen...und da waren die in der Nacht wieder da...So... ja und das war dann wieder ein Erlebnis, also mit versuchter Vergewaltigung, wo wir Kinder dann eben verhindert haben, was...ohne Ahnung zu haben (Interview 1, Z.147-150).

Dass die Zeitzeugin diese Episode besonders stockend erzählt – vgl. die drei längeren Pausen – und zudem nur andeutungsweise beschreibt, zeigt, dass das Thema auch über 70 Jahre später noch bewegt.

Besonders traumatische Ereignisse auf der Flucht muss jedoch Zeitzeugin 2 verarbeiten. So muss sie miterleben, wie ihre Schwester entführt und vergewaltigt wird, als die Rote Armee den Flüchtlingstreck überrollt.

[...] und da brannten schon die Dörfer und dann auf einmal waren die Russen da. Da haben sie erst einmal meine Schwester vom Wagen heruntergeholt. Dann kam sie wieder, total aufgeschlitzt alles, die Kleidung. (Interview 2, Z.26-28)

Noch Schlimmeres spielt sich wenig später in dem Dorf, in welchem sie Zuflucht finden, ab:

[...] dann haben sie meinen Vater erst mal rausgeholt. Der ging hinaus, da haben wir bloß das Knallen gehört. Dann haben sie meine Schwester rausgeholt. ... Der lag im Stall, mein Vater. Da haben sie die daneben vergewaltigt. ... Und so ging das dann die ganze Zeit (Interview 2, Z.33-36)

Dass es sich bei diesem Übergriff um keinen Einzelfall handelt, zeigt die Aussage von Frau R., dass „[i]mmer wieder die Frauen, die jungen Frauen“ entführt und vergewaltigt wurden (Interview 2, Z. 36). Letztendlich wurde die 15jährige Schwester von Zeitzeugin 2 nach Sibirien mitgenommen und kam erst deutlich später in den 1950er Jahren wieder zurück nach Deutschland, wo sie sich dann in Westberlin niederließ.

Grundsätzlich stehen die drei Zeitzeuginnen für konkrete Fälle und nicht überall standen Vergewaltigungen und Erschießungen auf der Tagesordnung. Trotzdem sind dies Schicksale, die

⁸ Solche Kriegsverbrechen wie Vergewaltigungen oder Erschießungen wurden keineswegs nur durch die Rote Armee verübt. Die Aufarbeitung entsprechender Verbrechen der westlichen Alliierten ist in der jüngeren Forschung intensiviert worden, vgl. dazu Satjukow/ Gries 2015.

eine breite Masse erfahren hat, so wurde „in einigen Gebieten [...] die Truppen der Roten Armee zurückgeschlagen; dabei machte die Wehrmacht grausige Entdeckungen. Sie fanden die Leichen mißhandelter, vergewaltigter und ermordeter Flüchtlinge, die von den Spitzen der Roten Armee überrollt worden waren“ (Schrammek 2004, S.25). Diese traumatischen Erlebnisse begleiteten viele Flüchtlinge und Vertriebene noch lange, da diese in der Regel auch nie durch psychologische Hilfe aufgearbeitet wurden. Die Erlebnisse und die fehlende professionelle Hilfe bei deren Verarbeitung gilt es zu verstehen, um die Handlungen und Reaktionen der Flüchtlinge und Vertriebenen einzuordnen und nachvollziehen zu können, welche Integrationsleistung sie letztlich vollbracht haben.

4. 1. 3 Wohnsituation bei der Ankunft in Leipzig/Rückmarsdorf

„Mit der Ankunft im Westen lag das Schlimmste hinter den Vertriebenen, aber ihr Unglück setzte sich fort“ – so beschreibt Kossert (2015, S. 47) die Situation der Flüchtlinge unmittelbar nach der Ankunft. Eines der ersten und drängendsten Probleme ist dabei die Versorgung mit Wohnraum. Wie gestaltete sich also die Wohnsituation der drei hier befragten Zeitzeuginnen?

Die erste Zeitzeugin, Frau Ingeborg K., ist mit ihrer Mutter und ihrer Schwester auf eigene Faust geflohen und schon auf der Flucht immer wieder bei Verwandten und Bekannten untergekommen. Nach Rückmarsdorf verschlägt es sie letztlich, weil die Tante von Frau K. hierher geflohen war:

Und dann haben wir uns eben durchgefragt und unsere erste Station war dann eben die Tante Irma und die wohnte bei Knaus⁴, an der Ecke, wo es in den Kindergarten runter geht [...], Knaus⁵ Selma. Und die hat uns noch mit aufgenommen, [...] da wohnte meine Tante mit ihrem Horst ... und wir drei kamen dazu. Und das waren zwei kleine Zimmer, so eine Mansarde oben. Und da haben wir auch ein paar Wochen campiert miteinander, ich mit dem Kopf voller Läuse ... (Interview 1, Z. 181-187)

Da die zwei kleinen Mansardenzimmer jedoch mit fünf Personen komplett überfüllt waren, haben Frau K. und ihre Familie „das Glück gehabt, zum Bauer Sp[erling] ziehen zu dürfen, ins alte Bauerngut“ (Interview 1, Z.190f.). Dort leben sie vom Spätsommer 1945 bis in die 50er Jahre. Ab 1955 wohnen sie in einer Wohnung auf dem Sandberg (vgl. Interview 1, Z.192f.). Frau K. hebt ausdrücklich hervor, bei der Unterbringung „Glück gehabt“ zu haben (Z. 190f.). Dieses Glück bestand zum einen in der Hilfsbereitschaft von Frau Selma K. („die hat uns noch dazu genommen, noch zu meiner Tante!“, Interview 1, Z. 288), zum anderen in der Möglichkeit, auf dem Gut des Bauern Sperling unterzukommen.

Eva R., die zweite Zeitzeugin, steht exemplarisch für eine staatlich organisierte Flucht infolge der geordneten Vertreibung 1948. Ihre erste Unterbringung ist ein Auffanglager bei Dresden, von dem sie anschließend nach Leipzig umverteilt werden. In Leipzig angekommen werden sie erneut verteilt und im sogenannten Behelfsheim in Rückmarsdorf untergebracht, welches noch zu Zeiten des Nationalsozialismus für Ausgebombte gebaut worden ist. Die Behelfsheime bestehen aus kleinen Holzhütten, „/Heute/ würden sie sagen ein Bungalow“ (Interview 2, Z.124). Die Holzhütte ist in zwei Räume unterteilt, welche lediglich mit Stroh ausgepolstert sind, ansonsten existiert noch ein Kohleherd, für die kalten Winter. Hier lebt Frau K. mit ihrer Mutter und drei Geschwistern, also zu fünft in zwei kleinen Zimmern, bis sie 1950 eine Lehrstelle im Gemeindeamt antritt und ihr über „Beziehungen“ auf der Gemeinde eine Wohnung für die Familie zugewiesen wird:

Da hat sie Beziehungen gehabt und da haben sie dann eine Wohnung /gekriegt/ [...] /Weinberg 2,/ das ist hier vorn am Teich, dort das große Haus. (Interview 2, Z. 631-634).

Die dritte Zeitzeugin, Frau Frieda Erna K., trifft noch vor Kriegsende mit einem Sammeltransport zusammen mit zahlreichen anderen Flüchtlingen in Leipzig ein, weshalb sie zunächst in einem Auffangquartier in einer ehemaligen Schule in der Demmeringstraße untergebracht wird. Die Schule ist notdürftig vom Roten Kreuz ausgestattet worden, die Flüchtlinge schlafen „bloß auf Stroh“ (Interview 3, Z.37f.) und der Keller bietet wenig Schutz vor Bombenangriffen, mit denen im Februar 1945 jedoch noch zu rechnen ist.

wie wir nämlich im Keller waren in der Schule und die großen Rohre gesehen haben mit dem heißem Wasser, da hab ich zu meiner Mutti gesagt: also hier – wenn hier was passiert, wir verbrühen, wir verbrühen, ne (Interview 3, Z.40-42)

Deshalb entschließt sich die Familie von Frau K., zusammen mit anderen Flüchtlingen „aufs Land nach Rückmarsdorf“ zu ziehen (Interview 3, Z.37). In Rückmarsdorf wird Frau K. mit ihrer Familie zuerst in einer alten Mühle bei Frau S. untergebracht.

Da war ich bei der Frau S[...]. Mit meiner Mutti und mit meinem Bruder. Und die war ja in der Mühle, die hat ja in der alten Mühle noch gewohnt, da waren ja noch Wohnungen, auf der linken Seite (Interview 3, Z.88-90)

Das Zimmer ist mit nur zwei Betten ausgestattet, sodass Frau K. entweder mit ihrem Bruder das Bett teilen oder auf dem Fußboden schlafen muss (vgl. Interview 3, Z. 94-97). Hier lebt Frau K. von Anfang März bis zum 17. April 1945, als in Rückmarsdorf eintreffende amerikanische Soldaten in das Zimmer eindringen und „ein Bett zerschlagen“ (Interview 3, Z.94). Auf der Suche nach einer neuen Unterkunft hilft ein alteingesessener Rückmarsdorfer, Walther A., und organisiert „zwei Parteizimmer“ (Interview 3, Z.100). In diesen lebt die Familie von Frau K. eine Zeit lang, bis sie schließlich auf Betreiben des Bürgermeisters dort „rausgeschmissen“ werden (Interview 3, Z. 330). Sie erhalten eine neue Unterkunft über der Gaststätte, in der Frau K. auch aushilfsweise arbeitet. Im Ganzen beschreibt Erna K. ihre Wohnungssituation als belastend:

Es ist schlimm, wenn Sie zur Miete wohnen und müssen sich danach richten mit allem. Da durften Sie das nicht, da durften Sie das nicht, da dürfen Sie das nicht und da dürfen Sie das nicht. [...] Wir sind das nicht gewöhnt, bei [...] sechs, acht Parten da drüben, [...] die sich da immer zanken ums Waschhaus, wenn sie mal waschen gehen wollen und so, das sind wir nicht gewöhnt. (Interview 3, Z. 308-326)

„Angekommen“ fühlt sich Frau K. in Rückmarsdorf erst, als sie gemeinsam mit ihrem Mann eine eigene Wohnung mietet und später das Haus, in dem sich diese Wohnung befindet, kaufen kann (vgl. Interview 3, Z. 307-335).

Insgesamt zeigen sich hinsichtlich der Wohnsituation bei allen drei Zeitzeugen Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede. Die in Sammeltransporten eintreffenden Flüchtlinge kommen zunächst in Not- und Behelfsunterkünften unter. Folgt man den Darstellungen in der Literatur, so waren vor allem die schon vor Kriegsende eilig durch NS-Organisationen oder das DRK eingerichteten Auffanglager, etwa in Schulen oder Turnhallen, nur für einen Aufenthalt von wenigen Tagen gedacht. Im Falle der Zeitzeugin 3 bestätigt sich dies jedoch nur zum Teil: ihr Aufenthalt in der Notunterkunft in der Demmeringstraße dauert 14 Tage. Nach diesen 14 Tagen entscheidet sich die Familie freiwillig, „aufs Land“ zu ziehen (Interview 3, Z. 36). Im Fall von Zeitzeugin 2, Eva R.,

dauert der Aufenthalt im sogenannten Behelfsheim sogar zwei Jahre. Hier findet sich demnach ein Beispiel für den in der Literatur erwähnten „Etikettenschwindel“, durch den Barackenlager als Notwohnungen deklariert wurden, um die Forderung der Besatzungsmacht nach sofortiger Zuweisung von privatem Wohnraum zu erfüllen.

Aus den Auffang- bzw. Notunterkünften heraus werden die Flüchtlinge auf privaten Wohnraum verteilt – dies bestätigen die drei Zeitzeugeninterviews. In den vorliegenden drei Fällen scheint es sich jedoch eher nicht um die in der Literatur beschriebenen typischen Zwangseinweisungen, gegen den Widerstand der Wohnungseigentümer, zu handeln. Vielmehr betonen die hier interviewten Zeitzeuginnen eher die Hilfsbereitschaft der Rückmarsdorfer Bevölkerung – sei es durch die freiwillige Aufnahme weiterer Flüchtlinge, zusätzlich zu den bereits einquartierten (vgl. Interview 1, Z. 288f.) oder durch die Unterstützung bei der Wohnungssuche (Interview 3, Z. 99).

Besonders bei Zeitzeugin 3 fällt jedoch auf, wie Flüchtlinge auf Wohnungssuche zum Teil herumgereicht wurden, was ein indirekter Hinweis auf durchaus vorhandene Ressentiments gegenüber den Flüchtlingen sein könnte. Deutlich wird zudem in allen drei Interviews, wie beengt die Familien wohnen. Drei Personen teilen sich ein einziges Zimmer mit nur zwei Betten (vgl. Interview 3), fünf Personen müssen über einen längeren Zeitraum in zwei kleinen (Mansarden-)Zimmern „campieren“ (vgl. Interviews 1 und 2). Zudem müssen alle drei Familien fast ohne Einrichtungsgegenstände auskommen. Dieser Umstand wirft bereits ein erstes Licht auf das kaum vorhandene persönliche Eigentum der Flüchtlinge und Vertriebenen, was im folgenden Kapitel genauer untersucht wird.

4. 1. 4 **Materieller Besitz**

Auf die Frage, welche Besitztümer die drei Zeitzeuginnen bei ihrer Ankunft in Rückmarsdorf besaßen, antworteten alle ähnlich übereinstimmend:

Gar nichts. Gar nichts ... Gar nichts. Sachen, ein paar Sachen (Interview 1, Z. 260),
Gar nichts ... Nichts, nichts (Interview 2, Z. 487)
[W]ir hatten nun ja gar nichts. Kein Topf, kein Teller [Stimme bricht], keine Gabeln, kein Löffel,
kein Teller nichts (Interview 3, Z. 141f.).

Alle können nur wenige Gegenstände bei ihrer Flucht mitnehmen, was schon allein daran liegt, dass kaum Zeit zum Packen bleibt:

Meine Mutter war auf Arbeit. Und wie ich das gehört habe, habe ich angefangen Koffer zu packen. Da hab ich die Schränke leergeräumt. So und dann kam meine Mutter nach Hause gejagt, hat alles ausgeschüttet und hat das Nötigste verpackt. (Interview 1, Z. 31-34)
[...] und da mussten wir innerhalb von einem Tag Wagen packen (Interview 2, Z. 7f.)

Einziges Ausnahme bildet hier Zeitzeugin 1, deren Mutter „Feindsender gehört“ (Interview 1, Z. 255) und somit schon „Truhen und Kästen verpackt [hat]“ (Interview 1, Z. 36f.), welche im Keller bereitstehen. In den Truhen sind Geschirr und Wäsche (vgl. Interview 1, Z.37f.). Trotzdem können auch diese Truhen bei der Flucht nicht mitgenommen werden. Lediglich drei Koffer werden gepackt. An persönlichen Gegenständen kann Frau K. nur ein Fotoalbum mitnehmen, der Rest muss zurückgelassen werden:

[...] als wir auf die Flucht gingen, da hatten wir drei Koffer. Für meine Schwester, für meine Mutter und für mich. So und die – und ich hatte ja nun Bilder, also den Bilderkasten. Und

deshalb haben wir nur ein – aus dem ganzen Bildersammelurium haben wir nur 25 Bilder aus der Heimat. Keine Kinderbilder, nichts, nichts, nichts. Sie hat eben wirklich pragmatisch nur das gemacht, was – was nötig war. (Interview 1, Z.38-42) ,

In den Koffern sind Nachtwäsche und Tageskleidung sowie Kleiderstoff aus Frankreich, den der Vater geschickt hat und den Frau K. als einzigen Wertgegenstand ansieht:

[...] da KONNTE man nichts mitnehmen [...] Nur das, was wir eben so an Nachtwäsche oder Kleidung ... Tageskleidung und so, das ist mir in Erinnerung. Aber ansonsten ist alles dageblieben, was kann man in drei Koffer tun? Das ist, wie wenn man in den Urlaub fährt ... nicht anders. Und dann sind sie eben zurück und haben eben die Betten geholt, [...] das waren Deckbetten und Kopfkissen [...], aber ansonsten ... Es gab keine Wertgegenstände, kein gar nichts, gar nichts. Ein Kleiderstoff war vielleicht noch dabei. Mein Vater war damals in Frankreich. Der hat schöne Kleiderstoffe geschickt. (Interview 1, Z. 262-271)

Unterwegs auf ihrer Flucht gelangen sie in Dresden zusätzlich an einen Rollfix, der den Transport der Koffer erleichtert (vgl. Interview 1, Z.130-131). Auch ihre erste Unterbringung in Rückmarsdorf ist spärlich eingerichtet, so beschreibt Zeitzeugin 1, dass lediglich „eine alte Couch“, wo „die Wanzen drauf rum [liefen]. [...] und [...] zwei Betten“ existierten (Interview 1, Z. 208-210). Darüber hinaus gibt es nur „einen Tisch [mit] zwei Stühle[n]“ (Interview 1, Z. 215). Später, so erzählt sie, baut ihre Mutter noch einen Küchenschrank aus alten Munitionskisten (vgl. Interview 1, Z. 220f.). Mit der Aussage „Wir hatten nur ... was anzuziehen“ (Interview 1, Z. 225) fasst Frau K. ihre Besitztümer kurz zusammen. Aufgrund dieser „Armedei“, welche ihr „weh getan“ hat (Interview 1, Z. 642), empfand die Zeitzeugin große Scham, „weil [sie] eben so absolut nichts hatten, gar nichts ... gar nichts. ...“ (Interview 1, Z. 643f.).

Auch der zweiten Zeitzeugin, Eva R. erging es ähnlich. Zwar konnte sie auf der Flucht vor der Roten Armee mit einem Treck fliehen und einige Besitztümer zumindest auf dem Pferdewagen mitnehmen, dennoch verliert sie schon einen Großteil ihres Besitzes auf der Flucht vor der Roten Armee. Bei ihrer Rückkehr nach Ostpreußen kann die Familie nicht auf ihr eigenes Gut zurück, sondern lebt in Gumbinnen und verschiedenen Nachbarorten, wo sie nicht einmal genug zu essen findet:

Na ja, das war ja auch das Schlimme hier bei uns dort in Ostpreußen, dass wir so gehungert haben. Es gab nichts zu essen [...] Denn alle hatten Hunger, sogar die Ratten. Die hatten sogar dem Hartmut, wo der so ganz klein war, ... Zehen weggebissen, nachts, halt nachts (Interview 2, Z.529-532)

Materielle Besitztümer hat Zeitzeugin 2 keine mehr: „Da hast du nicht einmal einen Bleistift gehabt oder dass du etwas aufschreiben konntest.“ (Interview 2, Z. 135f.). Später 1948, als Frau R. in Rückmarsdorf ankommt, besitzt sie nur die nötigste Kleidung, deshalb geht sie auch barfuß in die Schule, zur großen Verwunderung ihrer Schulfreundin (vgl. Interview 2, Z. 142-144).

Auch ihre erste Unterbringung, das Behelfsheim in Rückmarsdorf, in dem sie zwei Jahre wohnt, ist äußerst karg ausgestattet. Der einzige Einrichtungsgestand ist ein Kohle-Küchenherd, (vgl. Interview 2, Z. 125). Erst später bessert sich ihre Lage, indem sie Unterstützung von der Rückmarsdorfer Bevölkerung erhält, so werden ihr Kleidungsstücke genäht und umgeändert, damit sie ihr passen (vgl. Interview 2, Z. 309-312).

Auch die dritte Zeitzeugin, Frieda Erna K, kann nur Weniges in Koffern mitnehmen, auch deshalb trägt sie auf der Flucht mehrere Kleidungsstücke übereinander (vgl. Interview 3, Z. 182). Neben den „zwei Mäntel[n]“ (Interview 3, Z.191), die sie anhat, kann ihr Bruder in seinem Rucksack noch

die Wechselschuhe und Stiefel einpacken (vgl. Interview 3, Z. 179f.). Das ist „das Einzige, was [sie] hatten, und die Wechselwäsche“ (Interview 3, Z.194f.). Insgesamt hat Frau K. nur zwei Kleider mit, welche ihr von einer Rückmarsdorferin umgenäht werden (vgl. Interview 3, Z. 183-185). Ihre erste Unterbringung ist kaum mit dem Mindesten ausgestattet. So beschreibt sie, dass in der Wohnung lediglich zwei Betten standen und sie deshalb oft auf den Fußboden schlafen muss (vgl. Interview 3, Z. 95-97). Die Familie besitzt zunächst weder Teller noch Töpfe, weswegen Erna K. betteln geht. Noch heute fällt es Frau K. schwer über ihre Besitzlosigkeit zu sprechen:

Und dann ... [holt tief Luft] soll ich Ihnen mal was sagen? Das fällt mir jedes Mal schwer # 12:02# ... #12:09# [...] wir hatten nun ja gar nichts. Kein Topf, kein Teller [Stimme bricht], keine Gabeln, kein Löffel, kein Teller nichts ... da bin ich dann, wie wir die Partezimmer hatten, bin ich betteln gegangen ... [weint] (Interview 3, Z. 139-143)

Insgesamt zeigt sich also, dass alle drei Zeitzeuginnen mit dem Wenigsten auskommen müssen. Alle sind von Armut und Besitzlosigkeit betroffen und somit auf die Unterstützung durch die Rückmarsdorfer Bevölkerung und den Staat angewiesen. Gerade dabei zeigen jedoch die Zeitzeuginnen bis heute Scham, was Ingeborg K. so zusammenfasst:

Aber ich habe mich geschämt. ... Ich habe nicht gedacht, das muss ich haben. [...] Aber wenn ich jemand mit zu mir nehmen musste, in unsere „Armedei“ ... das hat mir weh getan. (Interview 1, Z. 633-642)

4. 1. 5 Akzeptanz oder Ablehnung durch Einheimische

In der Literatur (siehe Kapitel 2.2.5) wird häufig von einer überwiegend ablehnenden Haltung gegenüber den Flüchtlingen und Vertriebenen, auf Seiten der alteingesessenen Bevölkerung gesprochen. Wie schon in Kapitel 2.2.5 beschrieben, gibt es in der DDR aufgrund der von der SED ausgeübten Machtpolitik keine Zusammenkünfte oder Vereine, welche sich gegen eine Aufnahme von Flüchtlingen richten. Trotzdem sind Flüchtlinge meist nicht willkommen und deutlich schlechter gestellt als die einheimische Bevölkerung (vgl. Ther 1998, S. 286).

Daraus leitet sich die Frage ab, ob und wenn ja, wie die Zeitzeugen diese unterschwellige Ablehnung und Unterdrückung erlebten?

Grundsätzlich erzählen alle Zeitzeuginnen von positiven Erlebnissen. So bestätigen alle drei, dass überwiegend Akzeptanz vorherrschte.

Ich kann sowas ... NICHT sagen, dass wir hier eine Ablehnung erfahren haben. Überhaupt nicht. Gar nicht. (Interview 1, Z.334-335)

So beschreibt die erste Zeitzeugin, Ingeborg K., dass sie bereits im Erzgebirge, auf ihrem Weg nach Leipzig nur Unterstützung erfahren habe und auf „ganz liebe, nette Leute“ getroffen sei (Interview 1, Z.89), die sich auch „sehr um [sie] gekümmert haben“ (Interview 1, Z.91). Auch später in Rückmarsdorf habe sie keine Ablehnung erlebt, im Gegenteil, sondern eher Unterstützung und Hilfe.

Also eigentlich: GUT aufgenommen. Also wir haben Zuspruch gefunden. Das schon. Da war keiner böse, [...] man hat keine direkte Ablehnung gefunden. Wie gesagt, bei Knaus' hier, die hat uns noch dazu genommen, noch zu meiner Tante! Also es gab schon sehr viele Hilfsbereite! (Interview 1, Z. 282-289)

Ferner betont sie, dass sie nicht ausgeschlossen worden, sondern stets unterstützt worden sei. (vgl. Interview 1, Z.331-332 und Z.288-289). Selbst die direkte Frage, ob sie eine Ablehnung erfahren habe, verneint sie ganz eindeutig: „Nein. [...] hier überhaupt nicht“ (Interview 1, Z.619-620).

Auch die zweite Zeitzeugin, Eva R., verneint diese Frage. So beschreibt sie, dass sie schnell Freundinnen gefunden habe, welche ihr sehr geholfen haben (vgl. Interview 2, Z.149-152). Weiter, so sagt sie, habe sie auch in der Schule keine allgemeine Ablehnung vorgefunden.

Erst war's bisschen komisch und dann nachher, so nach und nach, muss ich sagen, da haben wir uns in der Schule doch wohlgeföhlt, weil sie alle auch dann einem geholfen haben (Interview 2, Z.189-191)

In gleicher Weise berichtet auch Zeitzeugin 3 nur von allgemeiner Akzeptanz und Unterstützung durch die Rückmarsdorfer Bevölkerung. So sei sie beispielsweise auf Arbeit keineswegs ausgegrenzt worden: „Ich bin genauso aufgenommen worden, auch in der Firma, wie andere auch, andere Kollegen.“ (Interview 3, Z.414f.)

Auch sie beantwortet die Frage nach einer erfahrenen Ablehnung mit Nein: „Na, ich kann da nicht so klagen“ (Interview 3, Z.281).

Insgesamt zeigen die Aussagen der Zeitzeuginnen, dass sie offenbar, anders als in der Literatur häufig beschrieben, ganz überwiegend keine Ausgrenzung und Diskriminierung erlebten. Abwertung oder Ablehnung durch die Rückmarsdorfer Bevölkerung seien die absolute Ausnahme gewesen: So schildert zum Beispiel Zeitzeugin 2, dass sie in der Schule von einem Lehrer beleidigt worden sei, der die Tatsache, dass sie in Ostpreußen von 1945 bis 1948 keine Schule besucht hatte, abwertend kommentiert: „Wenn du so dumm bist, da gehörst du nicht hierin.“ (Interview 2, Z.152f.). Zeitzeugin 1 erinnert sich an die Verteilung der Flüchtlinge – in der Schützenstraße in Crottendorf, später jedoch auch in Rückmarsdorf – als diese in private Wohnungen einquartiert werden sollen:

Das war eben nur dieser Tag, als wir da verteilt wurden und wo man das Gefühl hatte, man steht auf dem Viehmarkt, ne. Und ehe man da jemanden findet. Wer ist da schon gleich bereit? Das war auch in Rückmarsdorf am Anfang so (Interview 1, Z.283-286)

Dass dies keine Einzelerfahrung ist, wird bei einem Vergleich mit Kossert (2015, S. 48) deutlich: „Von Bauern wie Vieh taxiert zu werden, das war für viele Vertriebene die erste Erfahrung im rettenden Westen nach Jahren der Entbehrung und der Gewalt.“

Und auch Erna K. nennt schließlich eine einzelne unschöne Erfahrung auf dem Gemeindeamt in Rückmarsdorf:

Und dann habe ich mal einen Antrag gestellt, für einen Topf. Hier auf der Gemeinde, da wurde mir gesagt „Hätten Sie sich doch einen mitgebracht, da hätten Sie heute einen“ [Stimme bricht]. So, da wissen Sie, wie es Ihnen da geht? (Interview 3, Z. 146-148)

Solche unsensiblen, abwertenden Äußerungen haben zweifellos Verletzungen bei den Betroffenen hervorgerufen, was sich schon darin widerspiegelt, dass diese eigentlich alltäglichen Erlebnisse auch nach über 70 Jahren noch erinnert werden und beim Erzählen erneut emotionale Reaktionen auslösen (vgl. Interview 3). Dennoch stimmen alle drei Zeitzeuginnen darin überein, dass solche Abwertungen die Ausnahme waren. Herbert R., der Ehemann von Zeitzeugin 2, fasst diese Beobachtung aus der Sicht des einheimischen Zeitzeugen so zusammen:

Wir waren in Rückmarsdorf eigentlich – [...] ich kann eben im Ort so die richtige negative – gut, da hat es bestimmt mal was gegeben. Aber so in MEINEM persönlichen Umfeld und was sie wahrscheinlich auch erlebt hat, dass sie direkt ganz was Negatives – [...] [Das ist] [e]igentlich/ nicht gewesen (Interview 2, Z. 320-328)

4.2 Integration in die Gemeinschaft der Rückmarsdorfer Bevölkerung

4.2.1 Sozialer Aufstieg der Flüchtlinge und Vertriebenen

Die traumatisierenden Erlebnisse, die die oft wochenlange Flucht bzw. die Vertreibung mit sich brachten, können mit der Ankunft in der neuen Heimat ganz sicher nicht einfach abgestreift und vergessen werden, sie beeinflussen vielmehr die Integration in die neue soziale Gemeinschaft. Die Flüchtlinge, besonders die Kinder hatten die „Zuversicht [verloren], daß die Welt ein sicherer Ort ist“ (Kossert 2015, S.45). Eine „Überanpassung sowie ein permanentes Gefühl des Bedrohtseins sind die Folgen“ (Kossert 2015, S.45). Schnell lernen die Flüchtlinge und Vertriebenen, „daß für ihre Bedürfnisse kein Platz mehr ist. [...] Sie bemühen sich, Fehler zu vermeiden und Erwartungen zu erfüllen, oft ihr Leben lang“ (Kossert 2015, S.45). Oft spiegelt sich diese „Überanpassung“ in sehr guten Leistungen in der Schule oder im Beruf wider.

So fasst Zeitzeugin 2, diese Aussage folgendermaßen zusammen:

Ja, na wenn – mit guten Leistungen da ist man ... kommt man weiter und da ist man ja auch ein bisschen angesehen. (Interview 2, Z.214f.)

Übereinstimmend ist festzustellen, dass alle drei Zeitzeuginnen sich sehr in der Schule und im Beruf engagiert haben. Bei Zeitzeugin 1 äußert sich dieses Engagement beispielsweise darin, dass sie nach der Schule bei der Betreuung jüngerer Kinder half:

„Da gab`s dieses Kinderland. Da habe ich mich sofort engagiert. Ich wollte Kindergärtnerin werden. So, und da habe ich dann sofort dort mitgemacht. Und bin dann, äh ... ja ... freiwillig“ (Interview 1, Z. 556-558).

Auch nach ihrem Schulabschluss, als sie für ein Jahr als „Helferin“ (Interview 1, Z. 564) im Kindergarten und auf einem Neubauernhof tätig ist, nimmt sie ihre Aufgaben ernst und leistet ggf. auch Überstunden bis zum späten Abend:

„Und da habe ich bis abends um neun, halb zehn mit Tabackpflanzen gepflanzt und so. Und dann kam meine Mutter, und statt mit der Faust auf den Tisch zu kloppen, da hat die noch mitgemacht“ (Interview 1, Z.578-580)

Ihren Berufswunsch, Kindergärtnerin, setzt Ingeborg K. auch gegen die Wünsche der Mutter und der Schule („...ich sollte Schneiderin werden, aber das wollte ich absolut nicht“; Interview 1, Z. 560f.) durch, was von Willensstärke und persönlichem Engagement für den beruflichen Werdegang zeugt. Auf die Frage wie sie ihre Schulleistung beschreiben würde, antwortet sie zwar: „Ich glaube, ein Streber war ich nicht. Ich glaube nicht. ... Nein“ (Interview 1, Z. 585), räumt aber dann ein:

„Ich wollte es schaffen [...] und ich wollte das einfach nur durchsetzen, ... dass ich – aber dass ich nun Glanzleistungen, nee. Es war mir schon wichtig, einen Beruf zu haben, und einen Beruf, den ICH gerne habe“ (Interview 1, Z.585-588).

Dies zeigt, dass Frau K. ihre berufliche Zukunft wichtig ist, trotz oder gerade wegen ihrer schweren Vergangenheit.

Auch die zweite Zeitzeugin, Frau R., beschreibt diesen Ehrgeiz. So wird sie direkt in die 8. Klasse eingeschult, obwohl sie in Ostpreußen ab der 5. Klasse keinen Unterricht mehr hat (vgl. Interview 2, Z.146f.). Trotzdem schafft auch sie ihren Abschluss und bekommt eine Lehrstelle als Verwaltungsangestellte auf der Gemeinde (vgl. Interview 2, Z.176-179). Auch ihre beiden Brüder beschreibt sie als sehr ehrgeizig. So werden diese zwar in die 1. Klasse eingeschult, obwohl sie vom Alter her bereits in die 4. bzw. 5. Klasse hätten gehen müssen. In der Folge überspringen sie jedoch mehrere Klassenstufen, sodass sie „mit nur zwei Jahren Verzögerung“ – gemessen an ihrer Altersstufe – die Schule abschließen (vgl. Interview 2, Z.155-166). Zeitzeugin 2 betont mehrfach „die waren sehr, sehr eifrig, muss ich sagen. Die haben sehr gut mitgemacht.“ (Interview 2, Z.208f.). Beide studieren schließlich Ingenieurwissenschaften an der TU Dresden (vgl. Interview 2, Z.257-271).

Auch die Mutter von Frau R. engagiert sich sofort nach ihrer Ankunft in Rückmarsdorf. So arbeitete sie zuerst bei der Gärtnerei in Rückmarsdorf und später bei der Blechverarbeitung RÜMA in Leipzig, trotz der Tatsache, dass sie „ja im Grunde ja auch nichts weiter gelernt [hatte]. Sie war – / Hausfrau, Bauernfrau“ (Interview 2, Z. 221f.).

In ganz ähnlicher Weise bringt sich die dritte Zeitzeugin, Erna K., in die neue Gemeinschaft ein. Sie ist bei ihrer Ankunft in Rückmarsdorf bereits aus dem Schulalter heraus und hatte in Niederschlesien eine Lehre begonnen. Sie nimmt jedoch gleich nach ihrer Ankunft eine Arbeit auf. Auf die Frage, wie sie ihre Leistungen im Betrieb beurteilen würde, antwortet sie „Ich war immer gut dran. [...] ich bin paarmal ausgezeichnet.“ (Interview 3, Z.397f.). Grundsätzlich war ihr diese Leistung auch wichtig, so fasst sie zusammen:

„Sehr wichtig, weil wir ja Leistung gearbeitet haben. Und ich habe mich immer eingesetzt, wenn der Plan nicht erfüllt wurde, dass ich länger gearbeitet habe. Da habe ich schon nicht erst um sechs angefangen, da habe ich um fünf angefangen zu arbeiten. Und habe auch mal länger gemacht und so.“ (Interview 3, Z.400-403)

Diese Aussage zeigt, genauso wie auch die Tatsache, dass sie nebenbei noch in einer Gaststätte (vgl. Interview 3, Z. 167f.) und im Kindergarten (vgl. Interview 3, Z.417) aushilft, den Ehrgeiz und die Leistungsbereitschaft der Zeitzeugin. Auch ihre Mutter arbeitet gleich nach ihrer Ankunft in Rückmarsdorf weiter, so ist sie „fünf Jahre in der Marmeladenfabrik [...] und drei Jahre in der Gärtnerei“ tätig (Interview 3, Z.64f.).

Grundsätzlich zeigt diese bei allen Zeitzeuginnen hohe Arbeits- und Leistungsmoral, dass sie definitiv gewillt waren, in der Gesellschaft so schnell wie möglich aufzusteigen. Ausdrücklich betont wird dabei – etwa bei Zeitzeugin 1 – auch die (teilweise) Aufhebung sozialer und materieller Gegensätze in der DDR: „Wir waren alle irgendwie gleich.“ (Interview 1, Z. 622f.; vgl. dazu Kapitel 2. 2. 3). Im Vergleich mit der Fachliteratur bestätigt sich darüber hinaus, dass gerade die Frauen unter den Flüchtlingen und Vertriebenen die Verantwortung für die Familien zu tragen haben, obwohl diese in ihrer Heimat häufig nur als Hausfrauen oder Bauersfrauen tätig waren. Da die Männer – wie bei den Zeitzeuginnen – nicht mehr da sind, müssen sie „auf Ämter gehen, verhandeln und Entscheidungen treffen“ (Kossert 2015, S. 44) oder für den Familienunterhalt sorgen, indem sie sofort nach ihrer Ankunft eine berufliche Tätigkeit aufnehmen, oft in Industriebetrieben wie im Beispiel von Zeitzeugin 2 in der RÜMA, einem Blechverarbeitungsbetrieb (vgl. Interview 2, Z. 218-220), oder bei Zeitzeugin 1 im Furnierwerk Böhlitz-Ehrenberg (vgl. Interview 1, Z. 340). Freilich muss man dabei einräumen, dass sie durch

die Politik der SBZ/DDR streng genommen auch keine andere Wahl hatten als sich in das Berufsleben einzugliedern, besonders dadurch, dass sie vom Staat anderweitig kaum unterstützt wurden, was im nächsten Kapitel noch genauer untersucht wird.

4. 2. 2 Unterstützung durch den Staat

Wie schon in Kapitel 2.2.2 beschrieben, bestand die staatliche Integrationshilfe der SBZ und später der DDR abgesehen von der Wohnraumpolitik aus drei Säulen: der einmaligen Umsiedlerunterstützung von 300 RM für arbeitsunfähige und bedürftige Flüchtlinge, die bis 1949 ausgezahlt wurde; der Bodenreform und den Wohnbedarfskrediten von maximal 1000 Mark. Jedoch sagen alle drei befragten Zeitzeuginnen aus, weder finanzielle noch materielle Hilfe vom Staat erfahren zu haben. Erst nach 1989, geben Zeitzeugin 1 und 3 an, haben sie eine finanzielle Entschädigung von 4000 DM erhalten (vgl. Interview 3, Z.237f. und Interview 1, Z.416f.). Hierbei handelt es sich um die einmalige Pauschalzahlung nach dem Vertriebenenzuwendungsgesetz von 1994 (vgl. Kossert 2015, S. 227). Auf die Frage, ob und in welchem Ausmaß sie Unterstützung durch die DDR erfahren haben, machen alle Zeitzeuginnen ähnliche Aussagen. So antwortet Zeitzeugin 1 auf diese Frage mit der eindeutigen Antwort: „Nein. Nein, ach wo“ (Interview 1, Z.494). Als einzige Hilfe erwähnt sie, dass sie Möbel von Republikflüchtlingen günstiger erwerben konnten:

[...] wir hatten ja keine Möbel, [...] da gab es aber irgendeine Stelle, wo ... von Leuten, [...] die nach dem Westen gegangen sind. Und diese Wohnungen wurden leergeräumt. Und da gab es ein Zentrallager in Leutzsch. Und da konnte man Möbel billiger erwerben, und dort ist meine Mutter wieder fündig geworden und hatte dann so unsere ersten Möbel [...] gebracht, (Interview 1, Z. 495-502).

Auch Zeitzeugin 2 antwortet ähnlich, so äußert sie: „Nee. / Also so etwas gar nicht“ (Interview 2, Z. 470f.). Nicht einmal eine Waisen- bzw. Witwenrente habe die Familie erhalten, da sie nicht nachweisen konnte, dass der Vater auf der Flucht von Soldaten der Roten Armee erschossen wurde:

Ja, das war eben das Schlimme. Wir kriegten keine Waisenrente. [...] Wir hatten ja nichts. Wir konnten es nicht nachweisen ... dass gezahlt wurde. Und das, das fand ich so ... hart. (Interview 2, Z. 236-239)

Auch der Ehemann der Zeitzeugin kritisiert dies explizit:

„Man hätte ja dann in dem Fall, hätte man auch ein bisschen großzügig sein können und hätte sagen können: Also, Mensch der Familie, die Frau, die hat hier fünf Kinder oder beziehungsweise, na einer hat schon gearbeitet, aber vier, die noch in die Schule gingen und alles – keine Unterstützung und nichts gekriegt. Also das war ... /das Negative“ (Interview 2, Z.455-459)

Diese nicht gezahlte Witwenrente benennt auch Zeitzeugin 1 auf die Frage hin, welche Unterschiede zwischen den Unterstützungsangeboten der beiden deutschen Staaten ihr bekannt sind, und zwar mit Bezug darauf, warum ihre Mutter die DDR verlassen hat:

Und dann war irgendwo das Maß voll. Und die hat dann ihre Freundinnen [...], also Bekannte, gute Freunde aus Guhrau, die hat sie dann dort besucht. Sie durfte ja [...], wo die Mauer noch nicht [...] gebaut war, da [...] durften sie ja reisen, so. Naja und dann, eines Tages, kam sie nicht wieder, hat immer nur gesagt, die leben anders und besser, und kriegte eine Rente vom

Vater, ne. Und hier nicht. Nichts. Und das war dann ... ausschlaggebend, ja. (Interview 1, Z.343-348)

Ähnlich äußert sich auch Zeitzeugin 3, deren Mutter 1954 die DDR verlässt und zu ihrem Sohn in die BRD übersiedelt (vgl. Interview 3, Z. 66f.). Erst hier erhält sie eine Witwenrente:

Und da muss ich dann dazu sagen: meine Mutti, die hat nach elf Jahren erst meinen Vater für tot erklären können, dann hat sie erst Rente gekriegt. Da hat sich mein Bruder im Westen eingesetzt dafür (Interview 3, Z. 77-79)

Alle drei Zeitzeugen geben übereinstimmend an, dass die Flüchtlinge im Westen mehr Unterstützung vom Staat erhalten haben. Zeitzeugin 2 äußert etwa, dass die Flüchtlinge im Westen „eine Entschädigung bekommen [haben], dass sie wirtschaftlich sich wieder hocharbeiten konnten“ (Interview 2, Z.440f). So habe ihr Cousin in Jerxheim eine Bauernwirtschaft als Entschädigung für die Bauernwirtschaft in Ostpreußen erhalten (vgl. Interview 2, Z.245f.). Auch Zeitzeugin 3 gibt an, dass die Flüchtlinge in der BRD einen finanziellen Ausgleich von mehreren Tausend Mark bekommen haben sollen:

Wir haben kein Geld gekriegt, die haben drüben Geld gekriegt. Die haben einen Ausgleich gekriegt, zur – von so und so vielen Tausend. (Interview 3, Z.236f.)

Hierbei könnte es sich um Zahlungen aus dem bundesdeutschen Soforthilfegesetz von 1949 und dem Lastenausgleichsgesetz von 1952 handeln – der „größte[n] sozialpolitischen Transferleistung vor der Wiedervereinigung“ (Kossert 2015, S. 100). Die Zahlungen aus diesen beiden Gesetzen beliefen sich auf 145,3 Milliarden DM (vgl. Kossert 2015, S. 100). Sie bewirkten zwar keine spürbare Vermögensumschichtung und glichen die Vermögensunterschiede zwischen Einheimischen und den Vertriebenen nicht aus (vgl. ebd.), aber zumindest aus Sicht der hier befragten Zeitzeugen werden sie als gravierender Unterschied zur fehlenden Entschädigung in der DDR wahrgenommen.

Trotz der fehlenden staatlichen Unterstützung in der DDR kam es für alle drei befragten Zeitzeuginnen nicht in Frage in die BRD zu flüchten. Hierbei gibt Zeitzeugin 1 an, dass sie nicht fliehen wollte, aufgrund der zumindest politisch propagierten und von der Zeitzeugin offenbar auch so empfundenen weitgehenden Aufhebung sozialer Unterschiede in der DDR:

Wir waren alle irgendwie gleich. Und deshalb wollte ich auch mal nicht nach dem Westen. Ich wollte gleich sein mit allen anderen ... Ja ... Ja ... das wollte ich nicht (Interview 1, Z.622-624)

Möglicherweise hat ihr diese in der DDR propagierte Haltung das Gefühl vermittelt, als Flüchtling trotz materieller Not den Einheimischen prinzipiell gleichgestellt zu sein. Auch später bereut sie die Entscheidung, in der DDR geblieben zu sein, nicht, wie sie behauptet (vgl. Interview 1, Z.683-684).

In ähnlicher Weise weigert sich auch die zweite Zeitzeugin in die BRD auszureisen, da, wie sie betont, sie sich bereits in Rückmarsdorf eingelebt hatte.

Wir haben damit/ überhaupt nicht – ich will mal sagen ... wir haben da auch gar keinen Gedanken dafür gehabt. Meine Mutter nicht, wir hatten uns nun einmal hier eingewöhnt und vor allen Dingen weil ja nun auch die Brüder dann nochmal mit dem Studium und mit allem ... /es war kein Thema/ (Interview 2, Z.558-561)

Und der Ehemann von Zeitzeugin 2 vermutet:

Und ich denk mir, dass die Oma – oder ihre Mutter jetzt – dass die jetzt sagt: Gehe ich jetzt nach dem Westen rüber, fange ich wieder von vorn an. ... Aber das war eben der Grund [...]. Die hatten genug. (Interview 2, Z. 564-573)

Auch Zeitzeugin 3 wollte nicht auswandern, da sie in der DDR zufrieden war, eine Arbeit hatte und hier ihren Mann kennenlernte (vgl. Interview 3, Z.264-266).

Nicht unerwähnt bleiben darf aber, dass alle drei Zeitzeuginnen mehrere Familienangehörige erwähnen, die in die Bundesrepublik Deutschland übergesiedelt sind, etwa die Mutter der Zeitzeuginnen 1 und 3 (vgl. Interview 1, Z. 338f., Interview 3, Z. 66f.), Bruder oder Schwester (vgl. Interview 2, Z. 410f.; Interview 3, Z. 56-63) oder Cousins und Cousinen (vgl. Interview 2, Z. 239-244). In diesem Zusammenhang werden ausdrücklich materielle Vorteile wie Entschädigungsleistungen oder Witwenrentenzahlungen benannt (vgl. Interview 2, Z. 245f., Interview 3, Z. 77-79). Eine solche materielle Unterstützung vom Staat haben die Zeitzeuginnen in der DDR nach übereinstimmender Aussage nicht erfahren, weshalb sie letztlich auf andere Formen der Unterstützung, beispielsweise die Unterstützung durch die Rückmarsdorfer Bevölkerung angewiesen waren.

4. 2. 3 Unterstützung durch die Rückmarsdorfer Bevölkerung

Da wie schon im vorherigen Kapitel erwähnt die Zeitzeuginnen fast ausschließlich auf die Unterstützung der Einheimischen angewiesen waren, nimmt dieses Kapitel eine wichtige Rolle in der vorliegenden Arbeit ein. So wurde bereits in Kapitel 4.1.5 erläutert, dass die befragten Zeitzeuginnen überwiegend auf große Akzeptanz unter den Einheimischen stießen. Ziel dieses Kapitels wird es daher sein, die Art und Vielfalt der Unterstützung durch die Rückmarsdorfer zu untersuchen.

Prinzipiell sind die Unterstützung und Hilfeleistungen in vier Kategorien einzuteilen:

Die erste Kategorie repräsentiert die Unterstützung in der Schule, durch einheimische Klassenkameraden. Hierzu äußert Zeitzeugin 2, dass ihre Freundin sie in der Schule unterstützt habe (vgl. Interview 2, Z.142f.) und auch später in der Berufsschule wurde sie durch Einheimische unterstützt, die ihr halfen, entsprechende Fähigkeiten zu erwerben.

Die hat mir sehr geholfen, muss ich sagen. So mit vielen Sachen. Auch dann, wo ich nachher zur Berufsschule gegangen bin und mit der Buchführung und mit allem, da hat mir dann der Vater, hier, der alte F., der hat mir auch viel geholfen dann oder mal erklärt, wenn ich was nicht wusste. (Interview 2, Z.300-303)

Auch Zeitzeugin 1 gibt an, dass sie, genauso wie ihre Mutter, schnell Freundinnen gefunden habe, welche sie auch unterstützt haben (vgl. Interview 1, Z.552-555).

Als zweite Kategorie ergibt sich die immaterielle Unterstützung in Form von sogenannter Nachbarschaftshilfe. So gibt ebenfalls Zeitzeugin 2 dazu an, dass der damalige Bürgermeister von Rückmarsdorf sich persönlich einsetzte, für sie eine besser bezahlte Stelle beim Rat des Kreises Leipzig zu finden.

Also als ich hier auf der Gemeinde gelernt habe, da war der damalige Bürgermeister, der sagte hier – es war nicht viel auf der Gemeinde, da hattest du nicht so – und da sagt er: Ich versuche mal, einen Platz auf dem Finanzamt zu bekommen, hier beim Rat des Kreises. Und da hat er mich vermittelt und da bin ich dann nachher dort nach Leipzig (Interview 2, Z.348-351)

Auch Zeitzeugin 3 erwähnt, dass sie solche Unterstützung erfahren hat. Zum Beispiel erzählt sie, habe sich ihr späterer Schwiegervater viel für sie eingesetzt, die spätere Schwiegermutter habe ihr die Möglichkeit eingeräumt, die Wäsche auf dem Boden zu trocknen (vgl. Interview 3, Z.153-162) und eine weitere Einheimische, Frau P. habe ihr immer die Kleider umgenäht.

Da hatte ich zwei Kleider und die habe ich dann hier gehabt und die Frau P[...] hat mir dann das ein bisschen umgenäht und gemacht, nicht (Interview 3, Z.183-185).

Die dritte Kategorie bildet die materielle Hilfe durch die Einheimischen. Auch hier erzählt Zeitzeugin 2 wieder, dass sie von einer Einheimischen ein Kleid bekam, welches sie zur Konfirmation und lange danach noch trug.

Da hatte ich mal einfach ... ein Kleid von der einen Bewohnerin gekriegt. Ein Kleid, weil ich nun auch zur Konfirmation nachher und so. Und die hat mir das passend gemacht und geändert und solche Sachen (Interview 2, Z.309-312)

Weiter, so erzählt sie, haben sie und ihre Familie auch andere materielle Unterstützung erhalten, beispielsweise von der Mutter ihres zukünftigen Ehemannes „Betten, Federbetten, Bettwäsche“ (Interview 2, Z.479f.) und Wäsche, zum Beispiel Schlafanzüge, für ihre Brüder (vgl. Interview 2, Z. 481f.).

Die vierte Kategorie repräsentiert die Hilfe durch die Bereitstellung von Lebensmitteln und Essen. Auch hier berichtet Zeitzeugin 3, dass sie von den Familien ihrer Freundinnen „auch mit der Esserei“ (Interview 3, Z.298f.) unterstützt worden ist: „Herr R. oder die Frau – da durfte ich jeden Sonnabend zwei Liter Milch holen... und das war viel“ (Interview 3, Z. 299f.).

Und auch Zeitzeugin 1 erwähnt, dass sie von den Einheimischen mit Essen versorgt wurden (vgl. Interview 1, Z.280f.).

Insgesamt zeigt dieses Kapitel, dass die Zeitzeuginnen durchaus vielfältig von der Bevölkerung Rückmarsdorfs unterstützt worden sind. So meint Zeitzeugin 1 zur Hilfe und Unterstützung der Einheimischen zusammenfassend, „dass sie uns beigestanden haben, uns angehört haben“ (Interview 1, Z.280-281). Außerdem betont sie, dass man sich gegenseitig geholfen hat, egal ob man Flüchtling oder Einheimischer war.

Und wir haben uns auch geholfen, aber es war nicht so, dass einer – dass da die Bevölkerung, die einheimische Bevölkerung da ausgeschlossen war. Die haben uns genauso geholfen. (Interview 1, Z.330-332).

Diese beschriebene gegenseitige Unterstützung bildete somit ein fruchtbares Fundament für weitere tiefere Beziehungen zu den Einheimischen, wie es auch im nächsten Kapitel erörtert wird.

4. 2. 4 Beziehung zu alteingesessenen Rückmarsdorfern

Wie schon im vorherigen Kapitel beschrieben, herrschte ein freundliches, hilfsbereites Klima zwischen den Flüchtlingen und den Einheimischen in Rückmarsdorf. Daher stellt sich in diesem Kapitel die Frage, ob und wie sich allmählich Beziehungen aufbauten. Grundsätzlich lassen sich die Aussagen der Zeitzeuginnen in zwei Kategorien einteilen.

So geben zunächst alle drei Zeitzeuginnen an, Freundinnen in der Schule gehabt zu haben, mit

denen auch die gemeinsame Freizeit gestaltet wurde. Zeitzeugin 1 berichtet demnach, dass sie keine Ablehnung erfuhr und schnell Freundinnen fand (vgl. Interview 1, Z.333-335). Auch die zweite Zeitzeugin gibt an, Freundinnen gefunden zu haben. So sagt ihr Ehemann aus, dass sie „eine persönliche Freundin gehabt“ hatte (Interview 2, Z. 193) und selbst erzählt Zeitzeugin 2, dass es sich bei den Freundinnen um gebürtige Rückmarsdorferinnen handelte (vgl. Interview 2, Z.293-303). Generell berichtet sie, dass sie auch heute noch in engem Kontakt zu ihren Schulfreundinnen steht (vgl. Interview 2, Z- 599-602). Auch ihr Ehemann ist ein gebürtiger Rückmarsdorfer, so lernten sie sich bereits in der Schule kennen (vgl. Interview 2, Z. 332-337) und heirateten 10 Jahre später im Jahr 1958 (vgl. Interview 2, Z. 339f.).

Auch Zeitzeugin 3 schildert, dass sie schnell Freundinnen gefunden habe, welche auch alle aus Rückmarsdorf stammten (vgl. 290- 299). Auch sie berichtet von einer festen Verbundenheit, so erzählt sie, dass sie „mit den Kollegen [...] immer gut dran [war] und [auch] heute noch“ ist (Interview 3, Z.403f.). Frau K. beschreibt auch, dass sie in ihrer Freizeit, viel mit ihren Freundinnen unternommen habe. So sei sie oft mit ihren Freundinnen auf den Sandberg am Sonntag tanzen gewesen (vgl. Interview 3, Z. 185-187 und 292f.).

Zum anderen haben alle drei Zeitzeuginnen ihren Ehemann unter den Einheimischen gewählt. So beschreibt Zeitzeugin 1, sie habe ihren späteren Ehemann in der Schule, über die FDJ kennengelernt:

Hier, über die FDJ ... [lacht] [...] Ja, der hat dann mal die FDJ-Leitung gehabt und ... der hat ja dann auch in der Schule mitgearbeitet [...]. Ja, auf dem Dorf ist das ja einfach. Da muss man nicht weit gehen und braucht auch kein Internet [lacht] (Interview 1, Z. 538-541)

Zeitzeugin 3 ist ebenfalls mit einem Einheimischen verheiratet gewesen (vgl. Interview 3, Z. 283-285). Und auch der Ehemann von Zeitzeugin 2 ist ein gebürtiger Rückmarsdorfer. Beide haben sich bereits in der Schule kennengelernt (vgl. Interview 2, Z. 332-337) und 10 Jahre später im Jahr 1958 geheiratet (vgl. Interview 2, Z. 340). Im Jahr 2018 feierten beide Diamantene Hochzeit – gemeinsam mit den drei Schulfreundinnen und deren Ehemännern, die alle im gleichen Jahr geheiratet hatten (vgl. Interview 2, Z. 600-602).

Generell lässt sich abschließend sagen, dass alle drei Zeitzeuginnen schnell Kontakt fanden und sich wohlgefühlt haben (vgl. Interview 3, Z.340). Dass es auch anderen und älteren in Rückmarsdorf angekommenen Flüchtlingen so ergangen ist, zeigt schließlich die Aussage von Zeitzeugin 1, welche sagt, dass auch ihre Mutter schnell Freundinnen gefunden habe (vgl. Interview 1, Z. 272f.).

4. 2. 5 Engagement in Vereinen, Organisationen und die politische Teilhabe

Um sich in die Gemeinschaft der Einheimischen integrieren zu können, aber auch um Anerkennung und Erfolg zu erlangen, bietet es sich prinzipiell an, in Vereinen und Organisationen mitzuarbeiten und sich dort zu engagieren. Daher soll diese Möglichkeit der Integration hier genauer untersucht werden. Aus den Zeitzeugeninterviews lassen sich drei Hauptkategorien ableiten: das Engagement in Vereinen (z.B. in Sportvereinen oder musikalischen Ensembles), in der Kirche und in politischen Organisationen.

Alle drei Zeitzeuginnen waren in Vereinen aktiv. So waren Zeitzeugin 1 und 3 beide in Chören oder Musikvereinen, während Zeitzeugin 2 im Sportverein aktiv war.

Zeitzeugin 1 schildert, dass sie „im Klampfenchor gewesen“ sei (Interview 1, Z.593) und aufgrund ihrer guten Aussprache und des nicht vorhandenen sächsischen Dialekts dort auch als Sprecherin

bzw. Moderatorin eingesetzt wurde.

Ja und da war ich praktisch, weil ich damals noch eine gute Aussprache hatte, nicht sächsisch, auch nicht schlesisch. Also zumindest hier Lothar B. fand das [...] jedenfalls wurde ich dann ... auserkoren, immer die Ansage zu machen (Interview 1, Z.595-598)

Das positiv konnotierte Verb „auserkoren“ deutet dabei an, dass die Zeitzeugin dies als besondere Anerkennung empfunden hat. Interessanterweise erwächst diese Anerkennung gerade aus ihrer (nichtsächsischen) Herkunft und der damit verbundenen hochdeutschen oder zumindest nicht sächsischen Aussprache. Dass ihre Herkunft sich hier als Vorteil erwies, hat sicher für ein positives Gefühl und mithin auch für ein besonderes Engagement gesorgt. Dieses besondere Engagement für den Klampfenchor macht auch folgende Begebenheit deutlich, über die die Zeitzeugin berichtet:

[...] wir hatten aber vom Kindergärtnerinnenseminar, waren wir verpflichtet nach Unterwellenborn. „Max braucht Wasser!“ ... So. [...] da waren lauter Studenten, es war eigentlich schön, immer im Morast rumgeklettert. Und da war ein Auftritt des Klampfenchors. Ich hatte zwar KEIN Geld, ich kriegte nur 35 Mark Stipendium. Und meine Mutter hatte auch so gut wie nichts. Aber ich habe es fertig gebracht, nach Hause zu fahren, von Unterwellenborn nach Rückmarsdorf, um hier die Ansage zu machen, beim Klampfenchor. Und dann bin ich wieder zurückgefahren (Interview 1, Z. 598-606).

Auch Zeitzeugin 3 habe in einem Chor gesungen, zuerst im Kirchenchor, später dann in einem Frauenchor und letztendlich ebenfalls in einem Klampfenchor musiziert (vgl. Interview 3, Z.342-344). Musikalisch aktiv sei auch ihr Bruder gewesen, so habe er „Trompete gespielt“ (Interview 3, Z.345f.), bis er in den Westen flüchtete. Dort habe er dann aktiv Handball gespielt und den Sportverein in seinem neuen Wohnort mit aufgebaut (vgl. Interview 3, Z.354).

In ganz ähnlicher Weise engagierte sich die Familie der zweiten Zeitzeugin intensiv in Sportvereinen. So spielten Frau R. und ihre vier Brüder Handball in der Sportgemeinschaft Rückmarsdorf (vgl. Interview 2, Z. 276-290 und 346f.). Diese Sportgemeinschaft habe sich 1948, also im Jahr der Ankunft der Familie von Frau R. in Rückmarsdorf, gegründet (vgl. Interview 2, Z.288f.). Bevor Frau R. Mitglied im Handballverein wurde, engagierte sie sich bereits im Übungssportverein und betrieb Geräteturnen.

Geräteturnen. Haben sie auf dem Sandberg nachher vom Übungssportverein ... auf dem Saal oben ... auf dem Sandberg oben ist noch hier, wo jetzt der Holzhändler drinnen ist. Da haben wir früher immer unsere Sportveranstaltungen gemacht. Und da haben sie auch hier ... turnen – so eine Turnerriege war das (Interview 2, Z.283-286)

Die Bedeutung ihres Engagements im Sportverein schätzt Frau R. ausdrücklich als sehr positiv für die Integration ein: „Ja, also ich will mal sagen, der Sport, das war schon gut. Wir sind ja auch jetzt immer noch dabei“ (Interview 2, Z. 291f.).

Neben dem Engagement in Sport- und Musikvereinen ist festzustellen, dass Zeitzeugin 2 und 3, sowie die Mutter der Zeitzeugin 1 alle der evangelischen Kirche angehörten. So habe zum einen die Mutter von Zeitzeugin 1 in der Kirche Kontakt zu anderen Vertriebenen gefunden (vgl. Interview 1, Z.363-367), auch die Mutter von Zeitzeugin 2 sei kirchlich sehr aktiv und der Meinung gewesen, dass der Glaube Menschen in schweren Zeiten helfe:

Und eins, ich will mal sagen, eins habe ich festgestellt und das sagte auch meine Mutter immer. Die sagt: Wenn's den Menschen schlecht geht, ... dann fangen sie auch an zu beten. Sagt sie, das ist das einzige, was einem dann auch – woran man sich klammert (Interview 2, Z.712-715).

Auch heute gehe Zeitzeugin 2 zusammen mit ihrem Mann gelegentlich in die Kirche (vgl. Interview 2, Z.715-720).

Letztendlich engagierte sich auch Zeitzeugin 3 in der Kirche, so sang sie bis zu ihrem Austritt 1955 im Kirchenchor (vgl. Interview 3, Z.342f.).

Die Mitgliedschaft und das Engagement in der Kirche war jedoch innerhalb der SBZ sowie in der DDR nicht gern gesehen und somit gesellschaftlich keineswegs anerkannt. Mehr Anerkennung und Prestige versprachen politische Aktivität und Teilhabe, weshalb in den Interviews gezielt danach gefragt wurde. Erstaunlicherweise verneinen jedoch alle drei Zeitzeuginnen ein besonderes politisches Engagement. So gibt Zeitzeugin 2 an, dass sich ihre Familie gesellschaftlich mit im Dorf eingebracht hat, betont aber, dass dies nicht politisch war

Die ganze Familie hat sich in den Ort gut eingelebt, haben auch dann danach nachher auch sich eben auch im Sport oder gesellschaftlich auch in der Richtung ... nicht politisch, sondern gesellschaftlich mehr so oder weniger, auch mit eingebracht (Interview 2, Z. 341-344)

Auch Zeitzeugin 3 berichtet, dass sie nur zwangsweise, aufgrund ihrer Stellung auf Arbeit als Kassiererin bei der DFD sich zur Verfügung stellte (vgl. Interview 3, Z.363-365). Letztlich fasst Zeitzeugin 1 ihre politische Teilhabe so zusammen:

Ansonsten ... in der FDJ bin ich nicht groß in Erscheinung getreten und andere politische [Organisationen, Anm. d. Verf.] auch nicht. In die Partei bin ich auch nicht eingetreten, das wollten sie zwar immer und dann wollten sie uns nicht mehr, Angestellte. Am Anfang schon und dann hatte sich das aber erledigt. (Interview 1, Z.609-612)

Abschließend zeigt dieses Kapitel, dass sich die drei befragten Zeitzeuginnen in erster Linie in Vereinen engagierten, um so auch Kontakt zu den Einheimischen zu gewinnen und sich gesellschaftlich zu etablieren. So betont Zeitzeugin 2, dass sie sich bis heute im Handballverein engagieren (vgl. Interview 2, Z.291f.). Im Einzelfall kam es sogar – bei Zeitzeugin 1 – aufgrund der nichtdialektalen Aussprache und damit gerade wegen ihrer fremden Herkunft zu einer besonderen Wertschätzung und Anerkennung. Die Integration durch das Engagement in Vereinen und die mit sportlichem oder künstlerischem Erfolg verbundene Anerkennung und Aufwertung der Person kann dabei durchaus als Gegenpol zu der Tabuisierung, zum Verschweigen und Unsichtbarmachen des Vertriebenenstatus gewertet werden, was im folgenden Kapitel genauer analysiert wird.

4. 2. 6 Tabuisierung des Vertriebenenstatus

In den letzten Jahren wird in der Forschung vermehrt die Frage diskutiert, inwiefern sich traumatische Erfahrungen der Generation derer, die Krieg, Flucht und Vertreibung nach 1945 noch erleben mussten, auch auf die nachfolgenden Generationen übertragen können. Die Soziologin Uta Rüchel meint dazu: „Diese Weitergabe an die nächste Generation, sie geschieht vor allem dann, wenn die Erlebnisse beschwiegen wurden – aus Scham, aus Angst, oder weil sie von dem herrschenden politischen System für tabu erklärt worden waren“ (Hasselmann 2016, o. S.). Eine solche Tabuisierung bestand auch für den Vertriebenenstatus in der SBZ sowie in der späteren DDR. So beschreibt die erste Zeitzeugin Frau K., dass der Begriff Flüchtling oder Vertriebener in der DDR verpönt war, stattdessen galt man als Umsiedler.

Ein Flüchtling? [...] Nein. Flüchtlinge gab's nicht, es gab nur Umsiedler. [...] Umsiedler! Also das Wort war verpönt. Drüben, im Westen, war man ein Flüchtling ... Ja ... Das war der Unterschied. (Interview 1, Z.511-515)

Generell berichtet Zeitzeugin 1, dass in ihrer Familie nicht über die Flucht gesprochen wurde, erst recht nicht mit den Kindern:

DIESE Generation hat mit den Kindern nicht alles besprochen. Die haben viel ferngehalten. [...] Gerade diese Flucht, wurde ... glaube ich, auch tief versenkt. Was die Frauen untereinander geredet haben, das weiß ich nicht ... wie mit meiner Tante. Oder dann gab es eben auch noch Schwägerinnen, die in Bad Biebra wohnten [...] Aber was die besprochen haben? Uns haben Sie davon fern gehalten. Und auch meine Cousinen wussten da nichts davon. Das war so! Das ist nicht vergleichbar mit den Eltern- und Kind-Verhältnissen wie heute. (Interview 1, Z. 292-300)

Interessanterweise begründet die Zeitzeugin das Schweigen über die Vergangenheit nicht mit einer generellen Tabuisierung des Themas, sondern mit dem von heutigen Erziehungsidealen stark abweichenden Eltern-Kind-Verhältnis.

Auch die zweite Zeitzeugin, Frau R., erzählt, dass in ihrer Familie ebenso wenig die Flucht und Vertreibung ein Thema war.

Tja. ... Ich will mal sagen, das war für uns nachher ... Wir konnten ja dann nun auch nichts machen, das war abgehakt und so. (Interview 2, Z.645f.)

Ihr Ehemann ergänzt, dass „in den Altbundesländern, die ganzen Landsmannschaften“ (Interview 2, Z.444f.) die Flüchtlinge und Vertriebenen intensiv betreut hätten, wodurch das Thema letztlich präsent blieb, während in der DDR solche Landsmannschaften nicht existierten. Stattdessen sei in der DDR die Schuldfrage zweifelsfrei geklärt gewesen: Die Schuld am Krieg und damit auch an der Vertreibung sei als Kollektivschuld des deutschen Volkes betrachtet worden:

Das war ja bei uns in der DDR war ja das nun – wir sind ja alles dran schuld gewesen. Im Grunde genommen: der Deutsche war dran schuld an dem sinnlosen Krieg [...] – am Ende war es so – die sind ja mit da damit dran schuld gewesen, wo sie jetzt, wo sie hier hergekommen sind (Interview 2, Z. 446-450).

Prinzipiell wird jedoch – trotz der unterschwellig und auch etwas unsicher vorgetragenen Kritik an der einseitigen Schuldzuweisung und der damit verbundenen Tabuisierung von Flucht und Vertreibung – auch das Engagement der Landsmannschaften in den westlichen Besatzungszonen eher kritisch betrachtet, was an der negativ konnotierten Wortwahl deutlich wird:

Ich meine, die Landsmannschaften, die drüben nachher so ihren Aufstand gemacht haben, das steht ja auch auf einem anderen Blatt geschrieben. Aber bei uns war das... eigentlich – ja, na gut. Wir waren dann am Ende noch die Freunde von den Russen und da kann man nichts dagegen machen. (Interview 2, Z.461-464)

Bemerkenswert ist hierbei auch, dass selbst die Mutter von Frau R., welche, aufgrund ihres Alters in die BRD reisen durfte, zu keinem Heimattreffen gefahren ist: „Also die Oma hat auch –, die ist auch nicht nach dem Westen rübergefahren zu solchen Treffen. Das hat sie abgelehnt. Das wollte sie nicht“. (Interview 2, Z.647-648)

Letztlich berichtet auch Zeitzeugin 3, Frau K., dass in ihrer Familie nicht über die Flucht geredet wurde (vgl. Interview 3, Z.411-414).

Es ist also festzustellen, dass sich die Tabuisierung des Vertriebenenstatus in der DDR zumindest bei den befragten Zeitzeuginnen bestätigt. Hierbei ist anzumerken, dass bei einem Telefongespräch mit Zeitzeugin 2 im Juli 2020 diese berichtet, dass ihre von der Roten Armee entführte und vergewaltigte Schwester dieses traumatisierende Erlebnis, nicht einmal der eigenen Tochter erzählt habe. Die immer wieder auftretenden Angstzustände der inzwischen in einem Pflegeheim lebenden Mutter vor „den Russen“ habe die Tochter daher erst verstehen können, als Frau R. ihr von den Geschehnissen aus dem Jahr 1945 erzählte. Diese Beschreibung von Zeitzeugin 2, stützt die anfangs genannte These der Soziologin Uta Rüchel. Besonders eindrucksvoll schildert schließlich Zeitzeugin 1 die von der aktuellen Forschung beschriebene Verdrängung und die damit verbundenen Traumatisierung nachfolgender Generationen:

Die haben das alles in sich vergraben. Ich glaube so, das ist auch eine Form des Überlebens, ne. Denn man kann daran ja auch zu Grunde gehen.

Und das ist eben so, wenn man sowas wieder aufrührt, das berührt wieder. Wenn man da jetzt in die Tiefe gehen würde und die einzelnen Stationen alle ausleuchten würde, das, das ist ... auch selbst für mich eben – Darum wollte ich auch solche Bücher gar nicht mehr lesen. Ich dachte immer, ich habe das selber alles erlebt, ich muss das nicht noch ... , und auch wenn ich da Fernsehsendungen gesehen habe und dann denk ich auch immer, was da so eingeflossen ist ... Wissen sie das alles wirklich und genau?

Das ist – manche haben ja da auch Einzelheiten, also ich – ja – Das möchte ich eigentlich nicht so. Das rührt zu weit [räuspert sich]. (Interview 1, Zeile 303-312)

4. 2. 7 **Kontakt zu anderen Vertriebenen**

In der Literatur liest man häufig, dass gerade in der DDR enge Kontakte der Vertriebenen untereinander ungern gesehen wurden und man daher versucht habe, die aus ein und demselben Ort stammenden Vertriebenen dezentral, über das ganze Land verteilt unterzubringen (vgl. Kossert 2015, S. 210f.). Die im vorherigen Kapitel erläuterte Tabuisierung des Vertriebenenstatus trug dem ebenso Rechnung. Auch bei der Auswertung der drei Zeitzeugeninterviews fiel ein überwiegend geringer Kontakt unter den Vertriebenen auf. Zu unterscheiden sind hierbei vier Hauptkategorien möglicher Kontakte.

Die erste Hauptkategorie stellt den Kontakt zu Familienangehörigen dar, welche ebenfalls vertrieben worden sind. Dass innerhalb der Familie weiterhin ein enger Kontakt gepflegt wurde, selbst dann, wenn die Familienangehörigen nicht am gleichen Ort lebten, überrascht nicht. So hatten sowohl Zeitzeugin 2 als auch Zeitzeugin 3 Kontakt zu ihren Geschwistern in den westlichen Besatzungszonen bzw. der späteren BRD. Zeitzeugin 2 stand im Kontakt zu ihrer Schwester in Westberlin, nachdem diese aus Russland zurückkam (vgl. Interview 2, Z.410-411 und 726-732) und Zeitzeugin 3 stand im Kontakt mit ihrer Schwester sowie mit ihrem Bruder im Westen, welchen sie in den ersten Jahren, bevor die Grenze strenger gesichert wurde, oft zu Fuß besuchte.

ich war dreimal drüben. Ich bin schwarz gelaufen, von Plauen bis Hof gelaufen, im November ... alleine. Da bin ich im – da hat mir jemand gesagt: „Du musst aufpassen, die STARKSTROMLEITUNG musst du beachten, nüberwärts.“ Ich bin nur durch den Wald. (Interview 3, Z.249-252)

Auch Zeitzeugin 1 berichtet von engen Kontakten zu den in der Nähe wohnenden Verwandten. So antwortet sie auf die Frage hin, inwiefern sie noch Kontakt zu anderen Vertriebenen hatte: „Na, hier innerhalb von – ... HIER hatten wir schon. Ja ... Die ganzen Verwandten, die hatten wir ja dann wieder gefunden“ (Interview 1, Z.317-318). Sie beschreibt weiter, dass sie mit ihren Cousinsen

sowie mit der gesamten anderen verbliebenen Verwandtschaft viel unternommen habe (vgl. Interview 1, Z.408-410). Nach Rückmarsdorf kam Zeitzeugin 1 mit ihrer Mutter und ihrer Schwester auf eigene Faust, weil hier schon die Tante untergekommen war (vgl. Interview 1, Z.163-165). In Rückmarsdorf lernten sie jedoch auch andere Vertriebene kennen, die aus ihrem Heimatkreis oder sogar aus ihrem Heimatort stammten. Diese Kontakte bilden die zweite Hauptkategorie.

Bemerkenswert ist, dass – anders als üblich in der DDR – in Rückmarsdorf viele Flüchtlinge aus derselben Heimatumgebung unterkamen. So traf zum Beispiel Zeitzeugin 3 auf der Flucht, drei verschiedene Familien aus ihrer alten Heimat wieder, mit denen sie dann gemeinsam bis nach Leipzig floh (vgl. Interview 3, Z.42-44).

Auch Zeitzeugin 1 kannte mehrere in Rückmarsdorf untergekommene Familien, die Familien Sch., K. und St. sowie die Familie von Zeitzeugin 3, aus ihrem Heimatkreis Guhrau oder aus ihrem Heimatort.

Und dann hat man hier ja auch noch Leute kennen gelernt, die auch aus unserem Kreis Guhrau waren, und da gab es dann auch noch – wie gerade hier die Kr.s [Frieda Erna], die stammt aus meinem Ort. Dann Sch.s stammen aus meinem Ort, Evchen K., St.-Evchen, war auch aus meinem Geburtsort. Die haben dort alle gelebt. Die haben wir dann hier alle wieder getroffen (Interview 1, Z.318-322)

Mehr oder weniger zufällige Kontakte zu den aus Schlesien stammenden Neurückmarsdorfern pflegte nach ihrer Ankunft 1948 auch Zeitzeugin 2, etwa zu Familie Sch., da sie später zusammen in einem Haus lebten und gemeinsam Handball spielten (vgl. Interview 2, Z.610-613), aber auch zu Familie K., da der Mann von Zeitzeugin 2, mit Inge K. auf die Schule ging (vgl. Interview 2, Z.614-623).

Die dritte Kategorie bildet der Kontakt zu nichtverwandten Vertriebenen außerhalb Rückmarsdorfs. Da jedoch Heimat- und Vertriebenenverbände in der DDR verboten waren, war es deutlich schwieriger als in der BRD, mit anderen Vertriebenen in Kontakt zu kommen, wenn sie nicht gerade im selben Ort wohnten. Deswegen ist Zeitzeugin 2 auch die einzige, welche von Kontakten zu Vertriebenen außerhalb Rückmarsdorfs – einer in Rehbach wohnenden Familie – berichtet (vgl. Interview 2, Z.577-587). Erst nach 1989 ergeben sich – über die nun auch in den neuen Bundesländern aktiv in Erscheinung tretenden Heimatvereine und Vertriebenenverbände – Kontakte zu anderen Vertriebenen in ganz Deutschland. Diese Kontakte nach 1989 bilden die vierte und letzte Kategorie. Besonders Zeitzeugin 3 war nach der Wende in den Heimatvereinen sehr aktiv. So machte ihr Bruder sie bei einem gemeinsamen Treffen 1989 auf eine Heimatzeitung aufmerksam, welche sie dann ebenfalls abonnierte. Durch diese Zeitung kam Zeitzeugin 3 wieder in Kontakt zu vielen ehemaligen Bekannten. So erfuhr sie, dass ihre ehemalige Schulfreundin in Halle lebt und ihre ehemalige Kindergärtnerin nach Wurzen geflüchtet war (vgl. Interview 3, Z.218-223). Durch das gemeinsame Engagement mit Dieter Sch., einem weiteren in Rückmarsdorf lebenden Vertriebenen aus Schlesien, holten sie sie nach Rückmarsdorf (vgl. Interview 3, Z.223-226).

Und da habe ich bei meinem Bruder ... die Zeitung gesehen. Und da sagt er: „gucke mal hier rein, kennst du jemanden?“ Oh, ich sage: „Na klar, viele!“ Und dadurch habe ich dann mir die Zeitung bestellt und von daher lese ich sie. Und da muss ich sagen, meine Schulfreundin, die hätte ich schon zu DDR-Zeiten in Halle besuchen können. Die ist Lehrerin in Halle gewesen. Die Kindergärtnerin war [...] in Wurzen, nicht. Und das habe ich immer zum Dieter Sch. gesagt, hier – da waren wir ja auch dann in Wurzen, da haben wir sie hierhergeholt. Die war dann auch bei mir oft. Und dann waren wir auch bei Sch.s Meta. Die hat sich auch gefreut (Interview 3, Z.218-226)

Durch die Heimattreffen kam Zeitzeugin 3 in Kontakt mit zahlreichen anderen Vertriebenen aus ihrer alten Heimat.

Und – viele ... viele, viele sogar SEHR viele. Wir waren 100 Mann, wie wir uns erst getroffen haben in Losa und davon sind noch übrig 35. Die anderen sind gestorben. Und dann, wenn wir in Herzberg waren, in Bad Herzfeld waren. Da waren ja noch mehr, weil da von der anderen Seite welche kamen (Interview 3, Z.210-213)

Auffällig ist, wie begeistert sich Zeitzeugin 3 nach 1989 von den bis dahin in der DDR verbotenen Heimatvereinen zeigt. Im Gegensatz dazu sind die Zeitzeuginnen 1 und 2 eher abgeneigt und äußern sich reserviert zu Heimatvereinen und Vertriebenenverbänden. So waren zwar die Mutter und Schwester von Zeitzeugin 1 auch bei einem Vertriebenentreffen gewesen (vgl. Interview 1, Z.381f.), sie selbst aber nahm nie an solch einem Treffen teil. Sie ist der Meinung:

Aber ich selber ... [stößt Luft aus]. Nach der Wende ist das hier auch publik geworden, da wurden auch diese Heimattreffen gemacht. Aber ich wollte das eigentlich nicht. Weil, es war ja eigentlich festgeschrieben, dass wir es nicht wieder zurückgewinnen können und auch nicht wieder zurück wollen. Und da habe ich gedacht – und ich war, ja – und da habe ich gedacht – und wenn ich dann, ich weiß gar nicht mehr, wie der hieß, dieser, der das angeführt hatte, aber der Name war mir immer – der den ganzen Zirkus hier betrieben hat und gehetzt hat – und das ich wollte nicht. Davon habe ich mich ferngehalten. (Interview 1, Z.382-389)

Und auch Zeitzeugin 2 nahm nicht an solchen Heimattreffen teil, selbst ihre Mutter lehnte solche Treffen ab: „Also die Oma hat auch – , die ist auch nicht nach dem Westen rübergefahren zu solchen Treffen. Das hat sie abgelehnt. Das wollte sie nicht.“ (Interview 2, Z.647f.)

Insgesamt zeigt sich also, dass die drei befragten Zeitzeuginnen zu DDR-Zeiten wenig Kontakt zu anderen Vertriebenen hatten und wenn, dann handelte es sich oft um Verwandte oder um Flüchtlinge und Vertriebene, die in Rückmarsdorf ankamen. Nach der friedlichen Revolution ergibt sich ein differenziertes Bild. Dass sich – wie Kossert (2015, S. 228) betont – mit den Neugründungen des Bundes der Vertriebenen (BdV) in den neuen Bundesländern „das lange verdrängte, verschwiegene und verfemte Erbe der Vertriebenen nur ein Ventil gesucht hatte“ und „[v]ierzig Jahre Zwangsassimilation [...] nicht gereicht [hatten], die Erinnerung an die alte Heimat auszulöschen“, zeigt sich sehr deutlich zumindest im Falle von Zeitzeugin 3, die begeistert an zahlreichen Heimattreffen teilnimmt und die Heimatzeitung sofort nach 1989 abonniert. Die beiden anderen Zeitzeuginnen bewahren eher die in der DDR klar artikulierte Skepsis und Ablehnung gegenüber den Vertriebenenverbänden und gegenüber jeder noch so kleinen Form von Revanchismus. Dass aber auch sie die Erinnerung an die alte Heimat keineswegs ausgelöscht haben, wird letztlich daran deutlich, dass sie selbst oder ihre Angehörigen die alte Heimat besuchen und im Interview davon berichten, was im folgenden, letzten Kapitel dargestellt werden soll.

4. 2. 8 Kontaktaufnahme und Besuch der alten Heimat nach 1990

Wie schon in Kapitel 4.2.7 dargestellt, nahm Zeitzeugin 3 nach 1989 an mehreren Heimattreffen des BdV teil. Ebenso ist sie von den drei Zeitzeuginnen diejenige, die ihre alte Heimat am häufigsten besucht. Insgesamt fünf Mal reist sie nach Schlesien (vgl. Interview 3, Z. 434), die erste Reise davon noch alleine mit ihrem Ehemann (vgl. Interview 3, Z.434-438). Die weiteren Reisen unternimmt sie zusammen mit dem Heimatverein, wobei immer ein Dolmetscher mit dabei ist (vgl.

Interview 3, Z.451-453). Bereits bei ihrer ersten Reise ist sie „das erste Mal in [ihrem] Großelternhaus“ (Interview 3, Z. 445). Durch den Dolmetscher erfährt sie nach ihrem zweiten Besuch, dass die Polin, welche heute in ihrem ehemaligen Haus wohnt, ebenfalls vertrieben wurde:

Und da hat der mir dann das erzählt, dass – die mussten von Buk weg. Das war in Buk, Polen. Und die sind genauso rausgeschmissen worden wie wir, von Zuhause. Und die sind dort rein und konnten nicht sagen, ob sie mal für immer dort drin bleiben dürfen (Interview 3 Z.455-458)

Dabei zeigt sich Zeitzeugin 3 mitfühlend und hegt keinerlei Neid oder Ärger gegenüber den neuen Besitzern ihres ehemaligen Grundstücks. So stellt sie abschließend fest: Die [Polin] war genauso ein armes Schwein wie wir und waren froh, dass sie ein Dach über dem Kopf hatten“ (Interview 3, Z.461-463). Sie freut sich darüber, dass – wie sie bei ihrem letzten Besuch erfährt – die polnische Familie schließlich die endgültige Bestätigung erhält, dort für immer wohnen zu können:

„Und da haben wir gesehen, was sie schon alles gemacht haben. Im Vorgarten und so. Und da habe ich mich natürlich gefreut, dass das erhalten bleibt, nicht“ (Interview 3, Z. 466-468)

Auch Zeitzeugin 1 besucht mehrmals ihre alte Heimat im heutigen Polen, insgesamt dreimal. Das Besondere im Falle von Zeitzeugin 1 ist, dass sie zwei der drei Reisen noch vor 1989 unternimmt. So findet die erste Reise 1965 zusammen mit der Familie statt:

Und das erste Mal sind wir ... mit meinen Verwandten, mit meinen Cousinen und mit beiden Tanten, die eine aus Bad Biebra, dem Horst seine Mutter, die ist auch noch mitgekommen, sind wir 1965 das erste Mal hingefahren und wollten die Heimat wiedersehen. Das war noch zu DDR-Zeiten. (Interview 1, Z.424-427)

Die zweite Fahrt 1975 unternimmt Frau K. von Görlitz aus (vgl. Interview 1, Z.443-451). Allgemein habe sie aber schlechte Erinnerungen an die zweite Fahrt, da die polnische Bevölkerung Angst vor ihnen gehabt habe, da sie vermutlich gedacht hätten, dass Frau K. ihren alten Besitz zurückfordern wolle.

[...] und das war schlimm, das war GANZ schlimm. Da hatten die Polen vor UNS Angst, ne, dass wir dort aufkrenzten. Die haben nun sicher gedacht, wir wollen was zurückfordern, was wir gar nicht zurückfordern können. Die haben uns da praktisch verjagt ... (Interview 1, Z.428-431)

Ihre letzte Fahrt unternahm Zeitzeugin 1 zusammen mit ihrer Schwester und ihrem Sohn im Jahr 2007, als Geschenk zu ihrem 75. Geburtstag (vgl. Interview 1, Z.460-486). Allgemein, sagt sie, haben diese Besuche der alten Heimat für einen inneren Frieden und Abschluss mit diesem Thema gesorgt. So sei ihr auch die 1990 gezahlte Entschädigung von 4000 DM – wenngleich sie diese auf Drängen einer anderen Rückmarsdorferin beantragt habe – eher unwichtig gewesen:

Das ist auch so was, hier haben wir mal 4000 DM gekriegt. Die Erfassungsbögen für Vertreibungsschäden für Heimatvertriebene. Da musste man offen legen, was man hatte. Ja, was wusste ich? Meine Großeltern hatten ein Bauerngut, aber...das stand nicht mehr und...das war ja nicht unser und – keine Ahnung...was da...[...] Aber das war mir alles ein bisschen fern. Das wollte ich alles nicht. Ich habe gedacht, das ist eine abgeschlossene Sache. Wir haben jetzt hier die Heimat gefunden und warum soll ich jetzt – Wir haben die Heimat wieder besucht. Ich habe mich beruhigt, hab das alles noch mal abgelaufen. (Interview 1, Z.416-424).

Anders als die Zeitzeuginnen 1 und 3 reist Zeitzeugin 2 selbst nicht in ihre alte Heimat nach

Ostprien, besitzt aber einige Fotos, die ihr heute verfallenes ehemaliges Wohnhaus zeigen. Zwei ihrer Brüder besuchen Anfang der 1990er Jahre ihre alte Heimat (vgl. Interview 2, Z.492-496). Bei der Beschreibung dieses Besuchs zeigt sich Zeitzeugin 2 insgesamt recht wortkarg und wechselt, nachdem sie die Fotos gezeigt hat, schnell wieder das Thema:

Ich will mal sagen ... ich habe hier ... meine zwei Brüder waren damals mal nach Ostpreußen ... mit dem Bus, nicht [...] Ja, da sind die nach Hause gefahren und wollten bloß einmal gucken. Und in dem Dorf ... wie es aussieht ... [steht auf und holt Fotos] Das war mal unser Wohnhaus und da haben die Russen hinten sich was anderes gebaut [...] So ... haben es meine Brüder vorgefunden dort. So sah das aus ...War eine Russin, die da geführt hat, so ... (Interview 2, Z.492-500)

Auffällig ist, dass sie dennoch die Formulierung „nach Hause gefahren“ verwendet, was zumindest andeutet, dass die Erinnerung an die alte Heimat als „Zuhause“ keineswegs ausgelöscht ist, auch wenn die Zeitzeugin an anderer Stelle ausdrücklich betont: „Ich will mal sagen, das war für uns nachher ... Wir konnten ja dann nun auch nichts machen, das war abgehakt und so.“ (Interview 2, Z. 645f.)

Zusammenfassend lässt sich schlussfolgern, dass die Erinnerung an die alte Heimat allen drei Zeitzeuginnen wichtig ist. Alle drei zeigen Interesse daran, was aus ihren ehemaligen Bauerngutern bzw. Wohnhäusern im Laufe der Jahre geworden ist. Zwei der Zeitzeuginnen reisen gleich mehrfach in ihre alte Heimat, die dritte Zeitzeugin, Frau R., bewahrt zumindest die Fotos, die ihre Brüder bei einem Besuch in der Heimat aufgenommen haben, auf. Andererseits betonen alle drei Zeitzeuginnen ausdrücklich, dass dieses Kapitel ihrer Geschichte für sie dennoch abgeschlossen ist und dass sie insbesondere keinerlei Ambitionen hegen, verlorene Güter zurückzuerlangen. Die Besuche in der alten Heimat dienen dazu, „bloß einmal [zu] gucken“ (Interview 2, Z. 495). Sie selbst „haben jetzt hier die Heimat gefunden“ (Interview 1, Z. 422) und es genügt zum Beispiel Zeitzeugin 3 zu wissen, „dass das [ihr ehemaliges Gut, Anm. A. S.] erhalten bleibt“ (Interview 3, Z. 467).

5 Resümee

Die vorliegende Untersuchung im Zuge dieser wissenschaftlichen Arbeit hat die in der Forschungsliteratur beschriebenen Ereignisse der Flucht und Vertreibung sowie die Bedingungen und Ergebnisse der Integration nach der Ankunft in der SBZ / DDR in vielen Details bestätigt. Als allgemeines Ergebnis der Zeitzeugeninterviews lässt sich festhalten, dass alle drei Befragten sich trotz teilweise traumatisierender Erlebnisse während der Flucht nach ihrer Ankunft in Rückmarsdorf schnell integriert fühlten und Rückmarsdorf bis heute als ihre Heimat betrachten (vgl. z.B. Interview 1, Z. 422). Ursächlich für diese, nach Aussage der Zeitzeugin 1 offenbar reibungslose Integration dürften – wie die Interviews vermuten lassen – mehrere Bedingungen gewesen sein: So spielen die berufliche und schulische Integration in die Gemeinschaft eine große Rolle, genauso wie das Engagement in Sport- und Musikvereinen. Durch dieses Engagement in Vereinen, aber auch in der Schule und auf Arbeit, entstand ein enger Kontakt zu den alteingesessenen Rückmarsdorfern. So halten manche Freundschaften noch bis heute an (vgl. z.B. Interview 2, Z.599f.) und auch die Tatsache, dass alle drei Zeitzeuginnen Rückmarsdorfer Männer heirateten, zeigt die erfolgreiche Integration.

Eine untergeordnete Rolle bei der Integration spielt bei den hier Befragten dagegen die politische

Teilhabe. So waren, wie schon im Kapitel 4.2.5 analysiert, alle drei Zeitzeuginnen nicht sehr politisch aktiv und auch die nach subjektiver Betrachtung der Zeitzeuginnen marginale Unterstützung durch den Staat sorgt letztlich nicht für ein höheres Maß an Integration. Integrativ wirken in den hier untersuchten drei Beispielen insofern weniger offizielle Maßnahmen, sondern vielmehr private, insbesondere aus gemeinsamer Freizeitbeschäftigung (beispielsweise in Vereinen und Musikensembles) resultierende Kontakte.

Ungeachtet dieser gelungenen Integration ist bei allen Zeitzeuginnen die Erinnerung an die alte Heimat aber nicht erloschen. Dies zeigen Besuche in der alten Heimat ebenso wie die positiv konnotierte Wortwahl „Heimat“ (Interview 1, Z.41, 423, Interview 3, Z.434) oder „nach Hause“ (Interview 2, Z. 495, Interview 3, Z.440). Doch trotz dieser nicht erloschenen Erinnerung an die alte Heimat weisen alle drei Zeitzeuginnen revanchistisches Gedankengut zurück und berichten von einer uneingeschränkten Akzeptanz der heutigen Situation. Auch diese die Erinnerung zwar bewahrende, doch die historisch-politischen Gegebenheiten uneingeschränkt akzeptierende Haltung zeugt von einer gelungenen Integration.

Letztendlich gibt es jedoch auch einzelne Ergebnisse aus den Interviews, die der allgemeinen Forschung widersprechen. Insbesondere berichten alle drei Zeitzeuginnen, dass sie freundlich von der Rückmarsdorfer Bevölkerung aufgenommen worden seien und auch viel Unterstützung erfahren hätten (vgl. Kapitel 4.1.5 und 4.2.3). Die Forschung berichtet dagegen häufig von Ausgrenzung und Diskriminierung der Flüchtlinge durch die einheimische Bevölkerung. Hier wäre also vielleicht ein differenzierter Blick auf einzelne Geschehnisse sinnvoll. Ganz gewiss hat es solche Diskriminierungen und Ausgrenzungen vielfach gegeben, von vereinzelt auftretenden beleidigenden Äußerungen berichten auch die hier befragten Zeitzeuginnen (vgl. v.a. Interview 2, Z.152f. und Interview 3, Z. 146f.). Die hier untersuchten Zeitzeugeninterviews zeigen jedoch, dass es offensichtlich auch die andere Seite, nämlich Unterstützung und Akzeptanz gegeben hat. Inwiefern diese unterstützende, mitfühlende Haltung für die Bevölkerung Rückmarsdorf typisch gewesen sein könnte, lässt sich anhand der begrenzten Zahl der Interviews nicht schlussfolgern. Denkbar wäre natürlich, dass die Rückmarsdorfer Bevölkerung aufnahmefreundlicher war, als in anderen Städten und Dörfern beschrieben. Dies könnte wiederum verschiedene Gründe haben, etwa dass Rückmarsdorf kaum durch Bomben oder andere Kriegshandlungen zerstört wurde und zudem in der dörflichen Gemeinde durch eine intakte Landwirtschaft die Nahrungsgrundlage zumindest etwas besser gesichert war als in der Stadt. Wer selbst nicht Hunger leiden muss, kann diejenigen, die gar nichts haben, auch eher unterstützen. Dass dies allerdings als alleinige Erklärung nicht genügt, zeigen zahlreiche in der Forschung oder auch in der Literatur beschriebene Fälle von Diskriminierung und Ausgrenzung auch in ländlichen Gegenden. Hier müssten also weitere, mikrohistorische Forschungen untersuchen, welche spezifischen Besonderheiten in Rückmarsdorf bestanden haben könnten und ob sich die subjektive Beschreibung der hier befragten Zeitzeugen durch andere Quellen belegen lässt. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit konnte dieser Frage nicht nachgegangen werden.

Ein ganz anderer Grund für die fast ausschließlich positiven Aussagen der Zeitzeuginnen zu den Erfahrungen mit Einheimischen könnte jedoch auch sein, dass ihre subjektive Wahrnehmung sich über die Zeit geändert hat. Da sie sich alle sehr gut integriert und hier vergleichsweise schnell heimisch gefühlt haben, könnten einzelne, vielleicht doch nicht immer positive Erlebnisse verdrängt und vergessen worden sein.

Und schließlich lässt sich auch nicht ausschließen, dass die Befragten sozialadäquat geantwortet haben, dass sie also im Nachhinein die Rückmarsdorfer Bevölkerung nicht schlecht reden wollen. Gegen diese Annahme spricht zwar, dass sich die Zeitzeuginnen durchaus sehr offen und mitunter auch humorvoll kritisch über spezifische Eigenheiten ihrer Mitmenschen äußern (vgl. Interview 3,

Z. 381-394; Interview 2, Z. 639f.), dennoch muss auch diese Erklärungsmöglichkeit prinzipiell in Betracht gezogen werden.

Es bleibt abschließend festzustellen, dass die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit aufgrund der geringen Zahl von nur drei Zeitzeugeninterviews keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben können. Das war jedoch auch nicht das Ziel der Arbeit. Es konnte aber gezeigt werden, dass die subjektiven Erinnerungen der drei Zeitzeuginnen sich in vielen Fragen mit den Aussagen der Makrohistorie decken, in einzelnen Details aber auch das Besondere, Abweichende, Individuelle hervorscheinen lassen und somit vielleicht dazu beitragen können, einerseits ortsgeschichtliche Besonderheiten zu erhellen und andererseits das makrohistorische Bild von Flucht und Vertreibung nach 1945 um einzelne Facetten zu ergänzen. Die vorliegende Arbeit erfüllt somit auch die Erwartungen, die an eine mikrohistorische Untersuchung im Allgemeinen gestellt werden: Die im Rahmen makrohistorischer Forschung aufgestellten Thesen werden im Grundsatz bestätigt. Gleichzeitig konnte aber auch gezeigt werden, dass einzelne Thesen, wie die durch die Einheimischen erfahrene Ausgrenzung und Diskriminierung, zumindest für das begrenzte Untersuchungsgebiet relativiert werden müssen, um zu starker Verallgemeinerung entgegenzuwirken

Schließlich können die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit vielleicht auch für die Bewältigung aktueller Probleme von Nutzen sein. So lässt sich die Erkenntnis, dass insbesondere die als positiv erlebten Kontakte zu gleichaltrigen Einheimischen in Sport- und Musikvereinen, in der Schule und auf Arbeit zu einer gelungenen Integration beigetragen haben, ganz sicher auf heutige Herausforderungen im Zusammenhang mit der Integration Flüchtender übertragen. Interessanterweise stellen die Zeitzeuginnen 1 (vgl. Interview 1, Z. 233-240) und 2 selbst die Bezüge zu aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen her. Zeitzeugin 2 tut dies von sich aus, obwohl das Interview eigentlich schon beendet ist – es muss ihr offenbar wichtig gewesen sein. Auffällig ist hier, dass die Zeitzeugin in dem sich daraufhin entwickelnden Dialog mit ihrem Ehemann unsicher wirkt (vgl. die zahlreichen Pausen und Satzabbrüche), nach den richtigen Worten sucht und offenbar abwägt, was sie sagen will (und darf). Ungeachtet dieser Unsicherheit beharrt sie aber auf einem zentralen Statement:

Ich habe manchmal, jetzt, so – ich sage mal, wenn sie über die Flüchtlinge geschimpft haben, habe ich manchmal gesagt, wir sind auch Flüchtlinge. [...] das ist nicht zu vergleichen, aber ... es sind Flüchtlinge. Ja. Ja. [...] Ja, es sind alles ... Flüchtlinge.“
(Interview 2, Z. 659-705)

Literaturverzeichnis

Sekundärliteratur:

- Beer, Mathias: Flüchtlinge und Vertriebene in den Westzonen und der Bundesrepublik Deutschland. In: Flucht – Vertreibung – Integration. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland/ Bonn. Bielefeld 2005, S.109-123.
- Beer, Mathias: Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen. München 2011.
- Burk, Henning/ Fehse, Erika/ Krauss, Marita/ Spröer, Susanne/ Wolter, Gudrun: Fremde Heimat. Das Schicksal der Vertriebenen nach 1945. Reinbek 2013.
- Deweß, Jochen: Rückmarsdorf – 2. Weltkrieg und Kriegsende. In: Kolb, Ulrich (Hrsg.): Rückmarsdorf. Kulturgeschichtliches rund um den Wachberg. Leipzig (Böhlitz-Ehrenberg) 2013, S. 94-106.
- Dresing, Thorsten/ Pehl, Thorsten: Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. Marburg 2015
- Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. Bonn: 2015.
- Krauss, Marita: Fremde Heimat: DDR. In: Fremde Heimat. Das Schicksal der Vertriebenen nach 1945. Reinbek bei Hamburg 2011, S. 191-208.
- Landwehr, Achim/ Ulbricht, Otto: Vergangenheit unter der Lupe. In: epoc 06/2010, S. 54-59.
- Madajczyk, Piotr: Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus Polen. In: Flucht – Vertreibung – Integration. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn. Bielefeld 2005, S.51-61.
- Niethammer, Lutz (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M. 1985.
- Noack, Hans-Joachim: Die geteilte Heimat. In: Spiegel Special 1/2006, S. 64-70.
- Schiwek, Meta/ Schiwek, Dieter: Flucht von Schlesien nach Sachsen. In: Kolb, Ulrich (Hrsg.): Kriegsende 1945 in Rückmarsdorf und Miltitz. Leipzig (Böhlitz-Ehrenberg) 2013, S. 28-37.
- Schrammek, Notker: Alltag und Selbstbild von Flüchtlingen und Vertriebenen in Sachsen 1945-1952. Frankfurt am Main 2004.
- Schwab, Irina: „Neue Heimat – Neues Leben“? Flüchtlinge und Vertriebene in Leipzig 1945 bis zum Beginn der 50er Jahre. Leipzig 1999.
- Schwartz, Michael: „Umsiedler“-Flüchtlinge und Vertriebene in der SBZ und DDR. In: Flucht – Vertreibung – Integration. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn. Bielefeld 2005, S.91-101.
- Spröer, Susanne: Robert Brokoph: „Die Ehre lass ich mir nicht abschneiden“. In: Burk, Henning/ Fehse, Erika/ Krauss, Marita/ Spröer, Susanne/ Wolter, Gudrun: Fremde Heimat. Das Schicksal der Vertriebenen nach 1945. Reinbek 2013, S. 46-63.
- Spurný, Matěj: Flucht und Vertreibung. Das Ende des Zweiten Weltkrieges in Niederschlesien,

Sachsen und Nordböhmen. Dresden 2008.

Stickler, Matthias: Die deutschen Vertriebenenverbände – Interessengruppen mit gesamt nationalem Anspruch. In: Flucht – Vertreibung – Integration. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn. Bielefeld 2005, S.145-153.

Ther, Philipp: Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945-1956. Göttingen 1998.

von Reeken, Dietmar/ Jäger, Wolfgang: Flucht, Vertreibung und Umsiedlung im Umfeld des Zweiten Weltkrieges. Berlin 2014.

Wolf, Christa: Kindheitsmuster. Frankfurt a. M. 2007.

Wolter, Gudrun: „Flüchtling bleibt man ein Leben lang“: das Schicksal der Vertriebenen nach 1945. In: Fremde Heimat. Das Schicksal der Vertriebenen nach 1945. Reinbek bei Hamburg 2011, S. 7-24.

Internetquellen:

Haus der Bayrischen Geschichte (Hrsg.): Zeitzeugeninterviews – Ein Merkblatt. www.hdbg.eu/zeitzeugen (zuletzt überprüft am 11.07.2020)

Hasselmann, Silke: Bis ins vierte Glied – Traumata prägen auch die Kinder. Deutschlandfunk 26. 01. 2016. In: https://www.deutschlandfunk.de/traumavererbung-bis-ins-vierte-glied-traumata-praegen-auch.724.de.html?dram:article_id=343713 (zuletzt überprüft am 12. 08. 2020)

Körper-Stiftung (Hrsg.): Arbeitsblätter zur historischen Projektarbeit. Die Arbeit mit Zeitzeugen. Durchführung von Zeitzeugeninterviews. https://www.koerber-stiftung.de/fileadmin/userupload/koerber-stiftung/redaktion/geschichtswettbewerb/pdf/2016/arbeitsblaetter/05_Experten- und Zeitzeugeninterview.pdf (zuletzt überprüft am 11.07.2020)

Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang: Qualitative Interviewverfahren. Vorlesung Empirische Methoden I. Universität Siegen. Philosophische Fakultät. Seminar für Sozialwissenschaften. o. J.

Schneider, Karl-Heinz/ Kießler, Stefan: Oral History. In: <http://www.geschichte.uni-hannover.de/projekte/spurenfinden/medien/oralhistory.html> (zuletzt überprüft am 21. 02. 2020)

Satjukow, Silke/ Gries, Rainer: Vergewaltigung im Zweiten Weltkrieg: Schweigen und schmerzhaftes Fragen. ZEIT online, 22. März 2015. In: <https://www.zeit.de/zeit-geschichte/2015/01/vergewaltigung-soldaten-besatzungszone-hilfe/komplettansicht> (zuletzt überprüft am 27. 08. 2020)

Schreier, Margrit: Varianten qualitativer Inhaltsanalyse: Ein Wegweiser im Dickicht der Begrifflichkeiten. Forum Qualitative Sozialforschung, Vol. 15, Nr.1, Art. 18, Januar 2014. <http://www.qualitative-research.net/> (zuletzt überprüft am 11. 07. 2020)

Abkürzungsverzeichnis

BdV	Bund der Vertriebenen
ČSR	Tschechoslowakische Republik
DFD	Demokratischer Frauenbund Deutschlands
DM	Deutsche Mark (gesetzliches Zahlungsmittel der BRD 1948-2001)
DRK	Deutsches Rotes Kreuz
FDJ	Freie Deutsche Jugend
IHK	Industrie- und Handelskammer
NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
RM	Reichsmark (gesetzliches Zahlungsmittel 1924-1948)
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SMAD	Sowjetische Militäradministration in Deutschland

Anlage 1: Anschreiben an die Zeitzeuginnen

Adrian Seiffert
Leutzscher Straße 14
04178 Leipzig-Rückmarsdorf

Sehr geehrte Frau,

mein Name ist Adrian Seiffert. Ich besuche die 10. Klasse am Anton-Philipp-Reclam-Gymnasium in Leipzig und möchte dort voraussichtlich im Jahre 2021 meine Abiturprüfung ablegen. Für die Zulassung zum Abitur müssen alle Schülerinnen und Schüler eine wissenschaftliche Arbeit schreiben, die auch als Besondere Lernleistung in die Abschlussnote einfließen kann.

Ich habe für meine wissenschaftliche Arbeit ein Thema im Fach Geschichte gewählt, und zwar das Thema „**Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg. Ankunft und Integration von Vertriebenen im Raum Leipzig**“. Da meine Familie väterlicherseits schon seit mehreren Generationen in Rückmarsdorf lebt, interessiert mich vor allem die Rückmarsdorfer Heimatgeschichte. Ich möchte deshalb speziell untersuchen, wie die aus Schlesien oder anderen ehemals deutschen Gebieten nach 1945 Vertriebenen unmittelbar nach ihrer Flucht und in den folgenden Jahren (bis in die 50er Jahre) in Rückmarsdorf gelebt haben und wie sie hier heimisch geworden sind.

Dafür möchte ich Interviews mit Zeitzeugen führen. Ich freue mich sehr, wenn Sie zu einem solchen Interview bereit sind und bedanke mich dafür bereits im Voraus sehr herzlich.

Ich lege Ihnen die Interviewfragen schon einmal bei, falls Sie sich vorher bereits damit beschäftigen wollen, auch, um vielleicht in Ruhe noch einmal in eventuell vorhandenen alten Fotos oder Dokumenten nachzuschauen. Ich möchte aber unbedingt darauf hinweisen, dass es gar kein Problem ist, wenn Sie sich nicht mehr an jedes Detail erinnern und deshalb vielleicht nicht alle Fragen beantworten können. Auch bruchstückhafte Erinnerungen helfen mir für meine Facharbeit weiter.

Im Vorfeld möchte ich Sie bitten, mir den beiliegenden Fragebogen mit den statistischen Daten auszufüllen. Selbstverständlich kann das Interview für die schriftliche Fassung meiner Facharbeit anonymisiert werden. Ich benötige die persönlichen Daten (Name, Geburtstag) nur, damit bei der Auswertung mehrerer Interviews nichts durcheinander gerät.

Um das Interview durchzuführen, benötigen wir voraussichtlich 60 Minuten. Das eigentliche Interview wird einen zeitlichen Umfang von 35 -45 Minuten haben.

Ich bin sehr gespannt auf das Gespräch mit Ihnen.

Mit freundlichen Grüßen

Adrian Seiffert

Anlage 2: Fragebogen (Statistischer Teil)

Statistischer Teil:

Name:

Vorname:

Geburtsdatum:

Geburtsort:

Beruf der Eltern:

Wohnorte (Lebensstationen):

Konfession:

Familienstand: seit: Kinder:

Die Informationen aus dem Interview fließen in **anonymisierter Form** in die wissenschaftliche Arbeit ein. Name und Geburtsdatum des Zeitzeugen finden innerhalb der schriftlichen Dokumentation der Untersuchung keinerlei Erwähnung. Diese persönlichen Daten werden ausschließlich für die eindeutige Zuordnung während der Phase der Auswertung der Daten benötigt.

.....
Ort, Datum Unterschrift

Anlage 3: Fragebögen (ausgefüllt)

Statistischer Teil:

Name: K [redacted]
Vorname: Ingeborg
Geburtsdatum: 1932
Geburtsort: Lesten, Niederschl. Bez. Breslau
Beruf der Eltern: V: Stellmacher, Beamter

Wohnorte (Lebensstationen): Rückmarsdorf
Liegnitz, Görlitz, Riesa, Erzgebirge verladen,
Grottendorf (Annaberg), zurück nach Gurau, //
Lager, → Rückm.
Konfession:

Familienstand: verwidwet seit: 197- Kinder: 1

Die Informationen aus dem Interview fließen in **anonymisierter Form** in die wissenschaftliche Arbeit ein. Name und Geburtsdatum des Zeitzeugen finden innerhalb der schriftlichen Dokumentation der Untersuchung keinerlei Erwähnung. Diese persönlichen Daten werden ausschließlich für die eindeutige Zuordnung während der Phase der Auswertung der Daten benötigt.

Leipzig, den 23.11.
Ort, Datum

Ingeb. K. [redacted]
Unterschrift

Statistischer Teil:

Name: [Redacted]
Vorname: *Levo*
Geburtsdatum: [Redacted] *1933*
Geburtsort: *Hagelsberg Kv. Gümmlingen*
Beruf der Eltern: *Bauern*

Wohnorte (Lebensstationen): *Hagelsberg, Gümmlingen*
Rickenardsdorf

Konfession: *evang.*
Familienstand: *verh.* seit: *18.1.58* Kinder: *2*

Die Informationen aus dem Interview fließen in **anonymisierter Form** in die wissenschaftliche Arbeit ein. Name und Geburtsdatum des Zeitzeugen finden innerhalb der schriftlichen Dokumentation der Untersuchung keinerlei Erwähnung. Diese persönlichen Daten werden ausschließlich für die eindeutige Zuordnung während der Phase der Auswertung der Daten benötigt.

Ricken.
.....
Ort, Datum

L. R. [Redacted]
.....
Unterschrift

Statistischer Teil:

Name: K[REDACTED]

Vorname: Frieda Erna

Geburtsdatum: [REDACTED] 1928

Geburtsort: Ober-Tschirrau

Beruf der Eltern: Landarbeiter

Wohnorte (Lebensstationen): Gutrau (Lehre), Leipzig

Konfession: evangelisch, bis 1955

Familienstand:

seit:

Kinder:

Die Informationen aus dem Interview fließen in **anonymisierter Form** in die wissenschaftliche Arbeit ein. Name und Geburtsdatum des Zeitzegen finden innerhalb der schriftlichen Dokumentation der Untersuchung keinerlei Erwähnung. Diese persönlichen Daten werden ausschließlich für die eindeutige Zuordnung während der Phase der Auswertung der Daten benötigt.

Leipzig, 15. 12. 2018

Ort, Datum

[REDACTED]

Unterschrift

Anlage 4: Transkription I

*Interview mit Frau Ingeborg K.; geboren 1932 in Lesten (Niederschlesien, Breslau)
aufgenommen am 26. 11. 2018 in Leipzig-Rückmarsdorf*

I = Adrian Seiffert

B = Ingeborg K.

C = Gudrun S. (Bekannte von Frau K.)

Erklärung der Zeichen:

#1:34#	Zeitmarke
–	Satzabbruch
...	Pause von mehr als einer Sekunde
XXX (Versalien)	hervorgehobene Betonung

1 I: Dann erzählen Sie doch bitte zuerst einmal, wie Sie die letzten Kriegsjahre, also in
2 Ihrem Fall in Niederschlesien, erlebt haben. #0:16#

3 B: Von wo bis wann? #0:20#

4 I: Na ja, so generell. Erzählen sie erstmal, wie Sie die LETZTEN KRIEGSJAHRE in
5 Niederschlesien erlebt haben.. #0:25#

6 B: Ganz normal. Wir waren ja ziemlich weit weg vom Schuss. Also, äh Breslau war
7 Angriffspunkt. Da waren – Bei uns sind sie nur drübergefliegen, also die
8 Bombengeschwader. Aber bei uns ist nichts passiert. Und an sich war das für uns
9 Kinder ein ganz normales Leben, wie eben anders – Es war nur, dass der Vater nicht
10 mehr da war, dass er eben eingezogen war. Der fehlte in der Familie. Und ansonsten
11 war's so wie immer #0:54#.

12 Man hat zwar Soldaten gesehen, so. Und die Reichsprogromnacht habe ich in ganz
13 schrecklicher Erinnerung. 1938. Da war ich ja erst sechs. Aber das war so schlimm, dass
14 man eben das doch für immer behalten hat. Das Schreien und das Klirren und – ja. Und
15 ansonsten – nein, wir haben unsere – Es gab ja keinerlei Verbindung. Nach diesen – Wo
16 wir eigentlich herkamen, dieses Lesten. Wir wohnten ja dann in der Kreisstadt. Mein
17 Vater war ja in Lesten, war auf dem Gut. Das war ein Stiftsgut. Und dort war er
18 Stellmachermeister. Und ist dann aber – hat dort praktisch gekündigt und wir sind dann
19 in die Stadt gezogen und mein Vater ist auf dem Landratsamt Beamter geworden, also
20 irgendwie – wie, das bring ich auch nicht mehr zusammen. Und dort hat sich dann eben
21 alles abgespielt und wir sind dann mit Fahrrädern eben in unsere angestammten – in
22 unseren Geburtsort, mit den Rädern, um unsere Verwandten dort zu besuchen. Also so
23 ist uns – Vom Krieg haben wir dort eigentlich nicht viel gemerkt, außer wenn wir
24 überflogen wurden. Das war eigentlich alles. # 2:16 #

25 Naja und meine Mutter wurde dann zwangsverpflichtet , da gab es ein Werk. Das war
26 aus Berlin, das hieß – Tussamag wurde da hergestellt. Das war ein Hustensaft,
27 angeblich. Nach außen hin. Und dann, im Grunde genommen, war das dann aber –
28 mussten die Schrauben drehen, für den Krieg, ne. So, und als dann der Durch... – als
29 dann die Front näher kam, da wurde dann – fuhren die Wagen durch mit Lautsprechern
30 und wurde eben bekannt gegeben, dass am 19. die Stadt geräumt wird. So, das war's.
31 Und da war ich alleine mit meiner Schwester zu Hause. Meine Mutter war auf Arbeit.

32 Und wie ich das gehört habe, habe ich angefangen Koffer zu packen. Da hab ich die
33 Schränke leergeräumt. So und dann kam meine Mutter nach Hause gejagt, hat alles
34 ausgeschüttet und hat das Nötigste verpackt. Und die hatten aber schon vorher, weil
35 sicher – Die hat immer den Feindsender gehört. Da hatte ich auch immer Ängste. Und
36 – das war ja verboten. Und da wusste die schon – und da hatte die aber schon Truhen
37 und Kästen verpackt und das stand schon im Keller, also Wäsche und Geschirr, das war
38 schon verpackt und dann, als wir auf die Flucht gingen, da hatten wir drei Koffer. Für
39 meine Schwester, für meine Mutter und für mich. So und die – und ich hatte ja nun
40 Bilder, also den Bilderkasten. Und deshalb haben wir nur ein – aus dem ganzen
41 Bildersammelsurium haben wir nur 25 Bilder aus der Heimat. Keine Kinderbilder,
42 nichts, nichts, nichts. Sie hat eben wirklich pragmatisch nur das gemacht, was nötig war.
43 Naja und da sind wir dann an dem 19. – war es bitterkalt, es waren 20 Grad Kälte. Und
44 da sind wir in Richtung Liegnitz gefahren, mit der Kleinbahn. Breslau ging die
45 Hauptstrecke und wir wollten aber die andere Seite nach Görlitz zu und sind als erstes
46 zu einer Cousine, die in Liegnitz wohnte. Das ist eine Garnisonsstadt. Und das war
47 unsere erste Station. Und da hat sie uns abgeliefert, mit ihrer Freundin zusammen.
48 Beide Männer, von der Freundin war auch im Krieg. #4:48#
49 Und dort haben wir halt gemacht ... und an dem, ich weiß nicht ob am gleichen Tag,
50 oder am nächsten Tag sind die beiden Frauen wieder zurück nach Guhrau und haben
51 noch die Betten geholt! So, und da sind die dann praktisch mit dem letzten Zug ...
52 zurückgekommen. Die Ängste, die wir da ausgestanden haben, das – wenn die Mutter
53 fehlt, geht ja gar nichts mehr! So naja, und dann rückte ja die Front näher, die kam dann
54 auch noch näher ran nach Liegnitz zu. Und dann sind wir wieder auf eigene Faust,
55 meine – die beiden Frauen haben wieder die Initiative ergriffen und sind in Richtung
56 Görlitz, also in Richtung Sachsen dann schon...ne. #5:30#
57 Görlitz gehört ja noch mit zu Schlesien. Und dort haben wir dann in Kodersdorf... –
58 waren auch wieder Bekannte von der Tante. Und dort haben wir die nächste Unterkunft
59 gehabt. # 5:46#
60 So – aber wie lange? Keine Ahnung – waren auch ein paar Tage, die wir dort
61 aufgehalten oder angehalten hatten. Und dann sind wir WIEDER auf eigene Faust
62 weiter, meine Mutter – wieder die Koffer gepackt und sind nach Görlitz auf den
63 Hauptbahnhof. Na, und da waren alle – Da traf sich alles, Soldaten – solche die eben
64 auch die Fahnenflucht ergriffen haben, hat sich auch dort wieder gefunden. Und wir
65 hatten doch den Schlitten von meinem Vater (lacht), den der selber gebaut hatte, den
66 kriegten wir gar nicht in den Zug. Also die Züge waren gerammelt voll. Toiletten gab es
67 nicht mehr, alles war zugepackt! Es war grausam! #6:22#
68 Naja, und von dort aus ging es dann eben Richtung Dresden. Und das war der Zug, der
69 dann irgendwann – das muss dann aber schon Februar gewesen sein, Anfang Februar.
70 Wann war der - Na klar! Der 13. war der Angriffstag in Dresden, also waren wir
71 praktisch vom 19. Januar bis - weiß ich nicht mehr – bis Anfang bis Mitte Februar in ...
72 Görlitz. Da in diesem Kodersdorf.
73 Naja, und dann sind wir eben mit in den Angriff da rein geraten, also – wir hatten eben
74 das Glück – Züge, die vor uns waren, die sind in Dresden in die Luft geflogen, ne, durch
75 diese – Also, wir haben dort noch Tiefflieger-Beschüsse gehabt, wir mussten noch aus
76 den Zügen raus – aber das ist auch vage in meiner Erinnerung. Wir sind dort nur eine
77 Böschung runter und mussten in den Wald und dann durften wir wieder hin, wie das
78 vorbei war. Und wie es dann weiterging ... dann ging es in Richtung Erzgebirge. #7:27#
79 Und da sind wir dann mit dem Zug ... nach Crottendorf, Kreis Annaberg-Buchholz,
80 gekommen. Und daran erinnere ich mich nun wieder ganz genau, weil ... wir dort ... in
81 der Schützenstraße – das – Crottendorf ist ja sehr bergig, ist ja richtig – Und dort
82 standen wir bei der Eiseskälte und wurden dann eben – na wie – so – wie auf dem
83 Viehmarkt, wer uns haben wollte oder nicht. Na – naja und dann hat uns dann ein

84 Ehepaar mitgenommen, die uns – na, das war eine Drei- ... Zweieinhalb-Raum-
85 Wohnung – da haben wir das schmale Kinderzimmer gekriegt, zu dritt. Und dort haben
86 wir dann ein paar Wochen campiert ... Ja ... und hatten dort aber ganz liebe Leute, also
87 das Ehepaar war, ja – die hatten keine Kinder, die waren nicht so ... begeistert. Ist ja
88 klar, wenn man was von seiner Wohnung abgeben muss, das ist für jeden nicht, nicht
89 schön, aber im Haus hatten wir ganz liebe, nette Leute, die sich auch sehr um uns
90 gekümmert haben, mitunter. Und unter anderen eben auch eine sehr fromme Familie,
91 die sich aber echt die ganzen Monate, die wir dort waren, gekümmert haben. Ja, und da
92 bin ich auch noch in die Schule gegangen und dort haben wir auch das Kriegsende
93 erlebt. Das war ja dann der achte, der 8. Mai, ne? Ja, und von da an, da... Crottendorf ist
94 praktisch das Ende der Welt, von da geht nichts mehr weiter. Da fuhr – der Zug war
95 dort ... Schlagbaum. Und dann konnte man nur laufenderweise so in die Ortschaften.
96 Und so ein bisschen was haben wir dann schon noch erwandert oder eingekauft, keine
97 Ahnung, aber – Wie wir dort – oder wie meine Mutter zu Geld gekommen ist oder so,
98 das weiß ich auch nicht. Keine Ahnung, wovon wir gelebt haben. Keine Ahnung! Und
99 ich weiß nur – aber das war noch für mich ganz schlimm – Luftangriffe haben wir dort
100 auch noch erlebt, aber auch nur überflogen. Aber meine Mutter war nicht mehr bereit, in
101 den Keller zu gehen! Sie war breit, erledigt. #9:52#
102 Sie war ... hatte genug. Die wollte nicht mehr. Naja, aber ich habe keine Ruhe
103 gelassen. Und wir mussten dann in den Keller, ne, das ist – ich hatte Angst, einfach nur
104 Angst! #10:04#
105 Naja, und das haben wir dann aber überstanden. Und als dann die Kapitulation war,
106 dann haben wir uns auch weiterbewegt. Das hat irgendwie funktioniert, dass man eben
107 auch erfahren hat, wo Verwandte sind. Wie, das kann ich auch nicht mehr sagen.
108 Jedenfalls haben wir Verwandte von meines Vaters Seite dann in – oh Gott – in – wo
109 war das? Das hatte ich mir extra angestrichen. [Blättert in Unterlagen]. In Wolkenstein
110 oder so was ähnliches, dort, also im Erzgebirge auch [blättert weiter in Unterlagen] ...
111 Wolkenstein und Marienberg. Das waren die Orte, wo dann die Verwandten waren. Und
112 dort sind wir dann auch hin, haben die besucht. Und dort haben wir natürlich auch
113 schlimme Sachen erlebt, weil ... dann eben die russischen Soldaten, die Armee einzog.
114 Und da gab es schlimme Sachen! Und ... da wurde dann aber in diesen – das war ein
115 Bauerndorf, da gab's auch Ober- und Unterdorf. Und das Unterdorf kam dann schon, da
116 kamen Kuriere, die dann gesagt haben: Hier seht euch vor, jetzt seid ihr dran, hier sind
117 sie durch. Und dann kamen die auch, ne. Und dann wurden dann eben erst mal die
118 Männer rausgeholt – wir Kinder und die jungen Frauen wurden schnell verkleidet nach
119 Möglichkeit und in die Kammern gesteckt, so in die Dachkammern, damit die uns nicht
120 fanden. #11:26#
121 So, aber dann wurde eben auch geschossen, bloß das haben wir nicht zu sehen gekriegt.
122 Männer wurden dort erschossen – einfach so, ne. Das war eben noch der Nachkrieg. Ja,
123 und von dort – ja wie wir wieder nach Hause gekommen sind, keine Ahnung, müssen ja
124 Zugverbindungen gewesen sein, dann doch irgendwie. Und dann hat meine Mutter ...
125 dann erfahren, dass man zurück kann. Das wurde uns ja damals auch zugesagt und
126 versprochen, wie wir rausgewiesen wurden. Und da hat sie wieder die Koffer gepackt
127 und da ging es wieder los in Richtung Heimat. So und unterwegs dann – und wieder die
128 Koffer schleppen. Da hat sie dann im Zug nach Dresden [lacht] – das war auch so ein
129 Begriff, muss ein Vorort sein von Dresden, Dresden-Potschappel (?). Und dort haben die
130 gesagt, dort kriegt man einen Rollfix. Meine Mutter wieder mit uns aus dem Zug raus,
131 ist nach Dresden-Potschappel (?) und hat den Rollfix. Und da haben wir unsere Koffer
132 dann drauf geladen. So, und dann ging's weiter in Richtung Grenze. Also Weißwasser
133 ist mir noch ein Begriff. In Weißwasser haben wir noch in einer Scheune – durften wir
134 unterkommen, hatten uns Bauern schlafen lassen und dann sind wir weiter Richtung
135 Grenze, sind aber nicht hingekommen, weil es dann schon klar war, dass das ... nichts

136 war. Das war eine Blase, die man da erfahren hatte, das gab es gar nicht. Aber die
137 Hoffnung war eben da, ne, dass man zurück kann.
138 Und da unterwegs war es so, dass wir laufen – also wir sind stückchenweise gefahren
139 und stückchenweise sind wir gelaufen. Wo eben nichts mehr war, musste man tippeln.
140 Und dann, mit dem Rollfix. Das war eben ein Glück, dass wir den hatten. #13:19#
141 Und kommen da durch ein Dorf und da schreit es auf einmal aus einem Haus, das gar
142 keine Fensterscheiben mehr hatte, keine Türen, alles nur mit Pappe vernagelt. Und da
143 war dort meine Tante, also von meiner Mutter eine Schwester gelandet, mit sieben
144 Kindern ... und ihrem Mann.
145 So. Und da riefen die, und ja – und da haben wir dann ... uns dort erstmal mit
146 niedergelassen und dort haben wir natürlich auch wieder Russen-Überfälle, aber die
147 waren nett mit uns, eigentlich, aber die hatten dann meine große Cousine gesehen ...
148 und da waren die in der Nacht wieder da ... #13:53#
149 So... ja und das war dann wieder ein Erlebnis, also mit versuchter Vergewaltigung, wo
150 wir Kinder dann eben verhindert haben, was ... ohne Ahnung zu haben. Und das war
151 wieder der Anlass, dass meine Mutter wieder Koffer gepackt hat und nun ging's zurück.
152 So, und da ... sind wir wieder in Richtung Erzgebirge, und sind dann in ... oh Gott, das
153 habe ich mir aufgeschrieben, weil ich das IMMER wieder vergesse, wie der Ort hieß,
154 wo wir dann gelandet waren, in einem Auffanglager [blättert in Unterlagen] #14: 28# ...
155 #14:37# Oh Gott, nicht Flöha, ich habe immer Flöha gesagt, stimmt gar nicht # 14:40#
156 [blättert weiter in Unterlagen] #14:48# jetzt habe ich `ne große Lücke ... Ist auch egal,
157 ne? #14:53# ... [blättert weiter in Unterlagen] Ist weg! #14:58#
158 #15:02# Ist jetzt weg, fällt mir – jedenfalls, dort war eben ganz erstaunlich, jetzt im
159 Nachhinein sage ich das, was da für Listen geführt wurden. Die Suchlisten. Und da hat
160 dann meine Mutter in dieser Suchliste, in diesem Auffanglager..., das war
161 UNWAHRSCHEINLICH, wenn man das heute im Fernsehen sieht, ist das vergleichbar,
162 Menschen über Menschen, Geschichte. Und dort waren wir vielleicht zwei, drei
163 Tage...Und dann hat meine Mutter wieder die Initiative ergriffen, und wie sie nun
164 erfahren hatte, dass ja ihre Schwester, Irma H., hier in Rückmarsdorf wohnt. #15:35#
165 Und die sind hier her gekommen mit einem Treck. Aber da meine Mutter immer alleine
166 losgezogen ist und auf den Treck nicht verlassen hat, also bei uns in der Stadt gab es
167 keinen Treck, wie auf den ... Dörfern, ... und da sind wir nun Richtung Leipzig.
168 #15:58#
169 Alles wieder gepackt. Also, es geht zu Tante Irma nach Rückmarsdorf!
170 So ... und da sind wir aber nicht schnurstracks hierhergekommen, irgendwie sind wir
171 dann an der Mulde gelandet, bei Wurzen irgendwo, aber ich bring das auch nicht mehr
172 so richtig zusammen. Und dort war WIEDER russische Armee. Und da wurde man
173 WIEDER dorthin verwiesen, da gab es an der Mulde, an diesen – Das war ja nun schon
174 Sommer, als wir hier ankamen. Juli, August glaube ich. Und da mussten – hatten wir
175 wieder einen Aufenthalt, ehe sie uns kontrolliert hatten, und dann weitergelassen haben.
176 Also DAS bringe ich dann aber auch nicht mehr zusammen, wie das dann weiterging.
177 #16:39#
178 Jedenfalls sind wir in Leipzig angekommen und von Leipzig aus sind wir mit unserem
179 Rollfix ... gelaufen ... und da erinnere ich, meine größte Erinnerung war ... der
180 Sandberg!
181 Das war eine Hürde. Ja, da hoch zu kommen. Und dann haben wir uns eben
182 durchgefragt und unsere erste Station war dann eben die Tante Irma und die wohnte bei
183 Knaus', an der Ecke, wo es in den Kindergarten runter geht ... Ja ... Knaus' Selma.
184 Und die hat uns noch mit aufgenommen, zu – Das waren nur oben zwei Zimmer, da
185 wohnte meine Tante mit ihrem Horst ... und wir drei kamen dazu. Und das waren zwei
186 kleine Zimmer, so eine Mansarde oben. Und da haben wir auch ein paar Wochen
187 campiert miteinander, ich mit dem Kopf voller Läuse ... Und da wollten sie mir die

188 Zöpfe abschneiden, das ist mir noch in Erinnerung, da habe ich gekämpft wie ein Löwe
189 und ... #17:38#

190 Ja, und dann haben wir ... es ging ja so nicht weiter. Und dann haben wir ... das Glück
191 gehabt, zum Bauer Sp. ziehen zu dürfen, ins alte Bauerngut. Und dort haben wir dann
192 etliche Jahre, also von 45 bis ... bis ... Anfang 50 ... 55 haben wir dann am Sandberg
193 gewohnt, bei F., wo heute F.s Rolf – bei seiner Mutter. Dort haben wir dann gewohnt.
194 Meine Mutter, meine Schwester und ich. Das ist eigentlich der Werdegang, wie wir nach
195 Rückmarsdorf gekommen sind. #18:19#

196 Ansonsten hatten wir eben viele Stationen ... mit vielen Erlebnissen, die man so gar
197 nicht mehr zusammenbringt, viele Bekanntschaften ... ja ... auch mit denen man dann
198 auch noch Verbindung hatte.... also, wir saßen alle im gleichen Boot, ja. #18:40#

199 I: Ja, Sie hatten ja schon ihre ersten Unterbringungen in Rückmarsdorf angesprochen.
200 #18:47#

201 B: Hm

202 I: Wie war denn dann Ihre Wohnung ausgestattet, die erste Wohnung, wo Sie dann -
203 #18:50#

204 B: [lacht]

205 I: oder wo Sie mit gewohnt hatten.

206 B: [lacht weiter] Was wir dort -

207 I: Ja, was Sie da hatten. #18:55#

208 B: Naja, da war eine alte Couch, da liefen dann die – wie heißen die, die Viecher? Es
209 war ein uraltes Bauernhaus, da war so eine alte, hier so eine gewellte Couch ... von
210 anno tobac. Und da liefen die Wanzen drauf rum. So, und da hatten wir zwei Betten [C
211 lacht]. Na, da konnten die nichts dafür.

212 C: Nein #19:16#

213 B: Und als ich das gemerkt habe und die Viecher da laufen sah, da habe ich meine
214 Schwester, die schlief auf dieser Couch, ich hatte mit meiner Mutter – rechts und links
215 hatten wir ein Bett. Und dann gab es einen Tisch, zwei Stühle ... ja ... Und wo ich die
216 Wanzen laufen sah, da bin ich in der Nacht aufgestanden und hab meine Schwester
217 wecken wollen, hat meine Mutter verhindert. Und da habe ich mich auf einen Stuhl in
218 die Mitte des Zimmers gesetzt, habe mich mit der Decke zugedeckt, weil ich mich so
219 geekelt habe, ja ... Nein, es gab gar nichts. Ja – Nein, da war nichts. #19:53#

220 Und unser Küchenschrank, das vergesse ich in meinem Leben nicht, da hatte meine
221 Mutter Munitionskisten zusammgebaut. Kleiderschrank gab es nicht und dann später
222 hatten wir noch ein Zimmer dazu gekriegt, und ja ... das war eben ... sehr primitiv ...
223 sehr primitiv.

224 Und ich ... , ja – als Kind schämt man sich dann, irgendwie, hatte unangenehme
225 Gefühle, weil wir SO arm waren. Wir hatten nur ... was anzuziehen, und das war's. Ja,
226 na und meine Mutter hat dann auf dem Gut bei Sp.s mit gearbeitet, ist dann mit auf das
227 Feld gegangen, ja. #20: 34#

228 I: Sie erwähnten ja schon bereits, dass sie auch in einem Auffanglager waren. #20:40#

229 B: Hm.

230 I: Könnten Sie mir bitte noch einmal die Umstände in diesem Lager beschreiben?

231 #20:44#

232 B: Weiß ich nicht viel. Naja, das, ja..... zusammengewürfelte Menschen, Kinder...und
233 Alte und Junge und – alles ... wenn man das heute im Fernsehen sieht, das ist ungefähr
234 vergleichbar. Und drum – ich konnte da eigentlich nicht darüber reden. Ich konnte da
235 auch nicht verstehen, wenn Leute dann eben ... Ich habe so etwas DURCHgemacht. ...
236 Bloß, das ist eben ganz weit unten, ne.... und das waren Erlebnisse, ja dass die ... aber
237 eben - und dann ist eben der Unterschied ja da, dass wir ... das gleiche Volk waren, ne.
238 Wir sprachen Deutsch, und hier ist es ja ganz anders. Und solche Mentalitäten, das -
239 was da nun eben zum Ausbruch kommt, das ist ja was ganz anderes, ne ...Das sind ja –
240 Die Erlebnisse sind wahrscheinlich noch gravierender als hier ... weiß man nicht! Nein,
241 sowas hab ich nicht erlebt, dass sie sich da nun bekriegt hatten. Weil meine Mutter
242 nirgendwo Ruhe hatte. Die wollte dann eine Konstante haben und nicht mehr da auf
243 andere angewiesen sein. Die ist nirgendwo lange geblieben. Die hat es einfach
244 getrieben ... die musste dort weg. Also wie gesagt, wir waren dort höchstens zwei, drei
245 Tage. Da gab es eben – da lagen die alle geschichtet. Und das hält man fast nicht aus.
246 #22:04#

247 Und dadurch, dass wir eben nur die zwei Mädchen waren und meine Mutter sehr agil
248 war und ... obwohl ... es für sie sicher auch ganz schwierig war, aber die musste das
249 eben irgendwie meistern. Und da war sie keine Ausnahme, das waren viele Frauen, die
250 dann alleine waren, ne, die ihr Leben dann meistern mussten in der Situation.
251 Ja, es war nicht schön, es war nicht schön. #22:32#

252 I: Ja. Sie sagten ja schon bereits, ihre Mutter hatte schon wie vorgepackt, faktisch.

253 #22:38#

254 B: Na ja ... Das stand ja im Raum, ne, dass der Krieg zu Ende geht. Und da sie immer
255 Feindsender gehört hat, da wusste sie Bescheid. Aber da habe ich auch schon vor Angst
256 gebebt. ... weil das ja – alle Wände hörten ja mit, das ist ... ja. Und da hatte die eben
257 schon – ja, einiges beiseite geschafft, aber es war umsonst. #22:59#

258 I: Insofern, erzählen Sie doch bitte, was sich nach Ihrer Erinnerung in der ersten Zeit
259 nach der Ankunft an persönlichen Gegenständen noch besaßen. #23:07#

260 B: Gar nichts. Gar nichts ... Gar nichts. Sachen, ein paar Sachen. #23:14#

261 I: Anzihsachen oder ... ? #23: 17#

262 B: Ja, weiter nichts. Nein, da KONNTE man nichts mitnehmen... wie gesagt, die hat ja
263 alles wegge – alles wieder ausgeschüttet. Nur das, was wir eben so an Nachtwäsche
264 oder Kleidung ... Tageskleidung und so, das ist mir in Erinnerung. Aber ansonsten ist
265 alles dageblieben, was kann man in drei Koffer tun? Das ist, wie wenn man in den
266 Urlaub fährt ... nicht anders.

267 Und dann sind sie eben zurück und haben eben die Betten geholt, dass man – ja ... das
268 waren Deckbetten und Kopfkissen, und das - aber ansonsten ... Es gab keine
269 Wertgegenstände, kein gar nichts, gar nichts.

270 Ein Kleiderstoff war vielleicht noch dabei. Mein Vater war damals in Frankreich. Der
271 hat schöne Kleiderstoffe geschickt. Das ist mir noch in Erinnerung ... ja. Da hatte ich
272 auch paar schöne Kleider, also ... ja, aber – Meine Mutter konnte gut nähen, und dann

273 hatte sie eben hier in Rückmarsdorf auch viele Freunde gefunden. Also wir sind hier –
274 Ich weiß nicht, ob das Ihre nächste Frage vielleicht wäre...[lacht] #24:23#

275 I: Ja, Sie sagten ja schon, Sie hatten im Erzgebirge, wurden Sie dann ja von einem
276 Ehepaar aufgenommen. #24:33#

277 B: Hm. #24:34'

278 I: Inwiefern erhielten sie denn Hilfsleistungen vom Staat oder eben von Einheimischen.
279 #24:39#

280 B: Kann ich nicht ... ja, nur ... nur, dass sie uns beigestanden haben, uns angehört
281 haben vielleicht, und uns auch mal mit Essen versorgt haben. Das ... aber ansonsten ...
282 ja. Also eigentlich: GUT aufgenommen. Also wir haben Zuspruch gefunden. Das schon.
283 Da war keiner böse, also es ist – Das war eben nur dieser Tag, als wir da verteilt wurden
284 und wo man das Gefühl hatte, man steht auf dem Viehmarkt, ne. Und ehe man da
285 jemanden findet. Wer ist da schon gleich bereit? Das war auch in Rückmarsdorf am
286 Anfang so. #25:18#

287 Das ... aber man hat keine direkte Ablehnung gefunden. Wie gesagt, bei Knaus' hier,
288 die hat uns noch dazu genommen, noch zu meiner Tante! Also es gab schon sehr viele
289 Hilfsbereite! DAS war die Hilfsbereitschaft und dann eben vielleicht auch zu gucken,
290 wo man da neu unterkommen kann, also das gab's schon! #25:40#

291 Aber wie meine Mutter zu Geld gekommen ist über die ganze Zeit, das weiß ich selber
292 nicht. Und dann war es ja so... DIESE Generation hat mit den Kindern nicht alles
293 besprochen. Die haben viel ferngehalten. Und ich habe dann – ... Gerade diese Flucht,
294 wurde ... glaube ich, auch tief versenkt. Was die Frauen untereinander geredet haben,
295 das weiß ich nicht ... wie mit meiner Tante. Oder dann gab es eben auch noch
296 Schwägerinnen, die in Bad Biebra wohnten. Da gab es schon Zusammenkünfte und wir
297 haben uns auch viel getroffen und haben alles möglich gemacht. Aber was die
298 besprochen haben? Uns haben Sie davon fern gehalten. Und auch meine Cousinen
299 wussten da nichts davon. Das war so! #26:26#

300 Das ist nicht vergleichbar mit den Eltern- und Kind-Verhältnissen wie heute. Heute
301 werden Kinder einbezogen, ne. Und schon zu – als ich ... Mutter wurde, oder als wir
302 Eltern wurden, da wurden Kinder eben auch anders behandelt. #26:46#

303 Die haben das alles in sich vergraben. Ich glaube so, das ist auch eine Form des
304 Überlebens, ne. Denn man kann daran ja auch zu Grunde gehen. #26:55#

305 Und das ist eben so, wenn man sowas wieder aufrührt, das berührt wieder. Wenn man da
306 jetzt in die Tiefe gehen würde und die einzelnen Stationen alle ausleuchten würde, das,
307 das ist ... auch selbst für mich eben – Darum wollte ich auch solche Bücher gar nicht
308 mehr lesen. Ich dachte immer, ich habe das selber alles erlebt, ich muss das nicht
309 noch ... , und auch wenn ich da Fernsehsendungen gesehen habe und dann denk ich
310 auch immer, was da so eingeflossen ist ... Wissen sie das alles wirklich und genau?
311 Das ist – manche haben ja da auch Einzelheiten, also ich – ja – Das möchte ich
312 eigentlich nicht so. Das rührt zu weit [räuspert sich]. #27:36#

313 I: ... Ja, ... Sie erzählten ja schon, dass Sie noch in Liegnitz mit einer Freundin von ihrer
314 Mutter untergekommen waren, oder auch dass Sie, als Sie wieder in Niederschlesien
315 waren, die Tante in dem ausgebombten Haus getroffen haben. Inwiefern hatten Sie denn
316 noch Kontakte zu anderen Vertriebenen? #27:56#

317 B: Na, hier innerhalb von – ... HIER hatten wir schon. Ja ... Die ganzen Verwandten,
318 die hatten wir ja dann wieder gefunden. Und dann hat man hier ja auch noch Leute

319 kennen gelernt, die auch aus unserem Kreis Guhrau waren, und da gab es dann auch
320 noch – wie gerade hier die Kr.s Erni, die stammt aus meinem Ort. Dann Sch.s stammen
321 aus meinem Ort, Evchen K., St.-Evchen, war auch aus meinem Geburtsort. Die haben
322 dort alle gelebt. Die haben wir dann hier alle wieder getroffen. Naja, und dann gab`s
323 eben auch neue Bekanntschaften, da hatten sich ja dann in Rückmarsdorf – konnten ja
324 nicht alle bei den – in den Häusern untergebracht werden, da waren ja dann diese – wie
325 hießen sie? Behelfsheime.
326 Also dort bin ich auch aus- und eingegangen. Ja, und da waren auch Leute aus Lauban
327 und Gutsbesitzer, die dort in so einer Hütte eingepfercht waren. Das war eigentlich –
328 gut, das war erstmal ein Notbehelf, aber es war – im Nachhinein, ja, es war grausam.
329 Eisekalt. Eine Holzbude. Wasser musste geholt werden, es war ja ohne Wasser. Da war
330 eine Wasserstelle. Ja, zu denen gab es schon – Und wir haben uns auch geholfen, aber es
331 war nicht so, dass einer – dass da die Bevölkerung, die einheimische Bevölkerung da
332 ausgeschlossen war. Die haben uns genauso geholfen.
333 Wir hatten, ja – Ich bin auch als – Ich hatte auch Freundinnen. Also ich bin eigentlich –
334 Ich kann sowas ... NICHT sagen, dass wir hier eine Ablehnung erfahren haben.
335 Überhaupt nicht. Gar nicht.
336 ... Was man aber aus dem Westen ... gehört hatte! #29:37#
337 Ja, da war das nicht ganz so konform wie hier. Hier war die Hilfsbereitschaft – aber
338 vielleicht auch nicht in jedem Fall. Das weiß man ja nicht. Meine Mutter ist ja dann
339 nach dem Westen gegangen. Die ist dann – Die hat hier schwer gearbeitet. Erst in der
340 Bauernwirtschaft. Dann war sie im Furnierwerk, Böhlitz Ehrenberg, und hat dort
341 wirklich schwer gearbeitet, drei Schichten ... Und hat uns auch noch unterstützt, und
342 gerade, wo dann Uwe klein war. Das hat sie auch noch gemacht. Und dann war
343 irgendwo das Maß voll. Und die hat dann ihre Freundinnen immer noch, also Bekannte,
344 gute Freunde aus Guhrau, die hat sie dann dort besucht. Sie durfte ja dann als in erst ...
345 wo die Mauer noch nicht geschlossen war, dann – gebaut war, da hat sie ja – durften sie
346 ja reisen, so. Naja und dann, eines Tages, kam sie nicht wieder, hat immer nur gesagt,
347 die leben anders und besser, und kriegte eine Rente vom Vater, ne. Und hier nicht.
348 Nichts. Und das war dann ... ausschlaggebend, ja. Aber für uns – also für mich ganz
349 furchtbar. Ich bin an jeden Bus, an jeden Zug gerannt, und meine Mutter kam nicht. Im
350 Nachhinein verständlich. Und sie hat uns dann auch unterstützt, weil sie das dann ja
351 alles – Aber schon diese Bürokratie, die dann eben - Wenn ich da den Ordner lese,
352 grauvoll, was da losging. #31:12#

353 I: Sie haben es ja schon angesprochen, dass Ihre Mutter in den Westen abgewandert ist.
354 Welche Unterschiede der Vertriebenen in Ost und West sind Ihnen genau bekannt?
355 #31:23#

356 B: Na, eigentlich das, was ich gesagt – ja genau? Ja, ich glaube Fremde wurden dort
357 schlechter angenommen als hier. Hier war – die Verbundenheit unter den DDR-Bürgern
358 war schon immer größer, ne. Damals waren wir ja noch nicht DDR, wie wir hierher
359 gekommen sind. Aber ... das hat sich, glaube ich, aber dann doch fortgeführt. Dass wir,
360 anders im Umgang miteinander – wobei, ich will sowas nicht generalisieren. Das ist –
361 das hat es sicher auch in gewisser Weise gegeben. Aber die Ablehnung war dort größer.
362 Bloß, wo meine Mutter dann dort war, dann hat sie aber auch durch den Frauenkreis –
363 sie ist dann wieder in die Kirche gegangen, das hat sich dann so ergeben, im Westen ist
364 das ja so. Wir waren eigentlich ... gottlos [lacht]... so genommen, und – ja, und das hat
365 sie dann aber hier ... hat sie gern in Anspruch genommen. Das gibt es heute nun auch
366 wieder hier. Aber ... ja. Und da hat sie eigentlich auch Anschluss gefunden, aber
367 scheinbar auch durch diesen Frauenkreis in der Kirche. Aber ansonsten ... Wir durften
368 ja nicht rüber fahren ... Meine Mutter, die ist dann zwar zu jeder Messe hierher

369 gekommen, wurde aber mitunter ausgewiesen, wenn sie spitz gekriegt hatten. Das ist
370 uns auch passiert. Meine Schwester hat extra Ihre Hochzeit so gelegt, dass sie zur Messe
371 heiratet. Und als das bekannt wurde, ist sie einen Tag vorher ausgewiesen worden. Sie
372 hat die Hochzeit nicht miterlebt. So. Ja ... naja ... Das war – ja, das gehört eigentlich
373 nicht zur Flucht, aber ist ein Stückchen Leben. #33:18#

374 I: Sie erzählten ja, dass ihre Mutter auch Kontakte zu Vertriebenen in der Kirche fand,
375 mitunter. Erzählen Sie bitte, ob es auch hier im Osten organisierte Kontakte gab, wie
376 Heimatstreffen oder – #32:29#

377 B: [fällt ins Wort] Die waren verboten. Die waren verboten! Es gab welche im
378 Untergrund, das weiß ich, Dass sich am Anfang welche getroffen haben. Aber das ist
379 dann irgendwie – aber verbürgen kann ich mich dafür nicht, wie lange das gedauert hat.
380 Aber im Westen gab es das.
381 Meine Mutter hat daran, glaub ich, auch mal teilgenommen. Und meine Schwester steht
382 auch mal drin. Aber ich selber ... [stößt Luft aus]. Nach der Wende ist das hier auch
383 publik geworden, da wurden auch diese Heimattreffen gemacht. Aber ich wollte das
384 eigentlich nicht. Weil, es war ja eigentlich festgeschrieben, dass wir es nicht wieder
385 zurückgewinnen können und auch nicht wieder zurück wollen. Und da habe ich gedacht
386 – und ich war, ja – und da habe ich gedacht – und wenn ich dann, ich weiß gar nicht
387 mehr, wie der hieß, dieser, der das angeführt hatte, aber der Name war mir immer – der
388 den ganzen Zirkus hier betrieben hat und gehetzt hat – und das ich wollte nicht. Davon
389 habe ich mich ferngehalten. Gut, man hätte jetzt ein paar Leute treffen können, aber ob
390 die nun gerade hier gewesen wären, hier in unserem Umkreis, das ist fraglich. Wer da
391 ganz oft hingefahren ist, das war B.s Karli mit seiner Sigrid. Die stammte aus Lauban,
392 glaube ich aber. Das sind dann wieder andere Kreise, ne. Das waren dann hier die
393 Guhrauer. Die haben sich dann in - irgendwo auch in der Nähe von Losau oder wie das
394 hieß, haben die sich getroffen – also ganz unterschiedlich. Und und dann ... Kr.s Erni
395 mit Gertel. Die sind da auch dauernd hingefahren. Aber das war dann – das war dann
396 nur für die Tschirnauer oder Lestner und ich hätte dann wieder Guhrauer ... ein paar
397 Schulfreundinnen hätte ich vielleicht gehabt. Und wen ich noch kannte, wen ich – was
398 ich noch wusste, die Verbindung habe ich dann aufrechterhalten. Bis sie gestorben sind.
399 Und eine hab ich aber nicht wieder gefunden, da habe ich dann auch noch nach Potsdam
400 und überall hin geschrieben. Da wusste ich noch ganz prägnant die Adresse, von ihrer
401 Mutter. Die stammte aus Lübben, hieß Margarete Kaiser, Lübben, Treppendorfer Straße
402 7 [lacht]...Und da habe ich gedacht, als Kind, da kommst du nie hin. Das war für mich
403 ganz ganz weit weg. Es gab ja – keiner hatte ein Auto und – na ja, aber jedenfalls aber
404 war die Hannelore, die hatte mich mal besucht hier in Rückmarsdorf und dann hat sich
405 das verloren. Und dann habe ich sie gesucht und habe sie nicht wieder gefunden. Und
406 da hätte ich nach Potsdam gemusst, da war aber Rolf schon tot. Und da war das für
407 mich dann auch – und da dachte ich, naja. Die heißt aber nicht mehr so. Die heißt jetzt
408 sicher ganz anders, die finde ich nicht wieder. So, na ja. Das war das. Und ansonsten
409 haben wir das alles...ja...mit meinen Cousinsen , mit der Verwandtschaft, und das
410 existiert heute noch, wenn die noch leben ... sind schon viele gestorben. Ja. #36:44#

411 I: Sie sagten ja bereits, dass Sie sich auch mit Ihren Cousinsen getroffen haben, ja oder
412 auch noch treffen. Erzählen Sie bitte, wie in der Familie über die Vertreibung generell
413 gesprochen wurde. #36:54#

414 B: Gar nicht. Nein, nicht. Wurde nicht darüber gesprochen. Wir haben mal, wir haben
415 mal hier diese Fahrten unternommen, und zwar schon ... [blättert in den Unterlagen]...
416 Das ist auch so was, hier haben wir mal 4000 DM gekriegt. #37:12#

417 Die Erfassungsbögen für Vertreibungsschäden für Heimatvertriebene. Da musste man
418 offen legen, was man hatte. Ja, was wusste ich? Meine Großeltern hatten ein Bauerngut,
419 aber ... das stand nicht mehr und ... das war ja nicht unser und – keine Ahnung ... was
420 da ... hat die Sigrid Bayer hat da noch mitgearbeitet, die hat sich da auch sehr engagiert.
421 Aber das war mir alles ein bisschen fern. Das wollte ich alles nicht. Ich habe gedacht,
422 das ist eine abgeschlossene Sache. Wir haben jetzt hier die Heimat gefunden und warum
423 soll ich jetzt – Wir haben die Heimat wieder besucht. Ich habe mich beruhigt, hab das
424 alles noch mal abgelaufen. Und das erste Mal sind wir ... mit meinen Verwandten, mit
425 meinen Cousinen und mit beiden Tanten, die eine aus Bad Biebra, dem Horst seine
426 Mutter, die ist auch noch mitgekommen, sind wir 1965 das erste Mal hingefahren und
427 wollten die Heimat wieder sehen. Das war noch zu DDR-Zeiten.
428 Und das zwei – und das war schlimm, das war GANZ schlimm. Da hatten die Polen
429 vor UNS Angst, ne, dass wir dort aufkreuzten. Die haben nun sicher gedacht, wir wollen
430 was zurückfordern, was wir gar nicht zurückfordern können. Die haben uns da praktisch
431 verjagt ...
432 Und das war sehr unangenehm. Und da wurden wir dann noch mit auf die
433 Landmannschaft ... geschleppt, da haben sie die Männer mitgenommen. Die mussten
434 dann bezeugen, die haben ja in unseren Pässen gesehen, dass wir aus der Gegend
435 stammen – und da – aber das hat sich dann aufgelöst, aber Ängste waren trotzdem da.
436 Und das zweite Mal haben wir es wieder gewagt. Und da hatte mein Mann, der war ja
437 dann bei der TAKRAF und hatte da Möglichkeiten in Görlitz ... ähm, Unterkünfte zu
438 besorgen. Weil die erste ganz schlimm war. Da durften wir in keine Gaststätte und gar
439 nichts. Da wurde noch geschlagen und gekloppt, da sind die Fetzen geflogen und da
440 haben die uns gar nicht in die Gaststätte gelassen, weil die Angst hatten, dass die uns
441 angehen. Aber da haben wir aber auch einen ganz großen Zuspruch, da waren dann noch
442 welche, die in Schlesien geblieben sind, also Deutsche, die haben uns dann eben den
443 Weg gewiesen und haben uns dann auch geholfen. Und das haben wir dann aber
444 vermieden und sind 75 praktisch in Görlitz in diesen ... na, diesen – Die hatten da
445 Wohnungen für ... wie nennen sie die? Die eine ganze Woche – oh Gott, jetzt hab ich
446 Wortfindungsstörungen. Die dann – für die Arbeiter, die eben – oh Gott, nein. Karl
447 Heinz ist immer auf ... auf Montage. Montagewohnungen hatten die [lacht] und die hat
448 mein Mann dann über ein Wochenende gekriegt, wenn die nach Hause gingen. Und da
449 hatten wir dort zwei Wohnungen und da haben wir dort geschlafen, haben uns dort
450 untergebracht und sind von Görlitz aus dann wieder heimgereist. Und haben noch mal
451 alles angeguckt und das war dann schon etwas besser. So. #40:24#
452 Na ja, da gab`s natürlich auch Erlebnisse, die für uns nicht schön waren ... weil, da war
453 in der Zwischenzeit – Polen sind ja sehr sehr sehr sehr fromme Menschen und sehr sehr
454 – die lassen keine Kirche neben sich. Da gibt`s nur Katholiken, und evangelisch.... also
455 die evangelischen Friedhöfe, die evangelische Kirche war ... abgerissen und da war ein
456 Parkplatz entstanden auf dem Markt, ja die gab`s nicht mehr.
457 Ja und da, natürlich sind dort eben auch Leute hingekommen, die nun wieder aus
458 Ostpreußen oder aus dem Gebiet ausgewiesen wurden, und die sie dort angesiedelt
459 hatten. Und das hat man dann eben dort auch gemerkt. #41:13#
460 Und das dritte Mal, da hatte mir dann mein Sohn, da war Rolf schon tot, da sind wir
461 zwei, das hat er mir zum 75. Geburtstag geschenkt, da haben wir eben noch mal
462 diesen ... diese Heimatfahrt gemacht, mit meiner Schwester. Die war dann
463 zwischenzeitlich auch im Westen und ist dann hergekommen, und dann haben wir sie
464 mitgenommen. So , und da haben wir uns alles nochmal angeguckt, aber die hatte kaum,
465 kaum Erinnerungen kaum...die konnte sich an gar nichts erinnern. Und ich bin dann
466 allein meine Wege abgelaufen. Na ja und ... da hatte sich auch viel verändert. Aber es
467 gab keine deutschsprachigen Leute ... da hatten dann - man konnte nichts erfahren.
468 Ich habe dann den Friedhof gesucht, der war weg. Und da hatten wir dann das Glück,

469 dass ... in der Gastwirtschaft, also da gab`s nur noch ein Gasthaus, ein Hotel, und da
470 sind wir auch untergekommen, das hatte Uwe alles vorher schon gebucht. Aber niemand
471 sprach Deutsch und dann hatten wir das Glück, dass da eine junge Frau saß, mit ihrer
472 Freundin, in der Gaststätte. Und die hörte uns Deutsch sprechen, und die haben wir
473 dann nach einigem befragt. #42:19#
474 Und die hatte mal in Westdeutschland gelebt. Und die hat ... uns dann eben – da bin ich
475 meine Fragen losgeworden. Und weil ich eben vieles vermisst hatte, ich hab den Weg
476 zum Friedhof kaum noch gefunden, ich hatte es nur geahnt. Ich sage: wo ist der
477 Friedhof? Ja, der ist eingeebnet worden, es war ein evangelischer Friedhof. Und ... da
478 hatten sie erst einen Kinderspielplatz drauf gebaut, unwissend, dass da vorher ein
479 Friedhof war. Das hatten sie dann wieder abgerissen und hatten nur noch Birken
480 hingestellt. Also es war nichts mehr vorhanden. Ich wollte meines Bruders Grab
481 besuchen ... war nicht mehr möglich. Und genauso war es in Lesten dann. Da gab es,
482 wo Evchen K. und die alle da, die ganzen ... was waren die? ... Na, das waren
483 irgendwelche Beamte, die dort gewohnt hatten, die waren auch ein bisschen separat,
484 und ... die hatten ... dort war auch ein evangelischer Friedhof. War auch alles platt
485 gemacht. Also das hat man in ganz Polen dann so gehandhabt, ne. Da waren sie sehr ...
486 ja ... da gab es kein Wenn und Aber ...Naja ... #43:36#

487 I: Sie hatten ja schon den Erfassungsbogen erwähnt. Aus welcher Zeit stammte der?
488 Und - #43:42#

489 B: [fällt ins Wort] Der hier? #43:43#

490 I: Ja, genau! #43:47#

491 B: [blättert in Unterlagen] Das war, glaube ich, '98, wenn ich mich recht erinnere
492 #43:50# [blättert weiter] ...ja..

493 I: Gab es denn schon solche Arten von Entschädigung vor 1989? #43:55#

494 B: Nein. Nein, ach wo. Aber irgendwie müssen wir ja über die Runden gekommen sein
495 [lacht]. Na, es gab was ... wir hatten ja keine Möbel, und wie wir in die ... auf den
496 Sandberg gezogen sind, zu F.s, da gab es aber irgendeine Stelle, wo ... von Leuten, die
497 aus – die den Wes – den Osten verlassen hatten, die nach dem Westen gegangen sind.
498 Und diese Wohnungen wurden leergeräumt. Und da gab es ein Zentrallager in Leutzsch.
499 Und da konnte man Möbel billiger erwerben, und dort ist meine Mutter wieder fündig
500 geworden und hatte dann so unsere ersten Möbel, dann – so eine Vi – es war mehr eine
501 Vitrine, so was hier, aber nicht mit vollkommen verglast, ... so was hat die dann
502 gebracht, ja, damit wir einigermaßen wieder – ... aber ... nicht mit mir besprochen!
503 Hm ... die hat gehandelt ... oder ich hab`s vergessen oder ich habe mich nicht mehr so
504 interessiert. Ich habe ja dann auch mein eigenes Leben ... angefangen, ne. Das war –
505 nur dann später ... war alles zu spät ... nachzufragen ... es gibt keine Antworten mehr,
506 was man verpasst hat ... ja. #45:19#

507 I: Sie sagten ja, dass Ihr Ehemann immer mit in Ihre alte Heimat gefahren ist und es
508 auch vielleicht mit organisiert hatte. War Ihr Ehemann ebenfalls ein Vertriebener –
509 #45:31#

510 B: [fällt ins Wort] Ein Flüchtling? #45:32#

511 I: ein Flüchtling – #45:33#

512 B: Nein. Flüchtlinge gab's nicht, es gab nur Umsiedler. #45:36#

513 I: Ja, Umsiedler, gewesen? #45:37#

514 B: Umsiedler ! Also das Wort war verpönt. Drüben, im Westen, war man ein
515 Flüchtling ... Ja ... Das war der Unterschied. Und ich habe auch schlechte
516 Erinnerungen noch, als ich meine Schwester betreut habe, im Krankenhaus – aber es
517 sind nicht alle so gewesen, ne. Aber es waren eben welche, die mir glatt weg, im
518 Krankenhaus, wo meine Schwester lag bis zum Tod, gesagt haben: Na, wollen Sie nicht
519 auch wieder die Mauer haben? ... Hm, solche Ansagen kamen und da habe ich gesagt:
520 Wissen Sie, mit Ihnen – ich habe hier ganz andere Sorgen, mit Ihnen diskutiere ich
521 solche politische Fragen überhaupt nicht. Da lasse ich mich gar nicht darauf ein. Aber
522 ich habe auch die andere Seite kennengelernt, die mich sehr unterstützt haben, ne, das
523 ist ... man kann nichts pauschalisieren, gar nichts. ...
524 Sehr hilfsbereite Leute, mit denen ich heute noch Verbindung habe in Düsseldorf,
525 aber ... ich hab das ErLEBEN ja nicht. Ich durfte ja nicht nach dem Westen fahren, ich
526 durfte nicht zur Beerdigung zu meiner Mutter fahren, wir durften nicht zu unserem
527 Sohn, als der operiert war, wir ... #46:42#

528 Ja das war die Seite der DDR, ne. ... Auch wie Uwe operiert worden ist oder so, das
529 – oder der Schwiegervater gestorben ist – doch dann gab es dann eine Möglichkeit,
530 aber das ging auch hier über – als mein Schwiegervater – der lebte ja schon ... seit dem
531 Krieg drüben, und ... als der gestorben war, dann durfte mein Mann auch erst mal nicht
532 fahren und dann haben wir uns das nicht gefallen lassen ... und da ist er eben - ... und
533 hat's dann auch erreicht. Aber da ging ... ging auch ...
534 Ein Tag Angst, was da alles abläuft. Was für eine Maschinerie! So ... ja, das fließt dann
535 aber alles ineinander rein, ne ... das sind sicher jetzt nicht so - #47:33#

536 I: Ja. Schildern Sie mir kurz, wie und auch wo Sie sich, also Sie Ihren Ehemann kennen
537 gelernt haben. #47:40#

538 B: Hier, über die FDJ ... [lacht] ... ja ... [lacht weiter]. Ja, der hat dann mal die FDJ-
539 Leitung gehabt und ... der hat ja dann auch in der Schule mitgearbeitet, so, der war
540 dann schon aktiv hier, ja ... dadurch ... Ja, auf dem Dorf ist das ja einfach. Da muss
541 man nicht weit gehen und braucht auch kein Internet [lacht] #48:08#

542 I: Ja, Sie hatten es ja schon angesprochen. Sie hatten Ihren Ehemann auch in der FDJ
543 kennengelernt. Erzählen Sie, wie wichtig es Ihnen war, sich A) in die neue Heimat
544 einzuleben...aber auch, ob das Einleben eher schwer war oder ob es Ihnen als Kind
545 leicht fiel. #48:28#

546 B: Es ist mir nicht schwer gefallen, glaube ich. Ja, ich hatte zwar – na ja, ich hab schon
547 heftige Verlusstängste gehabt, immer noch. Ich habe unter großen Angstzuständen noch
548 gelitten, durch die ganze Flucht. Das kann man ja gar nicht alles so beschreiben. Die
549 Angst die man auch unterwegs erfahren hat, die ganzen Etappen, die meine Mutter da
550 angestrengt hatte, ne. Da wurde nicht darüber nachgedacht, verkraften das die Kinder,
551 das ging gar nicht.
552 Aber hier in Rückmarsdorf, nein. Dadurch, dass ich auch sofort Anklang fand und
553 Freunde hatte, und wo ich auch mit in die Familie durfte, und auch meine Mutter gleich
554 Zuspruch hatte, also, das waren nicht bloß alles – das waren Einheimische, ja.
555 Und da ist mir das eigentlich nicht schwer gefallen. Und dadurch dass ich dann – na,
556 das war auch so eine Aufbruchstimmung nach dem Krieg. Da gab es dieses Kinderland.
557 Da habe ich mich sofort engagiert. Ich wollte Kindergärtnerin werden. So, und da habe

558 ich dann sofort dort mitgemacht. Und bin dann ... ja ... freiwillig. #49:34#
559 Also, wie das dann funktioniert hat, weiß ich gar nicht mehr. Wir haben dann die Kinder
560 aus dem Dorf abgefangen und haben die dann beschäftigt. Und dann ... ich sollte
561 Schneiderin werden, aber das wollte ich absolut nicht und ... hab eben darauf
562 bestanden, dass ich Kindergärtnerin werde. So und da – die Goldschmidt-Schule, die
563 war dann – ... ich war von `48 bis `50 da. Und vorher war ich in Rückmarsdorf im
564 Kindergarten als Helferin und war praktisch bei der Gemeinde angestellt. Da gab es 25
565 Mark [lacht] im Monat. Ja [lacht weiter]. #50:11#
566 Und da war dann Frau S., war dann schon zu Gange ... ja ... mit S.s hab ich auch mein
567 – ach so: Und dann war ich noch – wie der Kindergarten geschlossen wurde, ... da war
568 ich dann noch daran schuld, weil ... die Kindergärtnerin ... die stammte aus der
569 Gärtnerei, die hatte so einen schönen Namen, Hellgrit hieß sie. Und die war schön
570 kräftig, und da kamen Kinder mit ihrem Henkeltöpfchen noch in den Kindergarten, da
571 brachten die ihr Mittagessen mit, und die rührte und rührte und dann war eben schon
572 immer die Hälfte weg, hat alles Hellgrit gefuttert. Und das hab ich [lacht], das hab ich
573 eben beobachtet. Und das ging mir gegen den Strich. Aber ich kam da nicht gegen an,
574 und da bin ich zur Frau S., und hab der das erzählt, was ich beobachtet habe. Und da
575 wurde der Kindergarten dann geschlossen und da bin ICH schuld. So. Und da hatte ich
576 keine Arbeit mehr. Und da haben mich S.s ... in ihrem Haushalt aufgenommen, und
577 dort ... wurde ich ausgebeutet, ja [lacht]. Da musste ich mit aufs Feld, da hatte ja dann
578 Herr S. noch eine Neubauernstelle angenommen. Und da habe ich bis abends um neun,
579 halb zehn mit Tabackpflanzen gepflanzt und so. Und dann kam meine Mutter, und statt
580 mit der Faust auf den Tisch zu kloppen, da hat die noch mitgemacht, hat nicht gewagt,
581 sich zu vermaulieren. So war das! Ja. Na ja, und dann ging aber die Schule los und
582 dann ... war es das. Ja. #51:33#

583 I: Ja ... In der Schule. Wie würden Sie Ihre Schulleistungen beschreiben, und wie
584 wichtig waren Ihnen vor allen Dingen Ihre Schulleistungen? # 51:40#

585 B: Puhh ... Ich glaube, ein Streber war ich nicht. Ich glaube nicht. ... Nein. Ich wollte es
586 schaffen, und gut ist es. Ja, und ich wollte das einfach nur durchsetzen, ... dass ich –
587 aber dass ich nun Glanzleistungen, nein. Es war mir schon wichtig, einen Beruf zu
588 haben, und einen Beruf, den ICH gerne habe und eben auch gerne gemacht habe, ja.
589 Schmalspurpädagogie ... habe ich immer gesagt. Ihr kriegt mehr Geld und wir – [lacht].
590 Na ehrlich! So war`s. Hat man auch manchmal Wut.

591 I: Ja. Wie gesagt, Sie erwähnten ja schon die FDJ. Können Sie sich noch erinnern, in
592 welchen Sportvereinen, Kulturvereinen oder so etwas Sie engagiert waren?

593 B: Ich bin im Klampfenchor gewesen. ... Ja ... und der Klampfenchor ... – ja, meine
594 Klampfe ist aber weg. Die habe ich dann ... in Burghausen verloren, die habe ich nie
595 wieder gekriegt. Ja und da war ich praktisch, weil ich damals noch eine gute Aussprache
596 hatte, nicht sächsisch, auch nicht schlesisch. Also zumindest hier Lothar B. fand das. Ich
597 weiß nicht, ist Ihnen sicher noch ein Begriff? So. Und ... L.s Kurt ...die waren dann –
598 jedenfalls wurde ich dann ... auserkoren, immer die Ansage zu machen. Und wir hatten
599 aber vom Kindergärtnerinnenseminar, waren wir verpflichtet nach Unterwellenborn.
600 “Max braucht Wasser !“.... So. Und da – na das waren auch ganz – das war schlimmer
601 wie die Flucht manchmal noch, wo wir da untergebracht waren. Aber da waren lauter
602 Studenten, es war eigentlich schön, immer im Morast rumgeklettert. Und da war ein
603 Auftritt des Klampfenchors. Ich hatte zwar KEIN Geld, ich kriegte nur 35,- Mark
604 Stipendium. Und meine Mutter hatte auch so gut wie nichts. Aber ich habe es fertig
605 gebracht, nach Hause zu fahren, von Unterwellenborn nach Rückmarsdorf, um hier die

- 606 Ansage zu machen, beim Klampfenchor. Und dann bin ich wieder zurückgefahren.
607 So ... das ja. Und das haben wir dann, bis wir geheiratet haben, und der Junge da war,
608 haben wir das alles beibehalten.
609 Ansonsten ... in der FDJ bin ich nicht groß in Erscheinung getreten und andere
610 politische auch nicht. In die Partei bin ich auch nicht eingetreten, das wollten sie zwar
611 immer und dann wollten sie uns nicht mehr, Angestellte. Am Anfang schon und dann
612 hatte sich das aber erledigt. #54:18#
- 613 I: Sie sagten, Sie sprachen keinen niederschlesischen Dialekt... #54:22#
- 614 B: Nein.
- 615 I: Hatten Sie aber das Gefühl, in anderen Dingen vielleicht zu den Einheimischen
616 benachteiligt zu werden oder diskriminiert zu werden? #54:30#
- 617 B: [Verneinendes Räuspern]
- 618 I: Nicht. #54:32#
- 619 B: Nein. Die Frage hatte mir auch mal B.s Karli – irgendwer, die hatten das auch
620 gefragt. Ich sage: Na hier überhaupt nicht ! Wir sind hier gut angenommen worden. Es
621 kommt sicher auch auf die Menschen an. Aber ich habe das auch von anderen nicht
622 erlebt, dass die da sich beklagt hätten ... gar nicht. In der Schule, ja. Wir waren alle
623 irgendwie gleich. Und deshalb wollte ich auch mal nicht nach dem Westen. Ich wollte
624 gleich sein mit allen anderen ... Ja ... Ja ... das wollte ich nicht ... und – Na ja, wir
625 waren dann aber auch schon ein bisschen geschult, nicht, durch den Partei ... unterricht,
626 den wir dann noch hatten. Da ... hatte man den Kapitalismus ... ja ... in den
627 schlimmsten – und es hat sich ja auch bewahrheitet. Und so habe ich das eben ...
628 DAMALS gesehen ... und wollte nicht, obwohl meine Mutter drüben war. Ich wollte
629 das nicht. Und meine Freundin Christa ist ja auch – die hatte uns dann schon Arbeit
630 besorgt. Aber wir wollten nicht. Wir wollten nicht weg. #55:35#
- 631 I: Sie sprachen an, dass Ihnen die Gleichheit gefallen hat. Kam Eifersucht auf, im
632 Vergleich zu Besitzgütern von Einheimischen? #55:43#
- 633 B: Nein ...nicht mal das. Aber ich habe mich geschämt. ... Ich habe nicht gedacht, das
634 muss ich haben. Überhaupt nicht ... Gar nicht ... Und so geht mir das heute noch. Ich
635 habe auch kein Prestigedenken, heute noch nicht gehabt mit den Autos. Das war mir
636 Wurscht.... das einzige war, mit dem Trabbi und dem Wartburg schon ... [lacht]. Also
637 ich will damit nur sagen, dass eben die – ... nein . So ... Neid und – Die hatten alle
638 Einfamilienhäuser. Und ich bin bei F.s ein- und ausgegangen. Ich bin hinten bei Sch.s
639 Anita – die hatten ein Haus. Da war alles vorhanden. Bei St. auf dem Sandberg, die, ...
640 wo die Post drin war. Dann bei K.s Erika ihrer Mutter. Meine Mutter und die Frau W.
641 waren Freundinnen. Nein, da kenn ich – gar nicht, gar nicht. Aber wenn ich jemand mit
642 zu mir nehmen musste, in unsere „Armedei“ ... das hat mir weh getan. Aber nicht dann
643 – ja, ich weiß nicht. War vielleicht ein bisschen Schamgefühl da, keine Ahnung, weil
644 wir eben so absolut nichts hatten, gar nichts ... gar nichts. ... Aber ich war nicht
645 eifersüchtig. Ich habe auch nicht gedacht, das möchte ich haben. Es hätte auch keine
646 Möglichkeit gegeben. Wie wollten wir das schaffen? ... Das war absurd so ein
647 Gedanken ... nein. #57:06#
- 648 I: Ja. Sie hatten ja vorhin den Parteiunterricht erwähnt – #57:10#

- 649 B: Wie nannte man denn das? #57:14#
- 650 C: [flüstert] Parteilehrjahr. #57:16#
- 651 B: Das Parteilehrjahr, genau. ... Parteilehrjahr. Da hab ich immer Wut gekriegt, wenn
652 die kamen. #57:21#
- 653 I: Denken Sie, Sie hatten das speziell, weil Sie Umsiedler waren, oder ... #57:24#
- 654 B: (schüttelt den Kopf)
- 655 I: Nein. #57:25#
- 656 B: Das hat niemand gemocht. #57:26#
- 657 I: Wie konnte man sich das vorstellen, also ... wie lief diese Schulung ab? #57:33#
- 658 B: Die haben das selber erst mal studiert und dann haben sie was - irgendein Thema
659 rausgegriffen und das hat man sich das angehört und gut war es. Und wenn es über die
660 Hutschnur ging, hat man mal vielleicht was gesagt ... Auch mit unseren ...
661 Bildungslehrplänen da. Da habe ich auch manchmal aufgemuckt und habe gesagt, das
662 ist eigentlich nicht kindgerecht und nicht kindgemäß, überhaupt nicht ... Na ja ... ob
663 das dann nun – das werde ich jetzt nun vielleicht mal in meiner Kader – hier in meiner
664 Stasi-Akte finden. Die habe ich jetzt erst mal beantragt, durch irgendwelche Umstände.
665 Wir wollten das nicht. Rolf hat immer gesagt, das möchten wir nicht. Ich möchte nicht
666 Freunde zu Feinden haben. ... Alles eine schwierige Sache. Ja. Na ja, und jetzt habe ich
667 das aber durch irgendwelche widrigen Umstände – habe ich es eben doch gemacht. Weil
668 ich mich so geärgert habe. Vielleicht kommt so was dann doch mal. Ich habe, ja, ich
669 habe schon manchmal Probleme gehabt, weil wenn wir Arbeitseinsätze hatten – also ich
670 hatte auch im Kindergarten – also wir hatten ganz tolle Eltern. Die Arbeitseinsätze gab
671 es ja auch während der DDR-Zeit im Kindergarten. Da wurden eben Eltern mit
672 verpflichtet, also angesprochen, dass sie mit was – irgendwas mit aufräumen oder
673 anpflanzen oder was weiß ich – und haben die auch bereitwillig mitgemacht, und
674 dann ... wenn wir sowas hatten ... Boden ausräumen – wir hatten da das
675 Einfamilienhaus in der Schröderstraße. Und da kam dann Kontrolle. Und das eine Mal
676 war die Sp. da. So. Und da kamen die unten rein, und da habe ich gesagt, ganz laut: Was
677 will denn DIE hier. Wir brauchen niemanden zum Gucken, nur helfende Hände ... Und
678 da hat die keinen Ton gesagt. Aber es kam drin an und meine Kollegin wurde dann
679 reinbestellt, ... ob sie das gehört hätte von mir. Und da hat die gesagt: Ich habe nichts
680 gehört. So und da ist das im Sand verlaufen. Es ist möglich, dass so was in der Akte
681 steht, nicht. Aber ansonsten ... Ja ... Habe ich jetzt was – #59:37#
- 682 I: Nein. Nein. #59: 39#
- 683 B: Ja, ansonsten ... hab ich gerne hier gelebt, eigentlich ... Gibt nichts zu bereuen ...
684 Nicht, dass wir nach dem Westen – nicht nach dem Westen gegangen sind. Gar nichts.
685 Nur dass man eben dann, ... ja, nicht zu Besuch – oder dass sie mich haben draußen
686 sitzen lassen, als ich nach einem Visum gefragt habe, als meine Mutter gestorben ist,
687 solche Sachen. # 1:00:09#
- 688 Nicht, das war schlimm! Wo man oder wo ich – Das erste Mal durfte ich nach dem
689 Westen fahren, ... `87, als meine Schwester 50 war. Und DA habe ich Unterschiede
690 gemerkt. ... Mein Cousin, selbständig, der kriegte 10 Tage ... genehmigt. Da war ja die

691 Lockerung, das – ... und ich sitze ... beim Rat des Kreises, muss mir die Genehmigung
692 holen, dass ich fahren darf. Und da haben die gesagt: Drei Tage. Und da hab ich gesagt
693 – da saß die J. dort und der Kreisschulrat dort und ich saß hier in der Mitte. Und da habe
694 ich gesagt: Was drei Tage? Ich habe noch meinen ganzen Urlaub! Da bin ich einen Tag
695 dort, einen Tag – ... nein, einen Tag fahre ich hin, einen Tag bin ich dort, und den
696 nächsten Tag fahre ich zurück. Und mein Cousin, der ist selbständig, der darf 10 Tage
697 fahren? Na und da hat er mir – ich weiß gar nicht, H., oder wie hieß denn der? Weiß ich
698 gar nicht. Und der hat dann gesagt, wenn ich noch weitere ... Ansprüche stelle, dann
699 fahre ich überhaupt nicht! #1:01:15#

700 So ... Und dann hat er mir einen Maulkorb verhängt, dass ich nichts zu erzählen hätte.
701 So ... naja ... und dann komm ich auf die Polizei ... Und mein Horst, der ist vor mir
702 dran, und die Polizistin, die die Anträge übernahm, die hat dann gesehen, dass es die
703 gleiche Adresse war, und da sagt sie: Sie fahren zur gleichen Adresse? Ich sage: Ja, das
704 ist mein Cousin. Warum dürfen Sie nur drei Tage? Ich sage: Ja, Volksbildung. Da sagt
705 sie: Haben Sie keinen Urlaub mehr? Ich sage: ja, doch, ich habe noch meinen ganzen
706 Urlaub noch. Und die hat mir 10 Tage ausgeschrieben! Ohne die ... Volksbildung da ...
707 zu berücksichtigen. Also sie hat das einfach auf ihre Kappe genommen und mir ist
708 nichts passiert. Aber Angst hatte ich trotzdem ... Na ja. ... Solche Sachen. #1:02:04#

709 I: Denken sie auch, dass die Diskriminierung der Volksbildung eventuell damit zu tun
710 haben könnte, dass Sie ein Umsiedler waren? Oder... #1:02:12#

711 B: Nein ... Nein. Eigentlich nicht. Ich habe nur mal einen Fehler gemacht. Mein Vater
712 war in der Partei. Deshalb ist er auch zum Landratsamt gekommen. Der war – ja, hatte
713 sich dann eben, ja wie es eben hier auch passiert ist, ne – hat sich einfangen lassen. Und
714 da – ... DIE Diskriminierung, die habe ich erfahren bei der Einstufung mit dem ... was
715 hab ich vorhin gesagt, was ich gekriegt hab, 35 Mark als Stipendium. DAS habe ich
716 gemerkt. Das ist mir gesagt worden, das ist mir vor die Füße gefallen, weil ich ehrlich
717 war und gesagt habe: ja, er war in der Partei. Hätte ich ja nicht sagen brauchen, aber ich
718 wusste nicht, was danach kommt. Dass mir so was vor die Füße fällt. So, und dadurch
719 habe ich nur 30 oder 35 Mark gekriegt, und die anderen haben eben das Doppelte
720 gekriegt. Das war eine Diskriminierung! ... Aber gegen die konnte ich nichts
721 machen. ... Nein ... ja. #1:03: 11#

722 I: Gut ... Dann ... #1:03:13#

723 B: Ich hab viel gequatscht, ne [lacht] #1:03:15#

724 I: Also, danke für die Zeit und für das Interview. #1:03:17#

725 B: Ok. Ja ... es war Ihre Zeit. Es hat mich sehr gefreut. #1:03:20#

Anlage 5: Transkription II

*Interview mit Frau Eva R.; geboren 1933 in Hagelsberg (Kr. Gumbinnen, Ostpreußen)
aufgenommen am 30. 11. 2018 in Leipzig-Rückmarsdorf*

I = Adrian Seiffert

B = Eva R.

C = Ehemann von Eva R..

Erklärung der Zeichen:

#1:34# Zeitmarke
– Satzabbruch
... Pause von mehr als einer Sekunde
XXX (Versalien) hervorgehobene Betonung
/ / mehrere Sprecher sprechen gleichzeitig

- 1 I: Erzählen Sie doch bitte erst einmal, wie Sie Ihre letzten Kriegsjahre in Hagelsberg
2 erlebt haben. #0:38#
- 3 B: Wie – Also damals wir Kinder haben das gar nicht so schlimm empfunden, nicht.
4 Aber dann – wie es so war. Wir mussten dann, da war der Russe schon ziemlich nah
5 dran, und da hieß es schon, wir müssen weg. Und dann war Schluss auf einmal. Da
6 sagten sie wieder, sie haben ihn zurückgedrängt. Und jetzt – da waren wir noch paar
7 Tage zu Hause und dann ging es los, dann kamen die und da mussten wir innerhalb von
8 einem Tag Wagen packen, Pferdewagen. Und dann ging es los. Ja, dann sind wir
9 gefahren, aber wir sind nicht mehr richtig weggekommen. Von zu Hause schon – #1:29#
- 10 B: /aber/#1:29#
- 11 C: /Das war ja das/ #1:30#
- 12 B: /Da wurden/ – Wir hatten eine Bauernwirtschaft und das ist das, was ich
13 auch nicht vergesse: Ich weiß noch, die haben alle Türen aufgemacht: die Ställe, den
14 Hund rausgelassen, so einen großen Bernhardiner. Der lief noch ein ganzes Stück
15 hinterher und dann war er weg, nachher. Und das alles, das ganze Vieh ist so ... haben
16 wir gelassen und sind wir dann bis – ja, es ging ja immer stückchenweise und dann
17 mussten wir wieder warten und dann ging es weiter bis – wir sind dann bis zur
18 polnischen Grenze, so #2:08#
- 19 C: Und das war dann hier ... Mohrunen. #2:12#
- 20 B: Ja
- 21 C: Und dort – Die wurden ja dann praktisch vom Russen eingeholt, die Flüchtlinge. So.
22 Und dort war erst einmal Station. Dort durften sie – konnten sie ja nicht mehr weiter.
23 #2:24#

24 B: Wir mussten damals, weiß ich noch, die Pferdewagen alle runter von der Straße,
25 rechts und links. Und in der Mitte fuhren die Panzer. #2:33#
26 So. Und das ging nicht und da brannten schon die Dörfer und dann auf einmal waren die
27 Russen da. Da haben sie erst einmal meine Schwester vom Wagen heruntergeholt. Dann
28 kam sie wieder, total aufgeschlitzt alles, die Kleidung. Und dann kam sie wieder ... Und
29 dann waren wir im – Das ganze Dorf brannte. Und in dem einen Haus, wo wir waren,
30 waren viele Flüchtlinge. Da hat – mein Vater war damals – der hatte eine Verletzung,
31 einen steifen Arm. Der war nicht bei den Soldaten. Und da hatten sie – dann kamen sie,
32 wir hatten – da waren ja drei Kinderwagen waren drin. Mein Bruder war ja auch erst
33 acht Monate. Und dann haben sie meinen Vater erst mal rausgeholt. Der ging hinaus, da
34 haben wir bloß das Knallen gehört. Dann haben sie meine Schwester rausgeholt. ... Der
35 lag im Stall, mein Vater. Da haben sie die daneben vergewaltigt. ... Und so ging das
36 dann die ganze Zeit. Immer wieder die Frauen, die jungen Frauen. Und dann haben sie
37 sie mitgenommen, da war sie mal eine ganze Nacht weg und dann kam sie wieder. Und
38 auf einmal kam sie nicht wieder, da ging es ab. #4:06#

39 C: Sie war 15 Jahre damals. #4:07#

40 B: Ja

41 C: Und sie haben sie mit nach Sibirien genommen. #4:10#

42 B: Hm

43 C: Und was sie im Nachhinein nachher noch erzählt hat, ist ja dann, dass sie dann – Die
44 mussten eben dort arbeiten. Im Wald gearbeitet alles und so ... und – kann ich mal
45 weitererzählen? #4:23#

46 B: Ja

47 C: Und sie sind nachher von Mohrunge wieder bis Gumbinnen zu Fuß, so tageweise
48 oder wie lange es gewesen, sind die wieder bis nach Gumbinnen zurückgemacht. Aber
49 nicht in ihren alten Ort nach Hause, sind in Gumbinnen dann untergebracht gewesen.
50 #4:42#

51 B: Und ja – JA, nicht bloß Gumbinnen, auch mal im Nebenort #4:45#

52 C: Na ja, die haben – sie hat ja auch – das hat sie auch oft erzählt, die sind dann von
53 Gumbinnen aus, weil sie haben ja auch mit der Esserei Probleme gehabt, sind sie dann
54 nach Litauen auch, haben beim Bauern gearbeitet dort und haben sich dort ein bisschen
55 Esserei verdient, so Kartoffeln und was eben so gerade noch so war. #5:02#

56 B: Aber mit dem Güterzug #5:04#

57 C: Mit dem Güterzug #5:05#

58 B: /schwarz [lacht]/ #5:06#

59 C: /und während/ der Fahrt abgesprungen [lacht], auch noch eine Verletzung gehabt.
60 Und ja, das ist alles das, was sie mir eben erzählt hat. Sie ist jetzt – wollen wir mal
61 sagen – weil die ganze Sache jetzt, weil wir uns nun damit beschäftigt haben, sehr

62 beeindruckt auch. Ne, das ist eben auch alles nicht – darum hänge ich mich ein bisschen
63 mit rein, so was ... #5:26#

64 B: /Ja, das ist .../ #5:28#

65 C: /das, was ich ein/ bisschen weiß, ne #5:29#

66 B: das ist – ich meine, das ist alles vorbei, aber /es ist nicht/ #5:33#

67 C: /Ja, siehste.../ #5:33#

68 B: Es ist, ja ... #5:35#

69 C: Es war ja, das Schlimme war bloß, dass jetzt hier, wo die jetzt bis Mohrunge
70 gekommen sind mit ihren Pferdewagen, mit ihrem Treck, da war ja der Vater noch
71 dabei, wo der dann erschossen wurde und die Schwester weg. Ihr ältester Bruder war ja
72 schon mit 16 Jahren noch bei der Wehrmacht, der war ja auch nicht dabei mehr.

73 B: Hm. #5:55#

74 C: Sie waren unter – Ihr wart unter vier Geschwistern, wart ihr ja, wo ihr nachher dann
75 praktisch wieder zurück seid und dann hier in Gumbinnen noch oder Umgebung dort
76 noch euch aufgehalten habt oder gelebt habt #6:07#

77 B: Gelebt #6:08#

78 C: Die Schwiegermutter hat gearbeitet dort in der Landwirtschaft, die haben die ja
79 immer dazu benutzt, hier in der Landwirtschaft dort zu arbeiten oder was weiß ich. Die
80 haben alles machen müssen, die Frauen, die da dort noch mit waren #6:18#

81 B: So #6:19#

82 C: Na und dann gab – und das war ja alles nach '45, ja. Und die sind ja erst '48 sind die
83 erst nach Deutschland gekommen ... ja. #6:30#

84 B: Das war schon – #6:34#

85 I: Ja, dann schildern Sie mir bitte Ihre Situation unmittelbar nach der Ankunft in Leipzig
86 #6:39#

87 B: In Leipzig, ja. Wir sind – wir waren in Dresden #6:44#

88 C: Also angekommen sind sie mit dem Gü – , die wurden mit dem Güterzug bis
89 Dresden gefahren, jetzt. Und von Dresden aus wurden sie dann – da war ja der ganze
90 Güterzug voll – wurden sie dann aufgeteilt, hier, sagen wir mal, ganz Ostdeutschland, so
91 #6:59#

92 B: Wir waren in so einem Auffang/lager/ #7:01#

93 C: /Auffang – in Dresden/ #7:02#

94 B: /Da wurden wir/ hier erstmal untersucht
95 und dann auch ... und entlaust [lacht]. Das war immer .. alles, ja – und das war auch
96 bloß in so einer großen Halle, Stroh hingeschüttet und dann so eine Schüssel mit Wasser
97 und das war's dann. #7:23#

98 C: Und dann sind sie von Dresden aus nach Leipzig bis auf den – Wie das richtig
99 organisiert war, wer da den Hut aufgehabt hatte, oder was #7:32#

100 B: Ich weiß es gar nicht / mir ist das gar nicht aufgefallen/#7:34#

101 C: /Das kann sie auch nicht mehr sagen/, aber sie sind auf jeden
102 Fall – sie hat sich auch mit ihrem Bruder nochmal jetzt, nochmal abgesprochen – sie
103 sind praktisch von Dresden nach Leipzig auf den Hauptbahnhof und vom Hauptbahnhof
104 dann mit dem Auenschreck – ich weiß nicht, ob dir das was sagt – ja, wissen Sie [lacht]

105 B: Na! Bis Burg/hausen/ #7:47#

106 C: /Burghausen/ ja, bis Böhlitz-Ehrenberg, die Endstelle. Und in Burghausen in
107 den alten Gasthof, in den Saal. Und dann wurden sie von Rückmarsdorf von einem
108 ehemaligen Fuhrwerker abgeholt, bis ins Behelfsheim nach Rückmarsdorf. #7:59#

109 B: Und die Behelfsheime, die waren ja /nämlich/ #8:01#

110 C: /Die waren hinten Reichenberger Straße, in der
111 Clara-Zetkin-/Straße/ #8:05#

112 B: /Wo jetzt/ die Gärtnerei Nagel ist #8:06#

113 C: Wo jetzt – Nee, Reichenberger vielmehr. Wo jetzt die ganzen Eigenheime gebaut
114 sind. Die Behelfsheime wurden damals während dem Krieg noch aufgebaut, aber nicht
115 jetzt für die Flüchtlinge, weil sie ja nicht gedacht haben – wir hatten doch nicht damit
116 gerechnet, dass der Krieg mal verloren geht, aber für die Ausgebombten, die in der Stadt
117 Leipzig ausgebombt waren. Und die sind nachher – dann hat sich das nachher vermischt
118 mit Ausgebombten und 45 nachher mit den Flüchtlingen #8:32#

119 B: Ja das war schon ... #8:35#

120 I: Ähm. Ja, also genau. Da wären wir halt jetzt auch schon bei der nächsten Frage. Und
121 zwar: Wie waren Sie zuerst untergebracht, also beziehungsweise wie waren die
122 Behelfsheime ausgestattet. #8:47#

123 B: [lacht] Ich hatte es ja aufgeschrieben. Na/ #8:49#

124 C: /Heute/ würden sie sagen ein Bungalow #8:51#

125 B: [lacht] ... Eine Holzhütte Das waren zwei Räume ... ein Kohleherd drin und Stroh
126 hingeschüttet. #9:01#

127 C: Ich kenne sie auch noch. Ich bin zwar geboren ...weil ich immer ... Ich bin ein
128 geborener Rückmarsdorfer, hier. Ich kenne die Behelfsheime genau noch. Da war so ein
129 kleiner Eingang, ein Schlauch. Da war ein Zimmer und dann ging links noch einmal ein

- 130 zweites, ein zweiter Raum ab. In dem ersten Raum, dort war so ein Kohleherd drin und
131 #9:18'
- 132 B: Aber es war weiter in dem Raum nichts drin. Das haben wir uns nach und nach dann
133 erst einmal – Aber ... [lacht] ich weiß noch, ich hatte es ja auch ein bisschen
134 aufgeschrieben mal. ... Wir waren kaum da. Aber wir hatten ja dort in Ostpreußen
135 überhaupt keinen Unterricht. Gar nichts. Da hast du nicht einmal einen Bleistift gehabt
136 oder dass du etwas aufschreiben konntest. Und da sind wir nun hier hergekommen und
137 GLEICH den nächsten Tag kam der Schuldirektor. Der kam zu meiner Mutter. Da hat er
138 gesagt: Die Kinder müssen UNBEDINGT in die Schule. So. Ich hatte ja nicht einmal
139 – ... Ich war barfuß mit den Schuhen. Das war im Oktober. Das war – wir hatten nichts
140 anzuziehen. So und das – und jetzt sind wir dann – Und der sagt nun gleich in die
141 Schule. Da habe ich die beneidet, die zum Bauern arbeiten gehen durften ... Und ich bin
142 den nächsten Tag in die Schule. Da haben sie mich angeguckt. Ich weiß noch, meine
143 Freundin, heute noch, die mir sehr geholfen hat, die sagt noch: Ich hab gedacht, wie
144 kann denn die so in die Schule gehen. Barfuß und... in den Schuhen. So. Ja. Und da
145 hatte der Schuldirektor, der hat – der war so hartnäckig damals, der hat gesagt: Sie
146 müssen die Kinder unbedingt in die Schule schicken. Ich – mich hat er in die 8. Klasse
147 gesteckt. Ich war zu Hause in der fünften. Und wir hatten – bei uns waren alle Klassen
148 in einem Raum. So. Das war ja ein ganz kleines Dorf, wo wir gewohnt haben. Und jetzt
149 in die Schule. Die eine – die waren alle sehr nett, muss ich sagen, und aber die eine, die
150 hat gesagt: Die hat ja noch Stroh in den Haaren [lacht]. Ja, weil wir so im Stroh
151 geschlafen haben. So und jetzt die achte Klasse. Ich will mal sagen, sie haben mir alle
152 sehr geholfen. Bis auf einen Lehrer, der gesagt hat: Wenn du so dumm bist, da gehörst
153 du nicht hierin. #11:39#
- 154 C: Das gab es auch, ja #11:40#
- 155 B: Ja. Aber die anderen waren wirklich gut ... und meine Brüder, die hätten schon auch
156 so vierte, fünfte Klasse ... und die kamen in die erste. Alle beide. Und da sind die so,
157 muss ich sagen, innerhalb von zwei, drei Jahren so im Schnelldurchlauf von der ersten
158 bis zur /achten/ #12:07#
- 159 C: /Die haben/ immer bloß so ein halbes Jahr eine Klassenstufe gemacht und haben sie
160 dann immer /wieder/ #12:11#
- 161 B: /oder auch mal eine/ übersprungen, hatten sie auch. Na ja, die beiden waren sehr ...
162 #12: 14#
- 163 C: Na ja, aber /sie haben es praktisch/ #12:17#
- 164 B: /ehrgeizig/ [lacht]
- 165 C: mit zwei Jahren Verzögerung haben sie nachher – ihre Altersstufe – haben sie dann
166 in der achten Klasse den Abschluss gemacht. #12:23#
- 167 B: Ja #12:24#
- 168 C: Ja #12.25#
- 169 B: Ich weiß nicht, den Ulrich K., den kennen Sie vielleicht doch noch. #12:31#

- 170 C: Nein, glaube ich nicht #12:32#
- 171 B: Bisschen. So, Ja. Oder die Frau K., die Erika K.? ... Ja. #12:38#
- 172 C: Den Mann von der Frau K. #12:40#
- 173 B: Hm? #12:41#
- 174 C: [etwas lauter] Ich sage: den /Mann von der, von der Erika K./ #12:45#
- 175 B: /na ja, das war/ Und ich will mal sagen – und die haben es ja gut geschafft, muss ich
176 sagen. Und ich muss ganz ehrlich sein, [lacht] ich habe nachher in der Berufsschule
177 dann – Ich hatte eine Lehrstelle auf der Gemeinde bekommen ... als
178 Verwaltungsangestellte und da habe ich nachher, die Berufsschule, die hat mir viel
179 gegeben. Da habe ich wieder manches, wieder nachgeholt [lacht] ... Ja, ich will mal
180 sagen, wenn man bisschen älter ist, da sieht man die Sache auch ein bisschen anders. Ja.
181 Als – wir wollten ja – und meine Mutter, die war, die hatte mal gesagt: Seid froh, dass
182 ihr in die Schule gehen dürft, sagt sie. Wir, sagt sie, wir haben damals beim Lehrer die
183 Kartoffeln gelesen und solche Sachen, nicht, in der Landwirtschaft. Sie sagt: Ihr dürft
184 lernen und das müsst ihr nutzen. Ja. #13:46#
- 185 I: Sie hatten jetzt das Thema Schule ja schon angesprochen und auch das Wollen.
186 Erzählen Sie mir doch bitte, wie wichtig es Ihnen war, sich in die neue Heimat, also
187 Leipzig, einzuleben. #13:59#
- 188 B: Ja, also, ich will mal sagen ... man hat ja in der Schule erstens mal, ER, der
189 Schuldirektor hat erstmal dafür gesorgt, dass wir in die Schule gingen. Erst war's
190 bisschen komisch und dann nachher, so nach und nach, muss ich sagen, da haben wir
191 uns in der Schule doch wohlgefühlt, weil sie alle auch dann einem geholfen haben und
192 dann #14:26#
- 193 C: Und dann hatte sie auch eine persönliche Freundin gehabt, /eine
194 Schulfreundin/#14:29#
- 195 B: /Ja, die hat sehr geholfen. Ja/. Und... aber – und das war auch wichtig. Ich will mal
196 sagen, ich hab damals die Berufsschule ... und da hieß es: wir haben ... so kein Geld
197 gehabt. Meine Mutter, die ging arbeiten und dann kam mein ältester Bruder dann noch
198 her von Mecklenburg. #14:56#
- 199 C: Na ja, der war von der Gefangenschaft oder wo die – , war der in Mecklenburg dort
200 bei einem Förster auch aufgenommen worden, im weitesten Sinne. Und der hat – ist ja
201 praktisch nachher erstmal durch eine Suchgeschichte oder über Verwandtschaft aus den
202 alten Bundesländern haben die sich erstmal gefunden wieder #15:16#
- 203 B: Ja
- 204 C: Und der Bruder ist nachher auch nach Leipzig gekommen mit. #15:21#
- 205 B: Ja und ich wollte dann auch lernen. Ich dachte, dann verdienst du auch ein bisschen
206 Geld und so, dass du was hast. Ja. Und dann – das war schon gut. Also mir hat die
207 Schule viel gegeben und meine Brüder auch. Alle beide. Ich hatte es ja mal

208 aufgeschrieben, die waren sehr, sehr eifrig, muss ich sagen. Die haben sehr gut
209 mitgemacht. Im Gegensatz zu damals – mein kleiner Bruder, der bloß ein Jahr alt war,
210 als der Russe kam, der hat natürlich alles Mögliche versucht, um die Lehrer
211 auszutricksen [lacht], weil der ja nun so... aber die anderen, die waren schon – war gut
212 '16:08'

213 I: Wie wichtig waren Ihnen gute Schulleistungen? #16:12#

214 B: Ja, na wenn – mit guten Leistungen da ist man ... kommt man weiter und da ist man
215 ja auch ein bisschen angesehen. #16:23#

216 I: Welche Arbeit hatten Ihre Eltern – also bzw. Ihre Mutter gleich nach der Ankunft.
217 #16:28#

218 B: Erst war sie beim Gärtner ... hat sie gearbeitet und dann war sie noch in der RÜMA,
219 nicht.#16:36#

220 C: Was die Blechverarbeitung (?) hier war. RÜMA Leipzig. #16:40#

221 B: Sie hatte ja im Grunde ja auch nichts weiter gelernt. Sie war – #16:43#

222 C: Hausfrau, Bauernfrau #16:45#

223 B: Bauern – Haus – ja. #16:46#

224 C: Aber die hat beim Gärtner gearbeitet. Das waren ja /Behelfsheim/ #16:52#

225 B: /Aber das – / #16:52#

226 C: hinten und da war die Gärtnerei Nagel, die ist heute – na ja, die Gärtnerei gibt's nicht
227 mehr, in der Reichenberger Straße (?) oben und das bot sich an. Ich meine, die haben sie
228 auch unterstützt, die Flüchtlinge. So ein bisschen mal mit Gemüse oder was hier ab –
229 hier #17:07#

230 B: Ja #17:08#

231 C: hier übrig geblieben ist. Und dadurch hat sich dann auch eine Verbindung aufgebaut.
232 Und da war sie erst beim Gärtner und dann in der RÜMA. Und dann hat sie weiter ...
233 nach der RÜMA hat sie dann später nachher noch – #17:20#

234 B: in der Wäscherei gearbeitet. #17:22#

235 C: Ja #17:23#

236 B: Ja, das war eben das Schlimme. Wir kriegten keine Waisenrente. #17:30#

237 C: /Ja, das ist das/ #17:31#

238 B: /Wir hatten ja nichts/. Wir konnten es nicht nachweisen ... dass gezahlt wurde. Und
239 das, das fand ich so ... hart. Die ... hier, ein Cousin jetzt, der auch so alt ist wie ich,
240 aber damals die Eltern, die waren, die sind noch vor den Russen, nach'm – #17:52#

- 241 C: Na, die sind ohne einzuholen sind die noch nach #17:54#
- 242 B: /nach/ #17:55#
- 243 C: /Deutsch/land rein und die sind in den alten Bundesländern haben die – sind die
244 gewesen dann. #17:58#
- 245 B: Und da hatten die, die hatten auch wieder zu Hause eine Bauernwirtschaft und dort in
246 Jerxheim auch wieder. Und die kriegten die Bauernwirtschaft /... bezahlt/ #18:09#
- 247 C: /Die kriegten Entschädigung/ #18:09#
- 248 B: Und kriegten – das war... Ja und das... Und hier bei uns. Uns haben sie das nicht
249 einmal abgenommen. Meine Mutter, das war SO hart. Ich .. Wir waren ja im Grunde
250 genommen fünf Geschwister hier. Der eine hat ja nun schon verdient, aber so die
251 anderen. Und jetzt alle beide hier, der Ulrich und der Reinhard, dass die alle beide auch
252 nun Studium gemacht haben. Da war es ... das war immer – ja, das war hart. #18:41#
- 253 I: Was studierten die? #18:42#
- 254 B: In ... der #18:46#
- 255 C: Bitte? #18:47#
- 256 I: Was studierten die, also – ? #18:48#
- 257 C: Ähm, der Uli, der war ja bei der Reichsbahn. Der hat Maschinenbau oder was, will
258 ich dazu sagen mal. #18:54#
- 259 B: Ja, ja #18:55#
- 260 C: Und der andere, hier der Reinhard, der war auch bei der Bahn, aber eben im
261 Fahrdienst. Der ist in Eisenach gewesen, der war dann hier Dispatcher im
262 Reichsbahnamt. Und die haben – aber was das jetzt für einen Studiengrad kann ich jetzt
263 nicht genau sagen. Aber sind – Der Uli jetzt hier, K., der war dann ja – das gehört zum
264 RAW draußen in Engelsdorf. Und zwar war das aber so ein Forschungsinstitut. Er war
265 dem Ministerium für Verkehrswesen unterstellt, wo er – das war zwar im Objekt
266 drinnen dort, aber die waren für sich. Die haben so eine Neuentwicklung gemacht, hier
267 für die Reichsbahn, direkt. Na, ist schon Technik. Der ist damals – hat noch sein Diplom
268 gemacht im Fernstudium. Und ... ja, das ist. Jetzt den genauen #19.50#
- 269 B: Ja #19:51#
- 270 C: Grad kann ich jetzt auch nicht – aber jedenfalls war der auf der TU oder TH in
271 Dresden. #19:57#
- 272 I: Ja. In welchen Vereinen, also Sportvereine, Kulturvereine oder so haben Sie
273 mitgewirkt, oder auch politische Organisationen? #20:07#
- 274 B: Also gleich ... [lacht] #20:09#

- 275 C: Genau wo du auch mal warst. #20:11#
- 276 B: [lacht] Beim Handball. #20:12#
- 277 I: Aha. Ja? Okay. #20:13#
- 278 B: Nein erst haben wir – ich war erst – ja, das war der Sportverein. Aber ehe ich
279 Handball gespielt habe, habe ich erstmal hier bei Lohmann, hier bei Wolfgang zum ...
280 #20:27#
- 281 C: Gymnas – hier Turnen. #20:29#
- 282 B: Geräteturnen. Ja. #20:31#
- 283 C: Geräteturnen. Haben sie auf dem Sandberg nachher vom Übungssportverein ... auf
284 dem Saal oben ... auf dem Sandberg oben ist noch hier, wo jetzt der Holzhändler
285 drinnen ist. Da haben wir früher immer unsere Sportveranstaltungen gemacht. Und da
286 haben sie auch hier ... turnen – so eine Turnerriege war das [lacht] #20:47#
- 287 B: Ja, das war so ... #20:50#
- 288 C: Im weitesten Sinne über damals die SG. Wir haben ja auch erst wieder angefangen
289 '49 – '48 mit dem Handball, jetzt mal so. Und dann wurde die Sportgemeinschaft
290 gegründet und ... ja ... Da waren wir ja alle zusammen #21:07#
- 291 B: Ja, also ich will mal sagen, der Sport, das war schon gut. Wir sind ja auch jetzt
292 immer noch dabei [lacht] #21:15#
- 293 I: Sie hatten ja schon Ihre Schulfreundinnen angesprochen. Kamen die aus
294 Rückmarsdorf, also waren die gebür – #21:20#
- 295 B: Ja. Das war hier von F. ... #21:25#
- 296 C: Na ja, vom Ententeich. Frau S. Ich weiß nicht, ob Sie die manchmal kennen, die jetzt
297 hier im Bahnhof wohnen, unten. S. #21:35#
- 298 B: Hmm. Die Bärbel S.. #21:36#
- 299 C: S. Ja. #21:37#
- 300 B: Die hat mir sehr geholfen, muss ich sagen. So mit vielen Sachen. Auch dann, wo ich
301 nachher zur Berufsschule gegangen bin und mit der Buchführung und mit allem, da hat
302 mir dann der Vater, hier, der alte F., der hat mir auch viel geholfen dann oder mal
303 erklärt, wenn ich was nicht wusste. #22:00#
- 304 I: Ja. Beschreiben Sie mir bitte, wie sich allgemein die Einheimischen Ihnen gegenüber
305 verhielten nach der Ankunft. #22:10#
- 306 B: Das war ein bisschen unterschiedlich, aber so im Allgemeinen waren sie alle ...
307 eigentlich auch jetzt im Behelfsheim ... Neben uns im Behelfsheim wohnte eine – eine
308 Ältere schon, die hat genäht. #22:27# Und dann hatte ich – und wir hatten ja auch nun

309 weiter nichts anzuziehen und die hat uns wirklich viel geholfen. Da hatte ich mal
310 einfach ... ein Kleid von der einen Bewohnerin gekriegt. Ein Kleid, weil ich nun auch
311 zur Konfirmation nachher und so. Und die hat mir das passend gemacht und geändert
312 und solche Sachen. Ich will mal sagen, so direkt, dass ... Im Allgemeinen, ich will mal
313 sagen ... Ich weiß nicht, ich bin wahrscheinlich auch ein bisschen ... vielleicht ein
314 bisschen pflegeleicht, oder was. Ich habe es so genommen, wie es gewesen ist und das
315 hat meine Mutter auch gemacht und es hat ihr auch immer geholfen. #23:17#

316 I: Ja ... Sie hatten gesagt, es war unterschiedlich, also wie sich die Einheimischen
317 verhalten hatten. Waren Ihnen unschöne Situationen oder so bekannt? #23:34#

318 B: Ja, eigentlich ... nicht so. Das ... war vielleicht jetzt mal ... so in der Schule, oder
319 was. Aber sonst jetzt im Allgemeinen nicht. So ... #23:49#

320 C: Wir waren in Rückmarsdorf eigentlich, ich meine ob das damals, wo der ... am 4.
321 Dezember '43, hier der große Bombenangriff (?) unmittelbar auf Leipzig. Denn wir
322 haben ja – Da war die dreiviertelste Schule war mit untergebracht und wir hatten keinen
323 Unterricht oder bloß in engen Räumen. Wir waren eigentlich – ich kann eben im Ort so
324 die richtige negative – gut, da hat es bestimmt mal was gegeben. Aber so in MEINEM
325 persönlichen Umfeld und was sie wahrscheinlich auch erlebt hat, dass sie direkt ganz
326 was Negatives – #24:20#

327 B: Nein, eigentlich /nicht/ #24:22#

328 C: /Eigentlich/ nicht gewesen #24:24#

329 B: Und die ... und die #24:27#

330 C: Da war das #24:28#

331 B: Und die über irgendwas gemeckert haben, na die hatten eben #24:31#

332 C: Bloß nochmal kurz. Sie sind '48 gekommen. Gekannt haben wir uns schon, seit – wo
333 es mit dem Sport losging. Ich habe sie ja schon in der Schule auf dem Schulhof auch
334 den ersten Tag schon gesehen. Da könnte ich mich heute noch erinnern und – da habe
335 ich dann schon immer manches Mal hinterher noch gesagt: Mensch wenn ich das
336 damals geahnt hätte, dass wir mal zusammen sind, da hätte ich ... mein Pausenbrot mit
337 geteilt. #24:49#

338 B [lacht]

339 C: Aber das war eben dann auch wieder – aber wir sind ja dann seit 1954 zusammen...
340 Ne, das ist – geheiratet haben wir 58, aber seit 54 sind wir – das ist dann – Sie haben
341 es eigentlich ganz gut – Die ganze Familie hat sich in den Ort gut eingelebt, haben auch
342 dann danach nachher auch sich eben auch im Sport oder gesellschaftlich auch in der
343 Richtung ... nicht politisch, sondern gesellschaftlich mehr so oder weniger, auch mit
344 eingebracht ... #25:21#

345 B: Ich hatte /auch damals – #25:22#

346 C: /Ihre Brüder haben ja/ alle drei... alle vier Handball gespielt mit, die jetzt noch mit
347 hier waren #25:27#

348 B: Also als ich hier auf der Gemeinde gelernt habe, da war der damalige Bürgermeister,
349 der sagte hier – es war nicht viel auf der Gemeinde, da hattest du nicht so – und da sagt
350 er: Ich versuche mal, einen Platz auf dem Finanzamt zu bekommen, hier beim Rat des
351 Kreises. Und da hat er mich vermittelt und da bin ich dann nachher dort nach Leipzig
352 [unverständlich] ... War ich auf dem Finanzamt, ja... bis ich dann aufgehört habe, wo
353 meine Tochter geboren wurde und so lange... #26:04#

354 I: Sie hatten jetzt schon die Schule mit erwähnt. Wir gehen nochmal zurück. Sie hatten
355 ja gesagt, Sie kamen 1948 hier in Leipzig an. #26:11#

356 B: Ja. #26:12#

357 I: Ging Ihre Flucht denn drei Jahre lang oder gab es dann noch – also einen Auslöser für
358 die zweite Flucht. #26:19#

359 B: Nee. Also wir sind damals hier bis da geflohen, #26:25# ... Aber dann waren wir
360 eben in der russischen Besatzung, ja. Die war in Ostpreußen, /das hat ja da, wo sie jetzt
361 auch/

362 C: /Die Russen arbeiteten dort alle./ #26:37#

363 B: Und damals, ich muss sagen, als wir dort – ... Also es gab – da gab es keine
364 Regeln. Ich will mal sagen. Wir kriegten – Meine Mutter brachte mal was zu essen mit,
365 mal ein bisschen was. Und alles andere – Wir gingen, die gingen alle betteln. Beim
366 Bäcker stand eine Schlange ... und – aber meine beiden Brüder, die sind – die haben
367 sich immer verdrückt, die haben nicht – das ging einfach nicht. Bei mir auch nicht. Ich
368 muss sagen und dann ... wir haben gelebt, wir haben Brennesseln gegessen.
369 Brennesseln und alles, was wir gefunden haben, Kartoffelschalen, alles und
370 [unverständlich] #27:24#

371 C: Und du hast vergessen, wo du bei / deinen Russen/ [unverständlich] #27:29#

372 B: /Futtermüden/

373 C: hier, /Magd, Mädchen/ gemacht, #27:31#

374 B: /Und dann habe ich bei/

375 C: Dienstmädchen #27:32#

376 B: bei so einem russischen Offizier – Die hatten auch, die Frau – ich will mal sagen, die
377 waren eigentlich ganz nett. So und da habe ich dort mal gearbeitet und – #27:47#

378 C: als Hausmädchen #27:49#

379 B [lacht] Und wenn der Mann nach Hause kam und der wollte ... baden oder was. Das
380 war ja eben das, weil alles kaputt war. Da gab's keine Spülung mehr und keine Toilette,
381 kein Bad und nichts. Und wenn der baden wollte, dann bin ich hier ein ganzes Stück bis

382 zum Bahnhof gegangen mit zwei Eimern und habe Wasser geholt. Bin ich bestimmt so
383 zehn Mal gelaufen immer mit den Eimern. Treppe hoch und so. Aber wenn er nach
384 Hause kam aus der Kaserne, dann – ich habe ja nun im Wohnzimmer geschlafen, dann,
385 wenn ich nicht nach Hause gegangen bin. Da hat er mir dann manchmal noch seinen
386 Mantel draufgedeckt, dass ich nicht friere. Ich meine, sie waren eigentlich nett, so. Aber
387 dann. Ja. ... Aber es war keine Ordnung, nichts ... Wer – ... Krank werden durfte
388 keiner. Also wer krank war, der /war selber schuld/ #28:56#

389 C: /Das ist/ ja eben die Flucht, die sie erlebt hat, das ist ja nicht so eine, die im Vorfeld
390 weggegangen sind, wie gerade von Schlesien und so oder auch die von Ostpreußen,
391 hier, wie ihr Cousin, der eben aus dem Nachbarort gewesen. Sie sind eben, sagen wir
392 mal, ein paar Stunden oder paar Tage oder einen Tag länger weg gewesen. Aber die sind
393 dann nicht schnell genug gewesen. Die hat der Russe eingeholt. Das ist eben das – Hier
394 und in Mohrunen. Und da sind nachher, wo ... die ganze Sache dann mit ihrem Vater
395 passiert ist, die Schwester war weg. #29:25#

396 B: Ja #29:26#

397 C: Da haben sie sich, wo die nachher zurück nach Gumbinnen wieder sind, auf dem
398 Postamt gewesen, dort haben sie erstmal #29:32#

399 B: Ja, nein, du musst erstmal sagen: Da .. wir hatten damals ... noch zu Hause auf dem
400 Bauernhof, da waren so Einquartierungen, da waren mal Soldaten. Und der eine, der
401 stammte von Essen. Und der war froh, dass er was zu essen gekriegt hat. Und dann hatte
402 er geheiratet und dann hatte meine Mutter die Adresse und da hat sie denen auch dann
403 mal was zu essen geschickt, ein Paket, mal bisschen aus der Landwirtschaft. Und die
404 haben uns geschrieben und ich will mal sagen, jetzt ... die hat sich immer gemeldet bei
405 uns dann. Und da hatten wir auf der – in Gumbinnen auf dem Postamt war so ein Berg
406 Briefe. Da haben wir nun drin rumgewühlt und geguckt und da hatten wir von ihr auch
407 einen Brief gefunden. So. Und genauso meine Schwester, wo sie von Russland kam, die
408 wusste ihre Adresse. Und der Hans, als der aus der Gefangenschaft kam, der wusste
409 auch die Adresse. Und dadurch haben wir uns ... ja... #30:54#

410 C: Und die Schwester ist ja dann in ... in Westberlin gelandet, nachdem die wieder
411 zurückgekommen ist #31:00#

412 B: Ja.

413 C: Die war ja /auch dann/ #31:02#

414 B: /Die war total/ #31.03#

415 C: /runter/

416 B: /unterernährt/ und da haben sie sie zurück – und dann hat sie noch so bei so einem
417 Arzt-Ehepaar hier im Haushalt, was sie hier gemacht hat. #31:14#

418 C: Und dann war sie in der Bäckerei, wo sie dann gearbeitet hat. Die haben sich eben
419 über die Adresse von Essen aus, von der Frau, haben die sich dann alle wiedergefunden
420 #31:26#

- 421 B: Die hat uns sogar noch – war's zu DDR-Zeiten? Ja, als meine Mutter – meine Mutter,
422 die ist – wann ist die gestorben? 83? #31:41#
- 423 C: Dreiundachtzig. #31:42#
- 424 B: Dreiundachtzig. Ja, die war gerade gestorben, da kam Weihnachten ein großes Paket
425 aus Essen. Da hatte die nun so [unverständlich] alles Mögliche geschickt, was es hier zu
426 DDR-Zeiten nicht gab. Ja, das war – aber jetzt haben wir auch den Kontakt verloren ...
427 #32: 03#
- 428 I: Gut ... genau. Sie hatten ja schon Ihren Cousin erwähnt. #32:11#
- 429 B: Ja.
- 430 I: Und die sind ja auch im Westen #32:15#
- 431 B: Ja
- 432 I: Ja, genau. Welche Unterschiede zwischen Vertriebenen in Ost und West waren Ihnen
433 denn bekannt oder sind Ihnen bekannt? #32:24#
- 434 B: Ja, das – jetzt, erstens Mal [lacht] – wie soll ich denn sagen – ich meine jetzt so ...
435 die Verwandtschaft, wenn wir uns so besucht haben, wenn sie uns besucht haben oder
436 wir waren ja dann auch mal mit dort. Aber sonst so ... #32:45#
- 437 C: Na, die haben, das kannst du mal kurz sagen. Die haben – zum Beispiel haben die
438 eine – was du vorhin schon angeschnitten hast – #32:50#
- 439 B: Ja
- 440 C: – eine Entschädigung bekommen, dass sie wirtschaftlich sich wieder hocharbeiten
441 konnten. Die haben ja gleich in die Landwirtschaft wieder – also gleich so ... nicht
442 fünfundvierzig bestimmt, das hat sich dann auch ein bisschen hingezogen – aber einen
443 Bauernhof übernommen, die da angeboten wurden. Die konnten dann wirtschaftlich
444 sich gleich wieder bisschen auf die Beine stellen. Na und dann war – die in den
445 Altbundesländern, die ganzen Landsmannschaften, sag ich mal jetzt. Die haben da ja
446 auch eine ganz andere Betreuung gehabt. Das war ja bei uns in der DDR war ja das nun
447 – wir sind ja alles dran schuld gewesen. Im Grunde genommen: der Deutsche war dran
448 schuld an dem sinnlosen Krieg. Ich meine, mein Vater ist auch nicht wiedergekommen
449 aus Russland. Und... und – aber so – das war ja – am Ende war es so – die sind ja mit
450 da damit dran schuld gewesen, wo sie jetzt, wo sie hier hergekommen sind, so im
451 Großen und Ganzen, das war ja schon der Beweis, dass sie nicht einmal – die
452 Schwiegermutter hier hatte kein Dokument mehr gehabt, aber die hat keine Waisenrente
453 gekriegt, /nichts/ #33:49#
- 454 B: /nichts, gar nichts/ #33:50#
- 455 C: Und gar nichts mehr. Man hätte ja dann in dem Fall, hätte man auch ein bisschen
456 großzügig sein können und hätte sagen können: Also, Mensch der Familie, die Frau, die
457 hat hier fünf Kinder oder beziehungsweise, na einer hat schon gearbeitet, aber vier, die

458 noch in die Schule gingen und alles – keine Unterstützung und nichts gekriegt. Also das
459 war ... /das Negative/ #34:06#

460 B: Das war, das fand ich hart #34:08#

461 C; Ich meine, die Landsmannschaften, die drüben nachher so ihren Aufstand gemacht
462 haben, das steht ja auch auf einem anderen Blatt geschrieben. Aber bei uns war das...
463 eigentlich – ja, na gut. Wir waren dann am Ende noch die Freunde von den Russen und
464 da kann man nichts dagegen machen. #34:23#

465 [allgemeines Lachen]

466 I: Ja. Erhielten Sie auch in der sowjetischen Besatzungszone oder dann in der DDR
467 materielle Hilfe vom Staat. #34:33#

468 B ... Hm. Eigentlich... #34:38#

469 I: Na, wie jetzt zum Beispiel Bettwäsche oder Anzihsachen oder, oder #34:41#

470 B: Nee. #34:42#

471 B: Also so etwas gar nicht. #34:44#

472 C: Materielle Unterstützung ... offiziell nicht, nee. Nicht wie heute, wenn sie hier
473 Kleidersammlung oder so. Das war dann mehr oder weniger privat. Wenn jetzt jemand
474 gekannt oder jemand sagt: Mensch hier, dort ist eine Flüchtlingsfamilie oder
475 Ausgebombte haben sie /dann ... / #34:57#

476 B: /Deine Mutter/

477 C: /Meine Mutter/

478 B: /Die hatten/ Landwirtschaft, jetzt auch. Die hatte nochmal geheiratet und hatten
479 Landwirtschaft, auch. Und die hat – und auf einem Bauernhof, da war ja nun auch viel
480 Betten, Federbetten, Bettwäsche und die war schon ein bisschen ausgebessert oder
481 irgendwas. Die hat uns alle versorgt. Auch damals meine Brüder, als die zum Studium
482 gingen, die hatten weder einen Schlafanzug noch sonstwas. Das hat seine Mutter dann
483 alles gemacht ... Ja ... Das... Aber sonst so ... Das ... #35:40#

484 I: Genau. Erzählen Sie doch bitte, was Sie Ihrer Erinnerung nach in der ersten Zeit nach
485 Ihrer Ankunft noch an persönlichen Gegenständen aus der Heimat oder so besaßen.
486 #35:51#

487 B: Gar nichts ... Nichts, nichts.

488 I: Konnten Sie nichts mitnehmen? #35:57#

489 B: Nein, aus der Heimat sowieso schon gar nicht. Und dann auf der nächsten Stelle und
490 was wir alles – da gab es nichts mehr. Das war alles, ja. Ich ... das war ... #36:14#

491 C: Das nackte Leben #36:25#

492 B: Es war schlimm. Ich will mal sagen ... ich habe hier ... meine zwei Brüder waren
493 damals mal nach Ostpreußen ... mit dem Bus, nicht #36:30#

494 C: Nach der Wende war das, Anfang der 90er Jahre #36:34#

495 B: Ja, da sind die nach Hause gefahren und wollten bloß einmal gucken. Und in dem
496 Dorf ... wie es aussieht ... [steht auf und holt Fotos] Das war mal unser Wohnhaus und
497 da haben die Russen hinten sich was anderes gebaut #36:57#

498 C: Da hat die Scheune hinten gestanden, da haben die so [unverständlich] #37:01#

499 B: So ... haben es meine Brüder vorgefunden dort. So sah das aus... War eine Russin,
500 die da geführt hat, so ... #37:19#

501 C: Da sind noch andere Bilder #37:20#

502 B: Ja [unverständlich] #37:22#

503 C: das ist das hier, was ihr eigenes Grundstück war, wo sie alle beide dort waren
504 #37:27#

505 [Lachen]

506 B: Das war... im Grunde genommen. Ich habe es – Das waren in unserem Dorf, wir
507 waren 98 Einwohner oder was, das waren keine hundert. Das war bloß eine Straße und
508 dann waren so ... #37:47#

509 C: Landwirtschaft und ein paar Handwerker. Wie das dort so gewesen ist in dem – Aber
510 mitgebracht haben sie gar nichts. Ging ja gar nicht. Der Transport dann von Gumbinnen
511 hier nach Deutschland rein hier, der ist ja mit dem Güterzug gewesen, das hat es ja
512 eigentlich auch nicht – Wie der Reinhard auch erzählt hat, das war ja – die waren
513 eingepfercht. Da sind Leute verstorben, die sie, wenn der Zug mal angehalten hat,
514 rausgeschmissen haben oder rausgelegt haben oder was. Und keine Toilette und bloß auf
515 Eimer und das war – /also das muss/ #38:20#

516 B: /Ja/ Vor allen Dingen auch keine – wenn wir Durst hatten, ich weiß noch hier meine
517 Brüder, die waren immer schneller, wenn der Zug mal gehalten hat und das war ja auch
518 das Gefährliche – fährt der weiter oder bleibt der eine Weile stehen? Und wenn – da
519 sind die gerannt mit einem Topf an die – zum Lokführer und haben Wasser geholt. Ja
520 und das Wasser hat uns gut geschmeckt. Damals. [Lacht] #38:50#

521 C: Die haben ja auch, wenn der Zug, der ist ja nun nicht durchgefahren, jetzt. Der
522 musste ja, wenn jetzt mal ein anderer Zug schneller ein Gleis brauchte, haben sie den
523 auf ein Abstellgleis, da haben sie stundenlang gestanden. Da haben sie eben wieder
524 Angst gehabt, dass sie eventuell wieder zurück müssen oder ob es weiter geht. Kein
525 Mensch hat gewusst, keine Information oder kein Mensch hat gewusst, wo sie
526 überhaupt hin – bis sie eben in Dresden gelandet sind. Die haben erst gemerkt, in
527 Dresden erstmal gemerkt, dass sie jetzt sagen, jetzt sind sie hier in Deutschland oder in
528 der Ostzone #39:24#

529 B: Na ja, das war ja auch das Schlimme hier bei uns dort in Ostpreußen, dass wir so
530 gehungert haben. Es gab nichts zu essen. Das war nichts [unverständlich]. Denn alle
531 hatten Hunger, sogar die Ratten. Die hatten sogar dem Hartmut, wo der so ganz klein
532 war, ... Zehen weggebissen, nachts, halt nachts. Die ... es war schlimm. Aber ... ja ...
533 wir haben's überlebt [lacht] #39:54#

534 C: Sage, die jetzt praktisch jetzt, ohne den einzuholen, die direkt geflüchtet sind jetzt,
535 will ich sagen, die sind dann wirklich noch besser weggekommen als wie es ihnen
536 /gegangen ist/. #40.04#

537 B: /Ja das ist/, da sind jetzt keiner früher weg, weil dann auch die Landwirtschaft und
538 die Tiere – Konntest du ja nicht alles – ja, und da ...so ... Ja, aber ich will mal sagen,
539 die hatten damals ja auch schon, als wir dann zurückgegangen sind, da waren auch
540 schon einzelne Zivil-Russen dort ... Die waren genauso arm. Die hatten, die kriegten
541 auch nichts. Auch keine SCHULE. Da war keine Schule. Und das waren auch so
542 Halbwüchsige, so die – ... Die Ziege haben sie mit ins Haus genommen, dass sie nicht
543 ein anderer wegfängt [lacht], weil – es ist wirklich wahr, die waren GENAUso ...
544 wurden die behandelt. Vielleicht hatten die sich auch was versprochen, wenn sie da –
545 #40:57#

546 C: Na, die haben sie doch auch umquartiert. #41:00#

547 B: Na /ja/ #41:01#

548 C: /Sagen wir/ mal so, die haben doch das Stückchen, was hier hergekommen ist, hat ja
549 der Russe jetzt auch noch als Enklave da oben hier, Gumbinnen, um die ganze Ecke
550 rum, das ist ja – Und der Pole, der ist ja auch gerückt ein Stückchen und da haben diese
551 – Und die jetzt hier in dem ehemaligen Gebiet, die Russen, die da einquartiert wurden,
552 die haben sie ja wieder von woanders hergeholt. Die sind am Ende auch genauso arme
553 Schweine drangewesen. #41:26#

554 B: Ja, die waren auch – die hatten auch nichts ... Ja #41:30#

555 I: Ja ... Inwiefern spielten Sie mit dem Gedanken, in den Westen abzuwandern. Sie
556 sagten ja, dass A) Ihr Cousin da lebt und auch die Umstände mit den /Hilfen besser
557 waren/ #41:41#

558 B: /Nee. Wir haben damit/ überhaupt nicht – ich will mal sagen ... wir haben da auch
559 gar keinen Gedanken dafür gehabt. Meine Mutter nicht, wir hatten uns nun einmal hier
560 eingewöhnt und vor allen Dingen weil ja nun auch die Brüder dann nochmal mit dem
561 Studium und mit allem ... /es war kein Thema/ #42:03#

562 C: /Na, es war vielleicht/ die erste Schule, die Schulzeit hier schon ... #42:05#

563 B: /Ja/

564 C: Das war erstmal schon eine kleine Grundlage wieder. Und ich denk mir, dass die
565 Oma – oder ihre Mutter jetzt – dass die jetzt sagt: Gehe ich jetzt nach dem Westen rüber,
566 fange ich wieder von vorn an. ... Aber das war eben der Grund, sie sind – sie haben ja
567 sehr viel Verwandtschaft von der Oma, was (?) Cousinens gewesen sind oder Cousins.
568 Und ihr Bruder, der wohnte direkt an – ach, der wohnt ja heute noch dort, der Cousin
569 hier, direkt an der Grenze. Jerxheim, Helmstedt. Ja, direkt ein Grenort ist das. Und die

570 haben sich dann zwar mal besucht oder was, aber direkt, dass sie nun ... /die wollten
571 hier/ #42:39#

572 B: /Nee, also das/ war auch nicht. #42:41#

573 C: Die hatten genug #42:43#

574 B: Wir sind bisschen sesshaft [lacht] #42:46#

575 I: Ja genau

576 B: Hier eingewöhnt und das ist ... #42:51#

577 I: Ja. Erzählen Sie bitte, inwiefern Sie Kontakte zu anderen Vertriebenen gesucht hatten,
578 jetzt hier in Rückmarsdorf #43:03#

579 B: ... #43:05#

580 C: Rehbach kannst du bloß sagen #43:07#

581 B: Ja, das waren welche auch von Ostpreußen. Die sind dann nach Rehbach, das ist hier
582 auch ein Ort hier #43:14#

583 C: Das ist hier hinten. Das ist Richtung Zwenkau #43.16#

584 B: Ja und #43:17#

585 C: Die dort untergebracht waren #43:18#

586 B: Die hatte uns mal besucht und wir, aber so direkt, so ganz engen Kontakt, muss ich
587 sagen, eigentlich nicht. Wir haben hier neue Leute ... kennengelernt [lacht]

588 I: Bis zu welcher Zeit hielten Sie die Kontakte noch aufrecht mit den anderen
589 Vertriebenen? #43:36#

590 B: Ja ... eigentlich ... war mal kurz. So und ... aber ... sonst gar nicht. Wir hatten ja
591 hier neue ... Bekanntschaften und Freunde und alles und das ist, muss ich sagen – ...
592 #43:55#

593 I: Gut. Ja ... /Dann – /#43:58#

594 B: /Und die/wir damals – hier ... deine Schulfreunde waren das, nicht. Hier, ob das hier
595 die Bärbel S. ist, die war ja von mir. Aber dann #44:12#

596 C: Meine jetzt hier, jetzt vom ... als Familie. Ja. #44:15#

597 B: Ja. S.s, H.s und H.s. #44:20#

598 C: Die /am Bahnhof wohnen./ #44:21#

599 B: /Das sind die/, die in der Kurzen Straße wohnen. Wir sind alle von jung auf , ehe wir
600 geheiratet haben, wir waren befreundet und sind's bis heute noch, haben erst – wir
601 haben alle in einem Jahr geheiratet. Und dann auch jetzt erst vor kurzem ... die
602 Diamantene Hochzeit gefeiert. Alle drei – alle vier Paare. Ja. #43:52#

603 C: Na, ist das erst in Rückmarsdorf geworden. Weil ich hier der Quere gekommen bin
604 [Lachen] #43:57#

605 B: Ne. aber das ist wirklich – wir sind auch heute noch so und das ist ... #45:02#

606 I: Ja ... Hatten Sie Kontakt zu Frau K. und zu Familie Sch., die ja aus Niederschlesien
607 vertrieben wurden und auch hier in Rückmarsdorf dann /sesshaft wurden/ #45:17#

608 B: /Ja hier/ mit Sch.s haben wir in einem Haus gewohnt, auf dem Weinberg erst #45:22#

609 C: Nach dem Behelfsheim /nachher/.#45:24#

610 B: Ja, nach dem Behelfsheim, dort. Ja, da haben wir zusammen dort im Haus gewohnt
611 und heute sind auch noch wir mit Dieter /und Sch.s/ #45:33#

612 C: /Das hing/ auch mit dem Sport zusammen. Die Sch.s die haben auch Handball
613 gespielt und #45:38#

614 B: Und K., /ja, die Inge/ #45:41#

615 C: /Inge/ #45:41#

616 B auch, ja. Als der Mann noch lebte, so, Rolf, ja #45:46#

617 C: Na, die kennen wir ja auch noch in der Schulzeit. #45:48#

618 B: /Wir sind zusammen/ #45:49#

619 C: /Na ja, Inge war/ Inge war raus schon, wie du gekommen bist. #45:52#

620 B: Hm. Ja. #45:53#

621 C: Ja, ich kenn sie aber von der Schulzeit her noch #45:54#

622 B: Die sind bisschen älter #45:55#

623 C: Inge, ja, Die ist ein Jahr älter wie du. #45:59#

624 I: Ja. Sie hatten jetzt schon gesagt, dass Sie mit der Familie Sch. in einer Wohnung
625 gewohnt hatten. Wie war denn die Wohnung ausgestattet. #46:09#

626 B: Nee, im /Haus/. #46:10#

627 C /im Haus/ #46:10#

628 I: Ja, in einem Haus, wie war das Haus ausgestattet #46:11#

629 B: Die habe ich dann gleich – ich weiß gar nicht, war's, als ich anfang mit der Lehre auf
630 der Gemeinde dann – #46:19#

631 C: Da hat sie Beziehungen gehabt und da haben sie dann eine Wohnung /gekriegt/
632 #46:22#

633 B: /da hab ich eine Wohnung gekriegt/ #46:23#

634 C: /Weinberg 2,/ das ist hier vorn am Teich, dort das große Haus, wo also – unten
635 Weinberg steht, gleich das zweite. Nicht das Eckhaus, wenn man hier so runter fährt,
636 sondern nach dort hoch, sondern das zweite Haus. Na, es war dort wie – #46:36#

637 B: Ja wir hatten immer auch mit Sch.s #46:39#

638 C: Der Herr Sch., der war Hausmann, dort #46:42#

639 B: Ja, wir hatten es schon – ... wenn ich mal den Schlüssel vergessen hatte, musste
640 übers Tor steigen, da hat er gemeckert. Herr Sch., aber sonst. Wir sind auch bis heute
641 noch mit Dieter und ja, wenn wir die Jungs mal sehen. #46:58#

642 I: Ja. Sie sagten ja, dass Ihre Familie oder Ihr Cousin nahe der Grenze wohnte. Gab es
643 Familientreffen, wo Sie auch über die Vertreibung sprachen oder wie wurde in Ihrer
644 Familie über die Vertreibung generell gesprochen #47:16#

645 B: Tja. ... Ich will mal sagen, das war für uns nachher ... Wir konnten ja dann nun auch
646 nichts machen, das war abgehakt und so. Ich meine, /jetzt die/ #47:31#

647 C: Also die Oma hat auch – , die ist auch nicht nach dem Westen rübergefahren zu
648 solchen Treffen. Das hat sie abgelehnt. Das wollte sie nicht ... Das ist – ... #47:40#

649 B: Nee #47:40#

650 C: Die ist ja auch nicht einmal – Die ist bei einer Cousine mal gewesen und auch zu
651 ihrem Bruder gefahren, hier eben – an Helmstedt gleich über die Grenze. Aber direkt
652 dass die mal zu so einer Veranstaltung ist, ist /auch nicht gewesen/ #47:55

653 B: /Nee, das war auch nicht/ Aber so – #47:55#

654 C: Nee ... #47:56#

655 I: Ja. ... Gut ... Eigentlich wären wir da jetzt so ziemlich damit durch. Weitere Fragen
656 habe ich mir jetzt nicht aufgeschrieben und habe ich eigentlich auch nicht. #48:18#

657 B: Nee. #48:19#

658 I: Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben, war wirklich sehr informativ. #48:23#

659 B: Ich habe manchmal, jetzt, so – ich sage mal, wenn sie über die Flüchtlinge
660 geschimpft haben, habe ich manchmal gesagt, wir sind auch Flüchtlinge. Ich kann die
661 gar nicht so verurteilen. Ich will mal sagen, auch als ich hier im Krankenhaus war, in

662 der Uniklinik. Da hatten sie bei mir doch Lymphdrüsenkrebs festgestellt und da war
663 auch ... #48:56#

664 C: Ja, ich weiß aber nicht, was das für eine Nation war. #48:58#

665 B: der Ausländer, Ja, der war ... so nett, der Mensch. Seine Frau lag drinnen, die war
666 Lehrerin und musste Deutsch lernen. Und die war nun – die hat den ganzen Tag bloß
667 dauern das auf ihrem Bett gehabt [lacht]. Und wenn er kam, sagt: Ich hab – er hatte das
668 nicht so schlimm empfunden, sagt er: Ich habe leichter Deutsch gelernt. Aber meine
669 Frau, die quält sich. Der kam dann mit einem kleinen Jungen, so ... und dann hatten sie
670 nun bei mir festgestellt, hier, die müssen die Mandeln raus und so. Und ...kam er dann
671 und da hat er gesagt: Wenn Sie operiert werden, sagt er: Ich koche was Gutes. Ich
672 bringe Ihnen das. Und der war wirklich da und hat mir dann noch was gebracht. Ganz
673 nett #49:52#

674 C: Du kannst den jetzt mit denen, die auf der Strecke waren, nicht vergleichen. #49:54#

675 B: Nee #49:54#

676 C: Der war schon. Die wohnten schon in Paunsdorf, hatten die schon eine Wohnung.
677 Der muss beruflich schon hier irgendwie in festen – #50:02#

678 B: Aber es sind /auch Flüchtlinge/ #50:03#

679 C: /Ja, du kannst sie/ nicht alle in einen Topf hauen #50:05#

680 B: Ich sage, und wenn Sie heute manchmal, wenn ich die Flüchtlinge sehe und dass die
681 auch ... ja man kann sie nicht über einen – #50:15#

682 C: Da war ja keine Kriminalität damals zu der Zeit, wo ihr herkamt #50:17#

683 B. Ja, aber jetzt – Ich weiß nicht, aus welchem Grund sie von zuhause weg sind. Nicht,
684 wenn sie auch so – wenn Krieg oder was war ... Ja, aber man kann sie ja nicht alle in
685 einen Topf werfen, aber sie hier, wenn ich das so sehe, dass sie – da haben die den
686 Himmel auf Erden, sag ich manchmal ... und stellen ja auch Ansprüche. Nicht, und
687 damals – ich meine das – #50:47#

688 C: Das ist gar nicht zu vergleichen gewesen. #50:50#

689 B: Nee, das ist nicht zu vergleichen, aber ... es sind Flüchtlinge. Ja. Ja. #50:56#

690 C: Da kann man in den 50er Jahren oder so, wo die oder wo ihr gekommen seid, so mit
691 der ganzen Kriminalität, was jetzt hier an der Tagesordnung ist, da kannst du überhaupt
692 – dass da auch mal einer ausgerastet ist – gut, hast es am Ende vielleicht auch nicht
693 erfahren, aber in dem Maße, wie das jetzt ist, das ist ja ganz schlimm. Das ist – #51:20#

694 B: Ja. #51:21#

695 C: Ich meine, man sieht das zwar auch alles ein bisschen – , klar, wenn du jetzt halt im
696 Fernsehen guckst und siehst hier, wie die die Städte zerbomben und alles und die hauen
697 ab. Ich meine, gut, da kann man #51:32#

698 B: Ja, /Ja, das ist – sind alles/ #51:34#

699 C: /Auf der anderen Seite die ganze/ Religionsgeschichte, das ist ja auch das Problem.
700 Jetzt wie gerade, wenn jetzt welche hier im Irak oder Iran oder Irak, sag ich mal, auch
701 was Christen sind, wir haben es gehabt, das sind Familien, die sind als Christen hier in
702 Deutschland und die werden dort verfolgt, weil es keine Moslems sind. Das ist eben das
703 Problem eben auch, wo es da schon untereinander losgeht, nicht jetzt bloß vom Krieg
704 her. #51:59#

705 B: Ja, es sind alles ... Flüchtlinge #52:04#

706 I: Ja. Nochmal – waren Sie religiös, das hatte ich noch nicht gefragt. Also waren Sie
707 atheistisch oder waren Sie christlich oder – #52:12#

708 B: Nee, wir sind #52:14#

709 C: Christen, evangelische #52:15#

710 B: Ja evangelisch, so #52:17#

711 C: Bist ja auch konfirmiert worden hier in /Rückmarsdorf/ #52:20#

712 B: Und eins, ich will mal sagen, eins habe ich festgestellt und das sagte auch meine
713 Mutter immer. Die sagt: Wenn's den Menschen schlecht geht, ... dann fangen sie auch
714 an zu beten. Sagt sie, das ist das einzige, was einem dann auch – woran man sich
715 klammert. Ja. Und das ist das – Und wir sind auch konfirmiert, alle. Ja ... gehen auch
716 ab und zu #52:58#

717 C: Ja, na jedes – #53:02#

718 B: Nicht immer, aber so ... ja. ... #53:03#

719 C: Und die Oma ist ja auch mit dem Pfarrer beerdigt worden, richtig. Die war schon da
720 in der Richtung #53:10#

721 I: Sie sagten, Sie wären evangelisch. Waren Sie auch schon in Ostpreußen evangelisch.
722 #53:12#

723 B: Ja. #53:13#

724 I: Auch, ja ... Okay ... Ja #53:22#

725 B: Da mussten wir dann noch ein bisschen weiter bis in die Kirche. Das waren ja
726 damals bei uns alles ein bisschen ... Meine Schwester zum Beispiel, die ist nun von
727 den Russen wiedergekommen und war nun in Westberlin. Die hat das nie verkräftet,
728 dass die keinen Schulabschluss und keine Lehre hatte. Die sagte immer, wenn mal was
729 war, hat sie gesagt: Ich bin die einzige in der Familie, die keinen Schulabschluss hat. Ja
730 und das ist ... ich sage eben, das ist ja auch wichtig, dass man überhaupt ... dass man
731 LERNT. Ja. Ich meine jetzt – wir haben nun auch viele Lücken und das auch so. Aber
732 trotzdem ... hat man's doch ganz gut geschafft #54:35#

Anlage 6: Transkription III

*Interview mit Frau Frieda Erna K.; geboren 1928 in Ober-Tschirnau
aufgenommen am 03. 12. 2018 in Leipzig-Rückmarsdorf*

I = Adrian Seiffert

B = Frieda Erna K.

C = Gudrun S. (Bekannte von Frieda Erna K.)

Erklärung der Zeichen:

#1:34#	Zeitmarke
–	Satzabbruch
...	Pause von mehr als einer Sekunde
XXX (Versalien)	hervorgehobene Betonung
<i>kursiv</i>	vorgelesene Passagen aus dem Lebenslauf der Mutter von Frau K.

1 I: Ja ... genau. Dann fangen wir gleich mit der ersten Frage an.

2 B: Hm.

3 I: Und zwar, erzählen Sie doch erst einmal, wie Sie die letzten Kriegsjahre in Ober-
4 Tschirnau beziehungsweise in Guhrau, wo Sie Ihre Lehre bezogen haben, erlebt
5 haben.#0:14#

6 B: Soll ich Ihnen mal die Flucht sagen... thematisch die Flucht gleich erzählen?#0:21#

7 I: Ja ja.#0:22#

8 B: Ich kann Ihnen die Flucht mal vorlesen, die ich so provisorisch meiner Mutti – Also,
9 ich habe im Namen meiner Mutter das geschrieben, weil die ja dann hundert war – und
10 meine [unverständlich] hat das vorgelesen – ich habe dann bloß noch was dazu gesagt,
11 wie es alles war und so. Soll ich Ihnen was sagen? #0:45# Ich lese Ihnen das ganze
12 Ding mal vor. MEINE MUTTER die hieß Martha B., geboren so und so in
13 [unverständlich] bei Lissau, das ist früher deutsch gewesen. Dann ist es polnisch
14 geworden und jetzt – und dann ist es wieder deutsch gewesen und jetzt ist es wieder
15 polnisch. Na – das wissen Sie? Ja ... gut, und die ist in Gabel geboren und war beim
16 Förster – [B liest aus dem Dokument vor:] *Und im April 1920 hab ich in Ellguth – das*
17 *ist auch Kreis Guhrau, das war der Nachbarort – den Landarbeiter Paul B. geheiratet.*
18 *Vier Kinder sind in dieser Ehe – Fritz, Ella, Erna und Erich. Bis '45 wohnten wir*
19 *glücklich auf dem Gut Ober-Tschirnau, wo mein Mann als Wirtschaftsvorarbeiter tätig*
20 *war – habe zwei Kriege ... miterlebt und immer auf dem Gut als Vorarbeiter schwer*
21 *gearbeitet. #1:34# Am 19. 1. 45 wurde mein Mann zum Volkssturm eingezogen, am 21.*
22 *1. 45 musste ich mit meinen Kinder Erna und Erich – die anderen zwei waren schon*
23 *nach – waren schon eingezogen – ... die Heimat wegen Anrücken der Front verlassen.*
24 *Mit Güterwagen wurden wir bei 30 Grad Kälte und viel Schnee von Zuhause*
25 *weggebracht. Wir waren praktisch im Güterwagen und weil es so geschneit hat – haben*
26 *wir drei uns bloß unter einer Decke gehalten, damit wir nicht ganz und gar nass waren.*
27 *Also ich darf nicht dran denken, da geht's mir durch und durch. ... Da keiner mehr*

28 *Flüchtlinge aufnehmen wollte, waren wir inzwischen vier Wochen unterwegs, von einem*
29 *Bahnhof zum anderen. Wir waren in Thüringen, wir waren im Harz und keiner hat uns*
30 *aufgenommen, weil die immer gesagt haben: unsre Stadt, unser Kreis ist keiner hier. Da*
31 *waren wir vier Wochen unterwegs, bei Schnee und Eis. #2:39# Als wir dann – ... ja, wir*
32 *hatten es dann satt. Als wir dann auf dem kaputten Hauptbahnhof in Leipzig ankamen,*
33 *wurden wir vierzehn Tage in einer Schule untergebracht und die Schule, das ist die*
34 *Demmeringstraße gewesen, hier in Lindenau, ja. Und wenn ich hier reingefahren bin,*
35 *habe ich immer dran gedacht. ... So ... wo wir auch schwere Angriffe auf Leipzig*
36 *miterlebten. Dann sind wir aufs Land nach Rückmarsdorf, weil ... in der Schule wurde*
37 *gesagt – da waren wir vierzehn Tage – da waren wir ja auch in der Schule bloß auf*
38 *Stroh und alles mit Decken und so und vom roten Kreuz wurden wir gepflegt. Und ...*
39 *da wurde gefragt, wer aufs Land will und dann haben wir gesagt, wir gehen aufs Land –*
40 *wie wir nämlich im Keller waren in der Schule und die großen Rohre gesehen haben mit*
41 *dem heißem Wasser, da hab ich zu meiner Mutti gesagt: also hier – wenn hier was*
42 *passiert, wir verbrühen, wir verbrühen, ne. Und da haben wir uns gemeldet und da*
43 *haben sich natürlich K.s, Sch.s und H.s mit angeschlossen. Und die haben sich auch*
44 *schon auf der Flucht bei uns mit angeschlossen, WEIL wir unterwegs in Guben – war's*
45 *in Guben oder in Forst? Das kann ich Ihnen nicht mehr genau sagen, oder in Lübbenau*
46 *– da sind Verwundete gekommen ... Transporte. Und da hat einer gesagt*
47 *[unverständlich] – hier: Frau mit Kind kann ich noch mitnehmen. Und da hat sich*
48 *nämlich – die haben sich dann alle mit angeschlossen und haben – sind wir mit den*
49 *Verwundeten ein ganzes Stück mitgefahren. Da brauchten wir nicht zu laufen, na.*
50 *Und ... da hat sich auch die Frau B. [unverständlich]. – kennen Sie bestimmt auch noch*
51 *– die, wo die H. wohnte, meine Tante, die hat sich mit ihrer Schwiegermutter noch mit*
52 *angeschlossen – die ist ja nie von uns weg, weil wir immer zusammen waren, nicht. Die*
53 *hat sich auch mit angeschlossen und da sind wir dann her. Und da sind wir, wie gesagt...*
54 *Da sind wir aufs Land nach Rückmarsdorf, wo ich bis 54 mit meiner Tochter – also*
55 *meine Mutti – wohnte.#4:44#*
56 *Sohn Erich war 51 schwarz – dann hab ich den vermittelt, durch Zufall hab ich jemand*
57 *– Kennen Sie F. noch ? Den alten, den alten F. Reinhold? #4:58#*

58 C: Ja #5:00#

59 B: Und DER hat mir gesagt: „Horch mal, dein Sohn [gemeint ist der Bruder von Erna
60 K.] will fort hier? Naja musst dich mal mit dem und dem in Verbindung setzen“ und das
61 hab ich auch gemacht. Und da hab ich meinem Sohn – meinem Bruder gesagt, wir
62 fahren selbst – Über Schkeuditz mit dem FAHRRAD ist der gefahren bis Bayern,
63 schwarz. #5;19#... Aber das sag ich auch bloß hier, das brauchen Sie nicht aufschreiben,
64 ne [lacht]. Ja – zu meinem Bruder. In Rückmarsdorf hab ich fünf Jahre in der
65 Marmeladenfabrik gearbeitet, also meine Mutti, ne... und drei Jahre in der Gärtnerei
66 bei B.s, also E.s. B. war das früher. Im Mai 54 bin ich zu meinem ältesten Sohn Fritz
67 nach Wiesenheim übersiedelt – aber da hat mein Mann dafür gesorgt, dass sie richtig
68 normal hier abgemeldet wird, weil sie sonst nie hätte wieder herkommen können, ne,
69 die ganzen Jahre. Und das wollte er auch nicht und ich auch nicht, denn ich war ja die
70 einzige noch hier von meiner ganzen Verwandtschaft, die hier war im Osten. So ... und
71 dann – dort habe ich die Enkeltochter großgezogen , da meine Schwiegertochter sehr
72 krank war. Erst nach ELF JAHREN erfuhr ich, dass mein Mann bei der Sprengung der
73 Oderbrücke mit gefallen war. #6:18#
74 1964 bin ich nach Dirn zu meiner [unverständlich] Tochter – Ella – die dann ... auch
75 alleine war, um sie zu unterstützen mit den drei Kindern, leider sind meine beiden Söhne
76 schon gestorben. Bei meiner Tochter Ella wohnte ich, bis ich ins Heim ging. #6:38#
77 So. Und da muss ich dann dazu sagen: meine Mutti, die hat nach elf Jahren erst meinen

78 Vater für tot erklären können, dann hat sie erst Rente gekriegt. Da hat sich mein Bruder
79 im Westen eingesetzt dafür ... #6:55#

80 I: Ja, Sie hatten ja schon sehr viel gesagt #7:00#

81 B: Ja das #7:02#

82 I: Ja schon, also zur Flucht hatten Sie ja schon sehr viel gesagt und auch schon mit zu
83 Ihrer ersten Unterbringung und zwar in der Schule in Leipzig.#7:06#

84 B: Ja #7:07#

85 I: Genau. Wo waren Sie denn dann danach auf dem Land untergebracht ? #7:12#

86 B: Hier in Rückmarsdorf? #7.14#

87 I: Ja genau #7.15#

88 B: Da war ich bei der Frau Se. Mit meiner Mutti und mit meinem Bruder. Und die war
89 ja in der Mühle, die hat ja in der alten Mühle noch gewohnt , da waren ja noch
90 Wohnungen, auf der linken Seite... da waren noch Wohnungen, zwei. Die Frau Se. hat
91 da gewohnt und dann hat die Frau Si. dort noch ein Zimmer gehabt - hier ... mit ihren
92 braunen Kleid hab ich sie kennen gelernt. Und die war dort auch da. Und dann, dann
93 haben wir gewohnt von Anfang März bis 17. April und dann kamen die Amis und da
94 haben die ein Bett zerschlagen. Und da konnten wir nicht mehr hin, wir drei, denn ich
95 hab ja mit meinem Bruder schlafen müssen, denn die Frau Se. hatte bloß zwei Betten ...
96 oder mal mit meiner Mutti, das auch. Wir haben auch gewechselt. Ich habe auch immer
97 auf den Fußboden geschlafen, meiner Mutti zuliebe. Und dann ... wie sie die
98 zerschlagen haben, das Bett, da hat sich der Herr A. Walther – kennen Sie auch noch, ja
99 – der hat sich dann eingesetzt für uns und der hat gesagt, wir gehen zu Ap.s Da sind
100 zwei Partezimmer, die sind frei und da können sie rein. Und da sind wir in die zwei
101 Partezimmer und deswegen haben wir da gewohnt – Nachbar von G.s Und da sind wir
102 hintenrum immer rein [lacht], darum kenn ich S.s und G.s so gut. UND NOCH WAS
103 DAZU, BLOß NEBENBEI: stellen Sie sich mal vor, ich verlasse jetzt meine Wohnung,
104 werde mit dem Traktor auf nach Guhrau auf den Bahnhof, das sind 10 km – in den
105 Wagon rein und es – und meine Schwester, die war bei der Reichsbahn vom
106 Arbeitsdienst aus, bei der Reichsbahn. Und die hat den letzten Zug von Tschirnau mit
107 genommen. Die kam erst mal von Glogau und ist nach Hause, also von Breslau-Glogau,
108 ja. #9:15# – Guhrau und ist nach Hause und wollte uns noch schnell besuchen und was
109 mitnehmen, nicht. Da hat die uns nur noch in einem Wagon gesehen und hat sich bei
110 uns verabschiedet und die ist dann nach Hause und unterwegs hat die schon unseren
111 Hund getroffen und der Hund hat sich aber nicht zurücknehmen lassen und wir waren
112 noch in dem Wagon, da war unser Hund schon da. Und stellen Sie sich mal vor, der ist
113 eher im Zug gewesen als wie wir. Und immer unten drunter. Und G.s DACKEL hat den
114 kaputt gemacht [lacht] Der hat nachher Kleine gekriegt und dabei ist er gestorben
115 [lacht]. Das ist bloß so nebenbei mal, ne. Ja, aber stellen Sie sich mal vor. Da können
116 Sie mal sehen, wie so ein Tier hinterherrennt. Die Spur – das hätten wie wir nie gedacht,
117 NIE. Und vor allen Dingen ... meine Schwester, die haben wir ja – die war dann ja weg
118 – wir haben uns immer ausgemacht, meine Tante die hat gearbeitet in der Charité in
119 Berlin. Und da haben wir gesagt, das ist der einzige Anhaltspunkt. Mein Bruder war in
120 Gefangenschaft. Meine Schwester war unterwegs, keiner wusste wo und da hat
121 [unverständlich] gesagt, wenn irgendwas ist ... durch die Bomben – die Tante auch – da
122 können wir uns nur ans rote Kreuz wenden. nicht. #10:38# Aber so haben wir uns

123 gefunden und die – nach einem dreiviertel Jahr kommt die mal an und unser Dackel,
124 der ... schlägt an und springt die an und alles und – Na ja und da haben wir uns nach
125 einem dreiviertel Jahr haben wir uns dann gesehen bei Ap.s kam die dann, meine
126 Schwester. Und mein Bruder, den haben wir erst dann 46 – und die Familie war das
127 letzte Mal zusammen 1942, da hatte mein Bruder Urlaub, meine Schwester war beim
128 Arbeitsdienst, hatte frei und ich kriegte frei von meiner Chefin, denn ich musste ja erst
129 ein Pflichtjahr machen, ehe ich lernte - #11:17# und da haben wir uns das letzte Mal
130 getroffen. Meine Mutti – meine Oma hat am 15. April Geburtstag, meine Schwester –
131 mein Bruder am 17. und am 19. meine Schwester. Und das war das LETZTE Mal , wo
132 wir alle bei der Familie zusammen waren. #11:32#

133 I: Um nochmal auf die Unterbringung in der alten Mühle und die zwei Parteizimmer
134 zurückzukommen. #11:42#

135 B: Ja #11:43#

136 I: Können Sie sich noch dran erinnern wie jeweils die Unterbringungen ausgestattet
137 waren, so im Groben.#11:46#

138 B: Naja, ein Bett war drin [lacht] – na, zwei Betten waren drin, die haben wir dann
139 reingestellt. Frau Ap. hat uns ja sehr unterstützt, muss ich sagen. Und dann ... [holt tief
140 Luft] soll ich Ihnen mal was sagen? Das fällt mir jedes Mal schwer # 12:02# ... #12:09#
141 Ich äh- wir hatten nun ja gar nichts. Kein Topf, kein Teller [Stimme bricht], keine
142 Gabeln, kein Löffel, kein Teller nichts ... da bin ich dann, wie wir die Parteizimmer
143 hatten, bin ich betteln gegangen ... [weint] #12:26# ... und die Frau M., die
144 [unverständlich] – kennen Sie doch auch noch? – die hat uns dann drei Tassen gegeben,
145 drei Teller und alles. Und Gabeln und das weiß ich nicht mehr, wo ich das her hatte, und
146 Löffel und so was. Und dann habe ich mal einen Antrag gestellt, für einen Topf. Hier
147 auf der Gemeinde, da wurde mir gesagt „Hätten Sie sich doch einen mitgebracht, da
148 hätten Sie heute einen“ [Stimme bricht]. So, da wissen Sie, wie es Ihnen da geht? Und
149 ich habe ja alle versorgt, meine Mutti, mein Bruder konnten nicht – ich habe ja alle
150 beide auch ernährt, wie ich dann da unten gearbeitet habe. #13:05# Und so leicht war
151 mir das nicht gefallen. Und ich muss Ihnen ganz ehrlich sagen – und wie ich dann hier
152 war ..., da lernte ich die Frau R. Brigitte - Kennen Sie die auch noch? Ja. - R., Brigitte
153 und K. Anneliese kennen und die zwei habe ich nun dann überredet und die haben mich
154 auch sehr unterstützt und ich muss sagen, damals war es ja noch nicht so, dass es mal
155 meine Schwiegereltern werden K.s, nicht? Aber der Opa der hat – der Schwiegervater,
156 der hat immer gesorgt und gemacht. Und wenn was ist, dann – ich hab zum Beispiel,
157 kann ich Ihnen noch sagen – in der Schule durfte ich die Wäsche aufhängen, weil da
158 hatten wir ja nicht viel und trotzdem wussten wir nicht wohin, bei St.s konnte ich sie
159 nicht aufhängen, in der Gaststätte nicht, und dann - wie ich hier gewohnt habe, hat sie
160 mir meine Schwiegermutter geholt, und hat sie auf den Boden gehangen, denn wenn
161 der Teemann nicht da war, der den Tee von Dölzig da getrocknet hat, da durften wir
162 auch die Wäsche mal trocknen, ne. #14:03# Na ja, jedenfalls war es so, dass ich erstmal
163 gebettelt habe für tiefe Teller, dass wir wenigstens die Teller hatten. Und dann war ich
164 beim Bauern und die hatten natürlich nichts für uns übrig, ausnahmsweise die Frau R.
165 Das war nachher die verheiratete B.. Die hat gab mir einen großen Beutel mit
166 Kartoffeln und Zwiebeln und so was. Da war ich schon glücklich, dass ich so was hatte.
167 Und dann muss ich sagen, ich hab ja das Wochenende immer bei St. Bernhard in der
168 Gaststätte noch mitgearbeitet, obwohl ich auch bis Freitag gearbeitet habe und
169 Sonnabendmittag. Und wenn ich da Kartoffeln gekocht hatte hier, für die Hühner und
170 für die Kaninchen, die sie da hatten, da hab ich immer gesehen, dass ich zwei oder drei,

171 wenn ich sie dann durchleiern musste, drei Kartoffeln hier genommen habe oder vier, je
172 nachdem. Ich musste ja auch aufpassen – in die Tasche gesteckt und da bin ich dann in
173 unseren Schuppen und da stand immer ein Topf und da hab ich das rein getan, damit
174 mein Bruder, meine Mutti was hatten [Stimme bricht].#15:07#... #15:11#

175 I: Ja. Sie hatten jetzt schon ja angesprochen, dass Sie eigentlich nichts mitnehmen
176 konnten. Konnten Sie persönliche Gegenstände, wie Fotoalben oder so etwas
177 mitnehmen aus ihrer Heimat ?#15:21#

178 B: Sie können nur mitnehmen was Sie tragen können. Und was tragen Sie im Winter?
179 Was Warmes. Mein Bruder, der musste ja noch zwei Jahre in die Schule gehen, der hat
180 einen Rucksack gehabt und die Wechselschuhe und Stiefel in seinem Rucksack, na. Und
181 ich, wenn Sie mich gesehen hätten! Die haben gedacht, ich bin in anderen Umständen.
182 Ich habe alles doppelt angehabt. Erstensmal war es kalt, damals gab's da das noch nicht
183 mit den Hosen, da war man immer noch so, nicht. Da hatte ich zwei Kleider und die
184 habe ich dann hier gehabt und die Frau P. hat mir dann das ein bisschen umgenäht und
185 gemacht, nicht. Damit – und wenn ich auf den Sandberg mit den Mädels gegangen bin,
186 tanzen, die waren immer schick angezogen. Ja, ich hatte diese Woche das rote Kleid an,
187 nächste Woche hatte ich das blaue Kleid an. #16:03# So war das, nicht. Und trotzdem
188 war das eine schöne Zeit, das will ich mal so sagen. Naja und – jetzt bin ich raus aus
189 dem Text ...

190 C: Was Sie mitgenommen haben? #16:18#

191 B: Ach so, was wir mitgenommen haben. Na, und ich hatte zwei Mäntel an. Meiner, der
192 mir gepasst hat und obendrüber, der war dann reichlicher, von meiner Schwester, nicht.
193 Und wie ich hier ankam hat die Frau S. gedacht, ich bin in anderen Umständen, ist ja
194 klar. Ich war schmal und dann soviel übereinandergezogen, nicht ... Ja, das war das
195 einzige, was wir hatten und die Wechselwäsche. Und die haben wir getragen, meine
196 Mutti hatte was getragen und ich. Meine Mutti hatte hauptsächlich noch die Papiere und
197 da muss ich noch dazu sagen, ich hatte 25 Kilometer zu laufen mit meiner Lehrstelle, es
198 war ja Winter. Und meine Chefin, die hat gesagt: „Hier, du gehst nach Hause“. Und die
199 war Zugführerin beim Roten Kreuz. Und warte, ich weiß nicht, wenn ich hier rausgehe.
200 Und da bin ich mit dem Fahrrad gelaufen, die 25 Kilometer bis nach Hause, im Schnee,
201 geschoben das Rad. Und unterwegs habe ich meinen Vater getroffen. Und zwar im
202 Straßengraben mit unseren Bäckermeister und da – Das war das letzte Mal, wie ich den
203 da getroffen habe. #17:25# Und da hat er gesagt: „Nehmt euch was WARMES mit,
204 wenn ihr weg müsst.“ Der hat das schon gewusst, dass wir weg müssen. Und da sagt er,
205 nehmt euch was Warmes mit. Und ja, das war das einzige und da hab ich ihn das letzte
206 Mal gesehen im Straßengraben. #17:40# ... #17:44#

207 I: Ja. Sie hatten ja schon ihren – Sie hatten ja schon K. und Sch. mit genannt, mit denen
208 Sie dann aufs Land gezogen sind. Inwiefern hatten Sie denn noch Kontakte zu anderen
209 Vertriebenen aus IHRER Heimat jetzt speziell? #17:55#

210 B: Ja, das ist – die Zwei. Und – viele ... viele, viele sogar SEHR viele. Wir waren 100
211 Mann, wie wir uns erst getroffen haben in Losa und davon sind noch übrig 35. Die
212 anderen sind gestorben. Und dann, wenn wir in Herzberg waren, in Bad Herzfeld waren.
213 Da waren ja noch mehr, weil da von der anderen Seite welche kamen. Und da muss ich
214 dazu sagen: Nach der Wende, die war 89, nicht. Und da sind wir – 89 Weihnachten, den
215 ersten Feiertag, mein Mann und ich zu meinem Bruder nach Würzburg gefahren, mit
216 dem Trabi. Das war eine Tour, kann ich euch sagen. Die haben uns alle überholt, wir
217 haben selber gelacht, mein Mann auch, wenn wir da so einen Berg hochgefahren sind

218 und die sind bei uns vorbeigefahren [lacht]. Und da habe ich bei meinem Bruder ... die
219 Zeitung gesehen. Und da sagt er: „gucke mal hier rein, kennste da jemanden?“ Oh, ich
220 sage: „Na klar, viele!“ Und dadurch habe ich dann mir die Zeitung bestellt und von
221 daher lese ich sie. Und da muss ich sagen, meine Schulfreundin, die hätte ich schon zu
222 DDR-Zeiten in Halle besuchen können. Die ist Lehrerin in Halle gewesen. Die
223 Kindergärtnerin war in Würzburg – in Wurzen, nicht. Und das habe ich immer zum
224 Dieter Sch. gesagt, hier – da waren wir ja auch dann in Wurzen, da haben wir sie
225 hierhergeholt. Die war dann auch bei mir oft. Und dann waren wir auch bei Sch.s Meta.
226 Die hat sich auch gefreut. Denn der Dieter, der wird auch viel von seiner Mutter erzählt
227 haben, denn der weiß ja dann viel bloß von der Mutter, der war ja noch klein, wie wir
228 weg sind, nicht. Wie alt wird er denn gewesen sein? Sieben, wenn er so alt war. Denn
229 der ist zehn Jahre jünger wie ich, der wird jetzt 80 und ich war 90 ...
230 nicht ...ja...#19:44#

231 I: Ja. Sie hatten ja auch schon Ihren Bruder angesprochen, der dann im Westen war.
232 #19:46#

233 B: Ja #19:47#

234 I: Sind Ihnen Unterschiede zwischen den Vertriebenen oder – ja also zwischen den
235 Vertriebenen in Ost und West bekannt? Wie sie untergebracht – #20:02#

236 B: Ja. Gab's. Wir haben kein Geld gekriegt, die haben drüben Geld gekriegt. Die haben
237 einen Ausgleich gekriegt, zur – von so und so vielen Tausend. Wir haben keinen
238 gekriegt, wir haben EINmal was gekriegt, gell, ich glaube Viertausend ja, jedenfalls das
239 hatte sich aber nicht, gegenüber zu denen – Auch wenn die dort so mal bei einem
240 Treffen waren, seitdem wir dann ja da drüben waren, da sind wir ja gleich be – na, wie
241 sag ich mal – bedient worden, nicht... #20:30#

242 I: Ja, inwiefern spielten Sie mit dem Gedanken in den Westen abzuwandern, zu Ihrem
243 Bruder? #20:35#

244 B: Mein Bruder? Aus dem Grunde – der war hier bei H.s. Und auch hier gelernt und
245 drüben war mein Bruder und meine Schwester. Und ...der wollte da nicht zur – mein
246 Bruder wollte nicht zur Armee .. . und da ist er abgehauen und da brauchte er nicht zur
247 Armee. #20:54#

248 I: Und spielten Sie mit dem Gedanken zu Ihren Bruder zu gehen? #20:56#

249 B: Nee, ich war dreimal drüben. Ich bin schwarz gelaufen, von Plauen bis Hof gelaufen,
250 im November ... alleine. Da bin ich im – da hat mir jemand gesagt: „Du musst
251 aufpassen, die STARKSTROMLEITUNG musst du beachten, nüberwärts.“ Ich bin nur
252 durch den Wald. Laufen Sie mal im Winter, wenn Sie da um eins ankommen, da wird's
253 ja um vier finster, ne. Sagt er „immer die Starkstromleitung muss auf der linken Seite
254 sein und wenn du zurückkommst auf der rechten Seite. Und da habe ich mich danach
255 gerichtet und da bin ich gelaufen von Plauen bis Hof ... na. Und dort habe ich in Hof,
256 war ich bei der inneren(?) Mission eine Nacht und dann bin ich weitergefahren. Und da
257 ich kein Westgeld hatte, bloß Ostgeld, habe ich dann... nachzahlen müssen... und ich
258 habe ja kein Westgeld, aber da war EINER drin gewesen, ein Westdeutscher, der hat mir
259 das bezahlt. Dem habe ich die Story erzählt, dass ich gelaufen bin und ja – Dann waren
260 wir zur Hochzeit, meine Mutti mit und mein Bruder – das war 46, da sind wir auch im
261 November gelaufen... Und wie wir dort ankamen, na, es gab doch keine Schuhe nichts.
262 Ich hatte ein paar Schuhe an, da war solch ein Absatz dran. Na, wie ich da drüben

263 ankam, da war der Absatz weg und ich hatte Blasen wie verrückt, nicht ...#22:16#

264 I: Sie waren dann ja recht häufig im Westen. Warum wollten Sie nicht rüber? Also...
265 #22:22#

266 B: Weil ich hier ... zufrieden war. Ich hatte meine Arbeit, ich hatte meinen Mann –
267 nachher meinen Mann. Natürlich ist mein Mann auch reinbestellt worden, wie ich das
268 eine Jahr dreimal gefahren bin, da war mein Bruder verunglückt, tödlich, und alles. Und
269 meine Mutti hatte im November Geburtstag und dann meine Schwester hatte nochmal
270 geheiratet. Da war ich dreimal drüben und das dritte Mal, da haben sie meinen Mann
271 mit reingeholt. Was er dazu sagt, dass ich schon wieder nach dem Westen will? Na und
272 ich weiß noch, der hatte mir ja schon mal vorher gesagt, was los ist. Sagte er: „Du willst
273 schon wieder fort?“. Ich sage: „Na“. Ich sage: „Wenn du mir die richtige schreibst“. Ich
274 musste ja vom Betrieb immer was haben, dass ich das entweder rausgearbeitet habe
275 oder noch Urlaub habe. Ich brauchte immer eine Bestätigung und eine Beurteilung vom
276 Betrieb, wie ICH MICH BENEHME SONST HÄTTE ICH JA NICHT FAHREN
277 KÖNNEN. DAS IST NUN EINMAL SO GEWESEN. #23:10#

278 I: Ja, Sie sagten ja auch schon bereits, dass Sie sehr viel Unterstützung von den
279 Einheimischen bekamen. Beschreiben Sie doch bitte, wie sich die Einheimischen Ihnen
280 generell gegenüber verhielten. #23:27#

281 B: Na, ich kann da nicht so klagen. Ich meine, so viel Kontakt hatte ich die ersten Jahre
282 nicht. Das kam nachher erst durch die Annelies und durch die ... Brigitte ... R.. Dass
283 wir dann öfters mal wegkamen und so, denn bevor ich meinen Mann nicht so kannte,
284 waren wir ja auch bloß – wir Mädels untereinander, ne. Nachher war das dann anders.
285 #23:48#

286 I: Waren Annelies und Brigitte Ihre Freundinnen? Schul... #23:51#

287 B: Ja #23:51#

288 I: Schulfreundinnen. #23:51#

289 B: Nee, nicht Schulfreundinnen. Hier in Rückmarsdorf haben wir uns kennengelernt.
290 Ich war hier – die Annelies, das ist jetzt meine Schwägerin geworden. Also sie ist auch
291 schon tot. Und die Frau – die ist verheiratet - die Frau M. in Lindenuendorf. Und wir
292 zwei, wir telefonieren noch. Wir waren ACHT Mädels, die waren immer sonntags
293 zusammen tanzen gegangen, nicht. Und da war noch hier ... L.s hier ... L.s Oskar seine
294 Tochter, das war nachher die Frau F. Kennen Sie die, die Regina? Ja. Die war noch mit
295 dabei ... Na ja, und dann noch von Frankenheim welche, na. #24:34#

296 I: Waren – Ja genau. Waren die zwei, also Anneliese und Brigitte, geborene
297 Rückmarsdorferinnen oder – ? #24:39#

298 B: Jaja. Die Anneliese ist K., ja. Und die ... R. Und die haben mich unterstützt – wie ich
299 das – auch mit der Esserei. Herr R. oder die Frau – da durfte ich jeden Sonnabend zwei
300 Liter Milch holen... und das war viel. Und wenn wir auf die Lebensmittelkarte die
301 Haferflocken oder Nudeln kriegten, da wurden die Sonnabendabend gekocht und
302 Sonntagfrüh gegessen und wer den Topf auslecken durfte, der hat einen halben
303 Schöpflöffel mehr gekriegt zum Frühstück. Und da haben wir gewechselt. Heute lacht
304 man drüber. Aber ... es war so. ... #25:15#

305 I: Ja. Erzählen Sie bitte, wie wichtig es Ihnen war, sich in die neue Heimat, also
306 Rückmarsdorf einzuleben. #25:23#

307 B: Na, das hat lange gedauert. Das hat lange gedauert. Und zwar so lange, bis ich mit
308 meinem Mann hier selbstständig war, alleine und auf niemanden angewiesen. Es ist
309 schlimm, wenn Sie zur Miete wohnen und müssen sich danach richten mit allem. Da
310 durften Sie das nicht, da durften Sie das nicht, da dürfen Sie das nicht und da dürfen Sie
311 das nicht. So, nicht... Und so haben wir uns dann zusammengetan und ich habe ja hier
312 erst einmal acht Jahre zur Miete gewohnt. Und der Hauswirt, der hatte nirgends Licht.
313 EINE Steckdose im Wohnzimmer, eine Steckdose in der Küche, eine im Schlafzimmer.
314 Im Waschhaus war GAR nichts. Und im Keller auch nicht. Toilette auch nicht, Wenn die
315 Tochter – kennen Sie die noch, die H.? D.s Bernharden seine Frau? Ja. Und die war hier,
316 die hätte das kriegen sollen. Aber die hat sich nicht danach gefügt und er auch nicht.
317 Und heute werden sie es vielleicht manchmal bereuen. A. Werner hätte schon sein
318 Elternhaus auch haben können, nicht. Na ist egal, das ist denen ihre Sache. Und ... da
319 haben wir hier acht Jahre gewohnt und mein Mann, der hat schon immer die Esse in
320 Ordnung gehalten, weil die Leute, die hier gewohnt haben, das Ehepaar, die waren ja
321 auch schon alt, nicht. Und da sind wir ausgezogen, weil die Tochter hier rein wollte in
322 die Wohnung. Unten haben wir ja gewohnt. Und nach einem dreiviertel Jahr haben sie
323 uns das Haus angeboten. Und da hat mein Mann gesagt, da schlagen wir zu. Wir sind
324 das nicht gewöhnt, bei acht, sechs, acht Parten da drüben, hier, die sich da immer
325 zanken ums Waschhaus, wenn sie mal waschen gehen wollen und so, das sind wir nicht
326 gewöhnt. Und wir haben ja – bei St.s sind wir ja auch ins Waschhaus, wenn wir
327 konnten und so. Das war kein Problem ... bei St.s. #27:03#
328 Da habe ich ja dann gewohnt bei St.s. Wie der Herr S. uns rausgeschmissen hat hier, der
329 war mal eine zeitlang hier Bürgermeister, was. Kennen Sie auch noch? Sagen Sie mal,
330 da brauche ich ja nichts dazu sagen. Hier – der hat uns dann rausgeschmissen bei Ap.s
331 wo er die Frau Ap. auch rausgeschmissen hat. Die ist ja dann bei Z.s hinten gewesen
332 und ... da sind wir bei St. in die Gaststätte oben eingezogen. Na, und da haben wir dann
333 gewohnt, bis wir hierher gegangen sind ... und meine Mutti nach dem Westen ist und da
334 haben wir dann 54 die Wohnung unten gekriegt. ... Und da – von da an habe ich mich
335 dann wohlgefühlt. #27:44#

336 I: Hm. Hatten Sie das Gefühl – also im Vergleich zu den Einheimischen benachteiligt zu
337 werden groß von Behörden oder auch von den Einheimischen? #27:52#

338 B: Na, bis auf das hier – nee, eigentlich nicht – #27: 55#

339 I: Eigentlich nicht. Okay. #27: 55#

340 B: Nee, kann ich nicht sagen. Ich habe mich sonst wohlgefühlt. Weil ich dann – Ich will
341 mal sagen durch die beiden – durch die Mädels – weil – wie wir acht – waren wir unter
342 uns. Ich war im Gesangverein, ich war in der Kirche im Chor, so lange, wie ich in der
343 Kirche war. Und dann war ich bei der Frau K. hier im Frauenchor, ja. Und dann hatten
344 wir ja auch einen KLAMPfenchor, ne. Das war ja alles da. Ja. Und das ist alles
345 eingegangen. Und mein BRUder, den hat es eigentlich ein bisschen gestört. Und der hat
346 mit St. Heinz zusammen Trompete gespielt. Und zwar hat der gelernt bei der Frau H.
347 Hier die ... B.s die wohnt da draußen. Kennen Sie nicht, ne? #28:37#

348 C: Nee. # 28:38#

349 B: Ja. Und da sagt er: „Wir werden ja nirgends eingesetzt.“ Und da hatten sie sich die
350 Trompete und die Mandoline – hat er ja sowieso gehabt, durch den Klampfenchor ...

351 die habe ich erst einmal mal mit nach dem Westen genommen nachher zu seinem Sohn,
352 der hat sich natürlich gefreut, dass er was von seinem Vater hat, vom verstorbenen –
353 und ... na ja, Wie gesagt, und das hat den eigentlich auch ein bisschen geärgert. Na ja,
354 und da drüben hat ER in seinem Ort den Handball aufgebaut. #29:04#

355 I: Hm. Okay. Ja. Also Sie hatten es ja jetzt schon angesprochen. Sie waren in der
356 Kirche, bis ... ja/ #29:11#

357 B: Ja. #29:11#

358 I: /in verschiedenen Gesangsvereinen und in Chören und Ihr Bruder hat ja auch den
359 Handball dann aufgebaut/ #29: 19#

360 B: Ja #29:19#

361 I: /im Westen. ... Haben Sie in irgendwelchen – Also in welchen Vereinen hatten Sie
362 noch – oder hatten Sie in politischen Organisationen mitge/ #29:28#

363 B: DFD. DFD. Kassiererin [lacht]. Das ist heute nicht mehr wichtig. [lacht]. ... Aber
364 man musste sich ja beteiligen, aus dem Grunde schon: Wenn ich mich nicht beteiligt
365 hätte, hätte mich auch der Betrieb nicht mehr fortgelassen. Und im Betrieb war ich ja
366 mit im ... Wie sagte man da damals... Betriebs... nicht Vorstand, wie sagte man denn da
367 früher? ... Sagen Sie mal. Helfen Sie mir mal... Betriebs... Helfen Sie mal... [B und I
368 lachen] # 29:59#

369 B: Ach, na wenn man mit was zu sagen hat im Kollektiv. #30:06#

370 I: Managementausschuss? #30:07#

371 B: Bitte? #30:08#

372 I: Nein [lacht] #30:09#

373 B: Sagen Sie doch mal! #30:10#

374 I: Betriebsleiter? Oder... #30:11#

375 B: Nee. Im ... im Be... im... Ach. #30:16#

376 I: Im Betriebsrat. Gewerkschaft #30:17#

377 B: Ja, von der Gewerkschaft aus. Ja... Gewerkschaft... #30: 22#

378 I: Führer. Gewerkschaftsratsvorsitzender... #30:24#

379 B: Nee. Vorsitzender nicht. Aber ich war da mit drin. #30:26#

380 I: Ach so. Ja. Okay #30:27#

381 B: Und da haben sie mich dann ja auch nicht mehr gerne gehabt. WEIL – kann ich heute
382 sagen – aber das bleibt jetzt unter uns, was ich sage. #30:36#

383 I: Ja [lacht] #30:37#

384 B: I.s Bodo wollte sich seinen Meister von unserem Zeichner machen lassen. Und da

385 hat der mich dann reingeholt, der Zeichner. Und da hat er gesagt: „Horch mal, so und
386 so.“ Ich sage: „Na, das gibt's nicht. Ich kann doch nicht angeben mit fremden Sachen.
387 Das geht nicht“. Na, und von da an war ich das schwarze Schaf. Weil ich da
388 hineingefunkt habe. UND das Dumme ist ja: ich musste mal Kaffee kochen. Da ist
389 unsere ... Hausfrau, sage ich mal, ausgefallen, die immer Kaffee gekocht hat und das
390 Essen ausgegeben hat. Und da sagt er: „Frau K., können Sie das mal machen?“ Ich sage:
391 „Ich mache es“. Und ich koche Kaffee und wer steht da draußen? Die Polizei und holen
392 ihn ab. Und ich muss das gerade sehen. Ach... Ich habe mir die Hände gerieben.
393 Und heute habe ich gerade ein Ding gekriegt, hier, dass die jetzt wieder aufwärts sind.
394 Steigen, ne. Im Gemeindeblatt ist ein Extrablatt von I. und Co. #31:39#

395 I: [lacht] Tja. ... Wie würden Sie Ihre Schulleistungen oder auch Ihre Leistungen im
396 Betrieb beschreiben #31:47#

397 B: Gut. Ich war immer gut dran. Ich habe immer gute bis – [lacht] [unverständlich] ich
398 bin paarmal ausgezeichnet. #31:53#

399 I: Wie wichtig waren Ihnen diese Leistungen? #31:56#

400 B: Gut. Sehr wichtig, weil wir ja Leistung gearbeitet haben. Und ich habe mich immer
401 eingesetzt, wenn der Plan nicht erfüllt wurde, dass ich länger gearbeitet habe. Da habe
402 ich schon nicht erst um sechs angefangen, da habe ich um fünf angefangen zu arbeiten.
403 Und habe auch mal länger gemacht und so... und, ja. Also und mit den Kollegen bin ich
404 immer gut dran und da habe ich heute noch ... Verbindung mit einer Kollegin. Die ist
405 jetzt – die war früher in Dölzig und haben das Haus verkauft. Die wohnt jetzt in
406 Österreich. Und wir telefonieren noch zusammen und schreiben noch zusammen und
407 alles. Na und die Frau C. hier drüben hat mit mir zusammengearbeitet, ein paar Jahre.
408 Hm. Na ja. #32:37#

409 I: Ja. Genau. Sie waren ja hier mit Ihrer Mutter untergebracht. #32:43#

410 B: Hm #32:43#

411 I: Ja. Inwieweit wurde denn über die Vertreibung gesprochen? #32:48#

412 B: Wie? #32: 46#

413 I: ja, war das ein großes Thema bei Ihnen oder wurde das mehr/ #32:53#

414 B: Na, zu Hause. Aber so im Großen und Ganzen nicht. Ich bin genauso aufgenommen
415 worden, auch in der Firma, wie andere auch, andere Kollegen. ... Ja, also da kann ich es
416 nicht sagen. Und die Kollegen, mit denen ich zusammengearbeitet habe, ob das bei W.
417 war oder hier bei I. Und im Kindergarten, da habe ich ja fünf Jahre gearbeitet, bei der
418 Frau B. Kennen Sie die noch die Frau B.? Nee. Ja. Und die hat eigentlich gesagt – mein
419 Sohn war damals zweieinhalb – und ... die brauchten jemanden im Kindergarten. Ich
420 wollte aber nicht in den Kindergarten. Ich sage: „Der Kleine geht erst ab drei Jahre in
421 den Kindergarten. Und da hat meine Schwiegermutter – da war ich eben so noch
422 befreundet, nein, da war ich schon verheiratet, ja ... da hat die gesagt: „Ich nehme ihn
423 nachmittags, da kannst du nachmittags gehen.“ Und da bin ich erstmal nachmittags
424 gegangen und dann bin ich vormittag. Na ja, da musste ich aber auch alles schreiben
425 wie eine andere. Und da hat mich die ... Leiterin, was die erste war, die Hauptleiterin
426 von Leipzig, so lange bearbeitet, dass ich sollte Fernstudium machen. Ich sage: „Das
427 mache ich nicht, weil mein Mann jetzt auswärts arbeitet.“ Und mein Mann hat ja die
428 ganzen Schornsteine mit hochgezogen in Lübbenau, die jetzt alle kaputt sind. Und die

429 Bilder haben wir aber alle noch. #34:09#

430 I: ... Ja, genau. Hatten Sie selbst dann, als Sie dann hier Fuß gefasst hatten und dann
431 eine eigene Familie gegründet hatten, über die Vertreibung gesprochen, mit Ihren
432 Kindern zum Beispiel? #34:20#

433 B: Das wissen die. Na, ich habe bloß einen Sohn, aber der weiß das. Aber der hat auch
434 keinerlei Interesse dazu. WoBEI: Wir waren fünfmal in meiner Heimat. Ich habe immer
435 gesagt zu meinem Mann: „Es wäre schön, wenn du meine Heimat auch kennenlernen“,
436 weil der in Bad Sarow schon war und von da aus ist es ja nicht mehr so sehr weit, nicht.
437 Und während dem Krieg war der dort – und dann sind wir mal rüber gefahren, und zwar
438 mit einem Schlesier aus Senftenberg. Und in Senftenberg ist ein Schlesier, der hat heute
439 noch Kontakt zu seinem Bauernhof. Da sind Polen drin und da fährt der jedes Mal hin.
440 Und wenn der nach Hause fährt, da fährt der kurz vor ... – wie heißt das – ... Bad
441 Muskau auf den Markt. Da hat der schon seinen Stand, da hat er sich immer geholt sein
442 Mehl, seine Butter, seinen Zucker [lacht], weil er ein Süßer ist. Und das hat er mit nach
443 Hause genommen. Und vor allen Dingen hat er immer getankt. Und der fährt heute noch
444 darüber zu seinem – Und da erzählt er immer, wie die Polen das aufbauen. ... Und ich
445 war das erste Mal in meinem Großelternhaus. Und die Polin, die kann ja kein Deutsch
446 und ich kein Polnisch. Und da haben wir uns so mit Händen und Füßen haben wir und
447 verständigt (?). Da bin ich da hin und da habe ihr gesagt: „Hier – Haus – meine
448 Babuschka“. Und da hat die mir gesagt: „Da“ – das Zimmer war geradeaus – so [macht
449 Geste] – essen? „Ja“, sagt sie, „ja“. Ich sage: „Da“ [Geste für schlafen]. „Ja, ja“, machte
450 die immer. Und da das Zimmer [Geste]. Ja, das war das gute Zimmer, die Stube, nicht.
451 Da hat sie mich reingeholt und alles. Und dann, wie wir das zweite Mal da waren, da
452 haben wir gesehen – da haben wir einen Dolmetscher mitgebracht, auch ein
453 Heimatfreund. Und – der ist aus der Eifel. Und den haben wir auch dann immer
454 besucht, wenn wir zu meiner Schwester gefahren sind. Und da hat der mir auch immer
455 das Neueste berichtet, wenn ich mal nicht mitfahren konnte [lacht]. Und da hat der mir
456 dann das erzählt, dass – die mussten von Buk weg. Das war in Buk, Polen. Und die sind
457 genauso rausgeschmissen worden wie wir, von Zuhause. Und die sind dort rein und
458 konnten nicht sagen, ob sie mal für immer dort drin bleiben dürfen, ja? #36:35#
459 Und wie wir dann dort waren, das dritte Mal, da hat sie uns erzählt, die hatte eben vier –
460 das hatte sie uns schon erzählt mit dem Dolmetscher – vier Kinder. Und der Mann war
461 gestorben und die hat auch keinen Zuschuss gekriegt von den Polen und so, nicht. Die
462 war genauso ein armes Schwein wie wir und waren froh, dass sie ein Dach über dem
463 Kopf hatten. Und ... wie wir dann das nächste Mal da waren, da hat sie gesagt, dass die
464 Jungs Arbeit haben in der Tschechei. Und da haben wir auch gesehen, dass sie schon
465 was gemacht haben und haben dann die Genehmigung gekriegt, dass sie dort immer
466 wohnen bleiben können. Und da haben wir gesehen, was sie schon alles gemacht haben.
467 Im Vorgarten und so. Und da habe ich mich natürlich gefreut, dass das erhalten bleibt,
468 nicht. ... Ja/ #37:23#

469 I: /also eigentlich waren das so alle Fragen, die wir hatten. Ja. #37:28#

470 B: Zu viele beantwortet. #37:29#

471 I: Nein, das nicht, überhaupt nicht. Ja. #37:30#

472 B: Aber wenn Sie noch etwas wissen wollen, gerne. ... Und – ach, dann muss ich noch
473 sagen – [zeigt Heimatzeitungen] Ja, hier. Und das war das – Guhrau, das war voriges
474 Jahr, muss ich mal sagen. Und dieses Jahr war es 25 Jahre. ... Und das war in Losa.
475 Und das wurde ja jedes Jahr fotografiert. Das sind auch Heimatfreunde. Aber ... Und

476 hier ist es zum Beispiel drin. Und ja, und hier danach habe ich dann alle – viele, viele
477 Heimatfreunde gefunden aus unserem Ort, die wir dann immer besucht haben. Mein
478 Mann ist ja mit dem Dings gefahren, hier und ... Hier – das ist der Neubeginn in
479 Sachsen nach der Flucht. Da schreibt einer aus Hoyer – aus Kamenz die ganze Flucht.
480 Das geht bestimmt schon zwei Jahre. Und da schreibt der da ... wie er hier angefangen
481 hat und wie er alleine war und auch seine Familie mit ernähren musste, die Mutter krank
482 und alles. Aber wenn Sie weiterblättern, da ist der Fünfundzwanzigste. Und das war der
483 eigentlich so letzte – Hier sind die Geburtstage alle drin von Heimatfreunden aus
484 unserem ... Guhrau, nicht. Da ist es schon vorbei. Da ist 25 Jahre, das ist das letzte Mal
485 jetzt gewesen. ... Hier. Und da sind sie alle noch einmal fotografiert. Und das Bild ist
486 auch dann gekommen. ... Mal sehen, ob Sie mich da finden. ... Mich haben sie
487 meistens, weil ich die Kleinste bin, vorn in die erste Reihe gesteckt. #39:12#

488 I: Ich nehme an, das sind Sie. #39:14#

489 B: Bestimmt. [Beide lachen] Und hier auch. Das ist aber voriges Jahr. ... Und das haben
490 sie mir geschickt, weil es bei uns in der Zeitung nicht drin ist. Und das ist wie bei denen
491 im Gemeindeblatt. #39:28#

492 Na, und die Zeitung habe ich mir dann genommen. Und wie gesagt – und da habe ich
493 dann, hier Sch.s Bescheid gesagt, durch – weil die Kinder auch bei unserer
494 Kindergärtnerin in die Schule gegangen sind. Na ja, und dann war noch im Kindergarten
495 mit der Kindergärtnerin zu Hause und da hingen noch die ganzen Blättchen dran, bei
496 der Garderobe, was sie selber gemacht hatte und so. ... Ja, und das hatte sie alles
497 interessiert. Na, und dann waren wir auf dem Friedhof und das alles. Also wir haben –
498 mein Mann, der hat sich ja dann so ... reingeklemmt. Und der ist – der ist das erste Mal
499 mit mir mitgekommen und ist aufgenommen worden bei den Schlesiern, als wenn der
500 schon immer dabei war. #40:05#

501 I: Ja... Gut, also wie gesagt. Vielen Dank für Ihre Zeit. #40:12#

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit erkläre ich an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Alle Stellen meiner Arbeit, die dem Wortlaut oder dem Sinn nach anderen Werken entnommen sind, habe ich in jedem Fall unter Angabe der Quelle als Entlehnung kenntlich gemacht. Die vorliegende Arbeit hat in dieser oder einer ähnlichen Form noch keiner anderen Schule oder Institution als Prüfungsleistung vorgelegen.

Ort, Datum

Unterschrift